Ein launenhaftes Weib.

Roman

von

Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen.

Erster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Erstes Buch.

Das freie Mädchen.

Erobern, ja, das verstand sie gut!
Sie konnte wärmen das männliche Blut!
Mit jeder Gunst verstand sie zu wuchern,
Die Galle sogar zu überzuckern.
Wen sie mit ihrem Auge ansah,
Der wußte selbst nicht, wie ihm geschah.

v. Braun.

Erstes Kapitel.

Auf dem Kirchhofe.

Es war Nacht, aber eine von jenen entzückenden Julinächten, deren geheimnißvolle Schönheit, wenn man sie in Gottes freier Natur schaut, die Seele umstimmt und macht, daß sie sich mit Widerwillen von ihren abgenutzten und ermüdenden Alltagsgedanken hinwegwendet.

Eine solche Nacht ist der Sabbath der Seele, ihr Sommertraum.

Auf einem ländlichen Kirchhofe, neben dessen friedlicher Mauer ein Wasserfall rauschte, saß in diesen einsamen Stunden ein Mann auf dem Postamente eines prachtvollen marmornen Grabmales. Er saß dort so unbeweglich, als wäre er mit dem kalten Steine zusammengewachsen. Daß aber sein Herz nicht kalt war, das konnte man schließen aus der Kraft, mit welcher er die eine Seite des Sarkophages umfaßte.

Eben war der Mond aufgegangen über der Stadt der Todten und leuchtete klar durch zwei riesige Pappeln, deren laubreiche Kronen ein durchsichtiges Dach bildeten über dem erwähnten Monumente, einem mit eisernem Gitterwerk umgebenen Familiengrabe, durch dessen jetzt halbgeöffnete Thür man in den Friedensplatz treten konnte.

Der Mond aber beleuchtete das Grab des Armen eben so gut, wie das des Reichen.

Jeder grünende Hügel war versilbert, jeder sandige Gang schneeweiß, und die dunkeln Tempelmauern sogar wurden hell durch

den Wiederschein des Glanzes, den der Mond auf die hohen, schmalen Kirchenfenster warf.

Die Winde, welche während des verflossenen Tages in frischer Bewegung gewesen waren, legten sich allmälig und schaukelten sich still und gemächlich in den Schlaf auf den Armen der Bäume, während der Nix in dem Wasserfalle dort unten sowohl ihnen, als auch den einsamen Waldglocken und den Ringelblumen auf den Gräbern vorsang; und eingeschläfert von dem Gesange und gesättigt von dem nächtlichen Thau senkten auch die Blumen ihre Häupter und entschlummerten.

Alles schlummerte, von dem Johanniswürmchen an, welches dort in dem dunkeln Sande des neulich aufgeworfenen Grabes schimmerte, bis zu der Schwalbe, welche ihr Haus in der Spitze des Kirchthurmes gebaut hatte.

Nur die Seufzer des Wasserfalls und die Seufzer aus einer Menschenbrust störten das Schweigen.

Der Mann, welcher so lange unbeweglich an seinem Platze gesessen hatte, erhob nun das Haupt und blickte um sich her, als suchte er eine lebendige Gesellschaft. Er fand auch bald eine solche, indem sein Fuß einen Frosch aufscheuchte, welcher in den Blumen versteckt gelegen hatte.

„Ach so!" sagte der Nachtwanderer, indem er seinen großen, seelenvollen Blick, unverdunkelt von den Thränen, welche in den Wimpern hingen, mit einer Art von Zärtlichkeit auf dem kleinen Leben ruhen ließ, welches dort umherkroch, „du und ich, wir wachen mit einander? Habe Dank dafür! Aber es war Unrecht von mir, daß ich dich weckte; geh du zurück in dein Blumenbett — und glaubst du, mir irgendwie Dank schuldig zu sein, so schone der Würmer so, wie ich deiner schone; denn, siehst du, wenn der Wurm in Ruhe mit seiner Arbeit fortfahren kann, so erhält die Erde um so früher ihre Anleihe zurück und da wird Alles gut."

Indem er diese Worte halblaut sagte, rollte das leichte Gewölk hinweg, welches auf einige Augenblicke den Mond verdunkelt

hatte, und sein Schein fiel mit Klarheit auf das Gesicht des Mannes. Dieses spiegelte starke Gefühle, fromme Gedanken, fast die reinen Gedanken eines Kindes, ab, und dennoch sah man, daß ein starker und ruhiger Geist in dem kleinen Körper wohnte.

Ja, dieser Körper war weit unter der mittleren Größe, aber er war so gut proportionirt, er sah so abgehärtet, so stark aus, daß er, weit entfernt, ein Lächeln zu erregen, vielmehr den Gedanken an Zuverlässigkeit weckte, und wenn man die Augen auf dieses Gesicht warf, welches nicht einmal in der tiefen Betrübniß eine jovialische Gutmüthigkeit unterdrücken konnte, so empfand man fast jenes Gefühl, welches erwacht, wenn man bei der Betrachtung einer frischen und idyllischen Landschaft plötzlich die Töne einer leisen, klagenden Melodie vernimmt, deren friedevolle, fast spielende Worte dem Accompagnement widersprechen.

Es gibt dergleichen Verschmelzungen in gewissen Seelen: das Lächeln ist eine Thräne, die Thräne ein Lächeln.

Diese Seelen haben immer ihre eigenthümlichen Kennzeichen: sie sind zufrieden, dankbar, sich selbst genug, und dennoch suchen sie die ganze Welt, um von ihrem Frieden mitzutheilen. Sie sind wirkliche Apostel, auf einer ewigen Wanderung begriffen; aber sie lehren nicht mit Worten oder irgend einer Art von Anstrengung, sondern durch Thaten und Beispiele.

Eine solche Seele war Onkel Janne.

Höre hier seine Geschichte — höre, warum er auf diesem Grabmale weint, dessen Pracht einen so grellen Gegensatz gegen seine eigene, einfache Kleidung bildet!

Zweites Kapitel.

Onkel Janne.

Aus einem armen adeligen Hause gingen zwei Söhne hervor, um ihr Glück zu suchen.

Aber so unzertrennlich die Träume der Kinder gewesen waren, eben so verschieden wurden die Jünglinge.

Bald sahen sie es auch ein, daß sie ihr Glück auf verschiedenen Wegen suchen müßten; Eines aber tröstete sie; sie wußten, daß sie immer wenigstens irgend einen Ort finden würden, wo sie sich treffen konnten, um die vertraulichen Ergießungen über ihre verschiedenen Bestrebungen auszutauschen.

In einem Alter von neunzehn Jahren waren die beiden Brüder sich und ihren eigenen Kräften gänzlich überlassen.

Die schöne Heimath ihrer Kindheit, woselbst eine liebende, zärtliche Mutter, ein vortrefflicher Vater sie bisher mit offenen Armen empfangen hatten, war ihnen jetzt verschlossen, auf immer verschlossen. Das Haus war in fremden Händen, denn der Vater und die Mutter waren in eine andere, eine ruhigere Heimath gezogen.

„Dort oben," sagten die Jünglinge, indem sie sich fest umarmten, „werden sie wenigstens erfahren, wie unsere Träume in Erfüllung gegangen sind!"

Die Träume führten Franz Sternfelt auf stolzen Flügeln zu Ehrenstellen, Ansehen, Reichthum und Macht. Janne war blöder und mit seinem einfachen Gemüthe nicht im Stande, das Glück zu würdigen, nach welchem Franz strebte, und hatte daher nur ein einziges Ziel, aber dieses war auch der höchste, brennende Wunsch seiner jungen, poetischen Seele: eine Reise nach Italien, um zu studiren und sich auszubilden.

Janne war ein Dilettant in der Malerkunst, und dachte, er

könnte es vielleicht eines Tages so weit bringen, daß man ihn einen verdienstvollen Landschaftsmaler nannte.

Franz war Student, und dachte, daß er wohl eines Tages den Namen „Ihre Excellenz" führen könnte.

Franz war, wenn auch nicht eben stolz auf sein adeliges Wappen, doch herzlich zufrieden mit demselben.

Janne meinte, es sei ganz einerlei, ob er Stensson oder Sternfelt, Paul oder Per hieße, er dachte niemals daran, außer, wenn er bisweilen zu sich selbst sagte: „das beste Erbe des Sohnes ist des Vaters ehrlicher Name; ich will gewiß dafür sorgen, daß er keine Flecken erhält, so lange ich ihn trage."

Und der Name war auch beinahe das einzige Erbtheil der Jünglinge, denn das kleine Kapital, welches sie bei mündigem Alter erhalten sollten — ein Zeitpunkt, der für Janne zwei Jahre später eintraf, als für Franz — war nur so groß, daß es dem Letztern erlaubte, seinen akademischen Cursus zu beendigen und seine Schulden zu bezahlen, und dem Erstern, die unschätzbare Reise nach dem für ihn heiligen Rom anzutreten.

Ein gemeinsamer Schatz aber, der nie abnahm, war ihre gegenseitige Liebe und das warme Interesse für ihre gegenseitigen Pläne.

Franz schwärmte mit Janne und brachte die kalte Sprache seines Ehrgeizes zum Schweigen, um nicht den tiefen Frieden, die schöne Harmonie in dem Wesen des Bruders zu stören; Janne bemühte sich, ein Weltmann zu werden, zu berechnen, Luftschlösser zu bauen, Franz zu erfreuen und ihn zu überzeugen, daß er, Janne, an Franzens Beruf und Kraft glaubte.

Wie entwickelten sich nun ihre Träume?

Franz verliebte sich in ein junges Fräulein, die einzige Erbin eines ansehnlichen Reichthumes; sie erwiederte auch seine Liebe und gelobte, ihm ihre Treue zu bewahren, bis er sich eine Stellung und einen Titel erworben hätte, der es für ihn zu einer Möglichkeit machte, offen als ihr Freier aufzutreten.

Die Liebe des Fräuleins war nämlich nicht von der echt schwärmerischen Art, und doch war sie erst fünfzehn Jahre alt.

Der zwanzigjährige Liebhaber glaubte an alle Wunderwerke des Glückes, nachdem es ihn schon so sehr begünstigt hatte, er legte daher die unverbrüchlichsten Gelübde eines Fleißes, einer Ausdauer und einer Verschlagenheit ab, die nicht ihres Gleichen haben sollten.

Und ehrlich that Franz Alles, was in seinen Kräften stand, um zu beweisen, was ein fester Wille vermag; aber er hatte nicht mehr als zwei Jahre verlebt, so sah er sich auf der einen Seite von tausend eigensinnigen Gläubigern und auf der andern von einer ebenso unabweislichen Armuth belästigt, in tausend unangenehme und oft schwierige Verlegenheiten versetzt, welche störend waren für seinen Fleiß und nicht im Mindesten paßten, um den Schein der Eleganz und Unabhängigkeit zu unterhalten, welchen er zu Anfang anzunehmen das Glück gehabt hatte.

Um diese Zeit kam Janne in die Hauptstadt, um, ehe er seine Wallfahrt in das gelobte Land anträte, seinen Bruder zu besuchen, und sich an dem Glücke zu erfreuen, das dieser, als verlobt mit einem zu gleicher Zeit reichen und geliebten Mädchen, fühlen mußte und, wie seine Briefe versicherten, auch wirklich fühlte.

Aber wie ging es wohl mit Janne's eigenem Glücke, als er vernahm, daß Franz ihn hinter das Licht geführt hatte, um ihn nicht zu betrüben, und als er hernach mit eigenen Augen die große Bedrängniß und die unsäglichen Bekümmernisse des Bruders bei dem Gedanken an das Ziel sah, welches die Braut als den Preis ihrer Hand gesetzt hatte!

„Ach so," sagte Janne, „sie will Dich also nicht eher haben, bis etwas Großes aus Dir geworden ist?"

„Kannst Du sie darum tadeln?" entschuldigte Franz. „Sie kann wohl nicht einen Hofgerichtsnotar heirathen und sich selbst und mich ebenfalls dem Gelächter Preis geben? Wir sind ja beide jung, wir können warten!"

Janne antwortete nicht; er hatte nur seine Gedanken.

„Könnte ich mich nur aus meiner jetzigen schwierigen Läge retten," fuhr Franz fort, so würde es hernach wohl gehen — wenn man aber zwei Jahre lang fast nur auf Credit gelebt hat, so ... Du verstehst mich!"

Janne schüttelte das Haupt.

„Aurora hat mir mehrmals mit der größten Zärtlichkeit mit Gewalt Geld aufdringen wollen; doch ehe man glauben soll, daß meine Braut mich unterhält, will ich lieber hungern, ja in's Schuldgefängniß wandern."

„Das ist Recht; aber während Du im Schuldgefängniß sitzest, kannst Du nicht für Deine Zukunft arbeiten."

„Ein solches Ereigniß würde mich auch bei meinen Gönnern ganz herabsetzen und mir vielleicht auf immer die Bahn verschließen, die ich zu betreten gehofft habe."

„Das kann und das soll nicht geschehen," sagte Janne fest. Du nimmst mein kleines Kapital und damit ist Dir geholfen!"

„Was? Dein Geld, für welches Du Deinen einzigen kleinen, enthusiastischen Traum befriedigen wolltest? Nein, Janne, lieber lasse ich meine Hoffnung auf Aurora und alle meine Luftschlösser fahren! Ich wäre ja ein wirklich elender Mensch, wenn ich Deine Aufopferung annähme!"

„Du mußt sie annehmen und dennoch alles Andere sein, als ein elender Mensch, denn was die Gabe heiligt, das ist unsere warme Bruderliebe, und Du verstehst wohl, daß ich dabei glücklicher bin, als Du!"

„Führe mich nicht in Versuchung, erniedrige mich nicht vor mir selbst, sage kein Wort mehr davon!"

„Wie Du willst, mein Entschluß aber steht fest; ich habe mir schon einen andern Lebensplan entworfen. Siehst Du, liebster Bruder, ich will es Dir gern gestehen, mit meinen Talenten ist es nichts: ich werde also Lehrer an einer Erziehungsanstalt; das gibt mir Brod und doch noch ein wenig zu Büchern, Farben und Lein-

wand — was brauche ich mehr? Jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen kann, ist reich."

Es bedarf keiner Worte weiter: Janne brachte und Franz nahm das Opfer.

Seit dieser Zeit verflossen viele Jahre.

Franz, dessen Verlobung mit dem reichen Fräulein Aurora von H** jetzt veröffentlicht war, avancirte zwar nicht schnell, aber er ging Schritt für Schritt vorwärts, während Janne in seiner Erziehungsanstalt blieb, wo er mit beispielloser Geduld seinem dreifachen Amte als Lehrer in der Logik, im Zeichnen und in der Botanik vorstand.

Der schöne verlorene Jugendtraum lebte jetzt in seiner Erinnerung nur noch wie ein geliebter Abgeschiedener. Er fand ein Vergnügen daran, ihn zurückzurufen, ihn zu hätscheln, über seine kleinen Illusionen zu lächeln; dann aber wendete er sich wieder der Gegenwart zu und fühlte sich dankbar und ganz zufrieden mit und in seinem kleinen Wirkungskreise.

Für die Ersparungen von seiner Einnahme hatte er ja schon manches werthvolle Andenken gesammelt, das ihn zu noch größerer Sparsamkeit ermunterte. Selbst war er niemals in Verlegenheit, denn hätte er auch nicht mehr gehabt, als ein Stück Brod und ein Glas frisches Wasser, so hätte er dennoch seinen ruhigen Muth, seinen gleichmäßigen, genügsamen Sinn nicht sinken lassen; und wer war lebhafter als er, wenn er sich draußen im Walde und auf der Wiese befand als der Anführer einer jubelnden Schaar von Knaben, die ihm bald kleine Streiche spielten, bald aufmerksam auf die Lehren von dem inneren Leben der Pflanzen, bald auf seine Abenteuer lauschten, denn „Onkel Janne," wie er schon damals hieß, sammelte gerne Geschichten, besonders solche, die eine Verwandtschaft mit dem Uebersinnlichen hatten, und erzählte dieselben auch gerne; doch wehe dem, der nicht aufmerksam war: der kam nicht so bald wieder in Gunst.

Nebenbei war es sein höchster Genuß, mit dem Bruder zu

correspondiren und mit Wort und Herz an seinem Emporkommen Theil zu nehmen; denn wenn Onkel Janne irgend eine Leidenschaft hatte, so war es seine innige Liebe zu diesem Bruder, der ihm vielleicht noch theurer geworden war, seitdem er ihm geopfert hatte, was ihm nächst dem Bruder das Theuerste gewesen war.

Nach einer fünfzehnjährigen Verlobung brach für Franz endlich der Hochzeittag an.

Jetzt endlich hatte er eine Stellung im Leben und auch — einen Titel. Weiter als bis zum Hofrathe brachte er es jedoch nicht, denn nachdem er in den heiligen Stand der Ehe getreten war, und außer einigen andern Gütern in Wermland das große Hüttenwerk Dagby erhalten hatte, wo er sich mit seiner, jetzt nicht mehr jungen Gattin niederlassen konnte, nahm er Abschied, ließ den Excellenztitel fahren, und begnügte sich damit, der Vater seiner Unterthanen zu sein. In dem Laufe einiger Jahre wurde er auch der Vater zweier Töchter.

Jetzt, da er ein reicher und mächtiger Herr geworden war, wollte Franz, der von Dankbarkeit brannte, auch seinen Bruder Janne mit Glücksgütern überhäufen, deren er selbst genoß. Janne aber wollte in keiner Art von Verbindlichkeit zu seiner S c h w ä g e r i n stehen, welche er, wenn wir das gelindeste Wort anwenden sollen, nicht liebte; denn wäre nicht ihre Eitelkeit gewesen — mochte man auch übrigens ihre Treue und Standhaftigkeit loben, so sehr man wollte — so hätte Franz schon lange zuvor glücklich sein können. Darum war es auch unmöglich, ihn dahin zu bringen, daß er mehr nahm, als sein einst vorgeschossenes Kapital. Mit diesem konnte er ja immer noch seinen Jugendtraum verwirklichen.

Und in so fern es von der Reise abhing, wurde derselbe auch verwirklicht.

Drei Jahre brachte er mit der großen Reise zu.

Als er zurückkam, bemerkte Franz zum ersten Male in seinem Gesichte und Wesen einige Spuren einer leichten Schwermuth,

einer stillen Niedergeschlagenheit — ach, Janne hatte es sich gestehen müssen, daß er zu spät gekommen war! Der junge, feurige Künstler fand sich selbst nicht mehr. Noch brannte zwar das Feuer in dieser Brust, welche immerwährend jugendlich bleiben sollte; doch die Begeisterung, die Kraft, das Elastische in dem ersten Fluge der Phantasie — das Alles war begraben.

Mit einem so festen und ergebenen Gemüthe, wie das des Onkels Janne, mit einer so einfachen und wahren Gottesfurcht, wie die seinige, konnte es jedoch nicht lange dauern, daß die Seele wieder in ihr Gleichgewicht kam, obgleich, wie schon erwähnt, sein ganzes Wesen oft auf eine wehmüthige Melodie mit lustigen Worten hindeutete.

Der Lehrerberuf kam aber nicht weiter in Betracht. Die Einförmigkeit desselben vermochte die Stunden, welche er der Freiheit zu widmen gewohnt worden war, nicht länger auszufüllen, geschweige denn ihnen Flügel zu ertheilen, und auch das Leben in dem Hause des Bruders, gab ihm nicht die Gemüthlichkeit, nach welcher er sich sehnte.

Die Unabhängigkeit und die Anmuth der Reisen und der Einsamkeit hatten ihn so gänzlich gefesselt, daß er sein ganzes übriges Leben auf einen reisenden Fuß einzurichten beschloß, und zu diesem Zwecke machte er sich los von allen Banden, die dieser Art von Nomadenleben, welches er zu beginnen gedachte, im Wege stehen konnten.

Nachdem er seinem Bruder und seiner Schwägerin — die Hofräthin setzte großen Werth auf „den ehrlichen Narren," wie sie ihn in ihren Gedanken nannte, ja sie liebte ihn wirklich — versprochen hatte, den Winter auf Dagby zuzubringen, um ihren Abendkreis zu beleben, der vierte Mann beim Spieltische zu sein, und endlich dem Wirthe selbst die volle Gemüthlichkeit zu schenken (denn der Hofrath war niemals glücklicher, als wenn er, mit der Pfeife im Munde, beim Glase mit Janne vertraulich plauderte), kurz, nachdem dieses Versprechen gegeben und angenommen war, und

nachdem Franz für einen Preis, den er selbst zu bestimmen das Glück hatte, einen großen Theil von Janne's Zeichnungen gekauft hatte, begab dieser sich auf seine ersten Fußwanderungen durch das Vaterland.

Auf diesen machte er eine Menge von regelmäßigen Bekanntschaften, zu welchen er alljährlich zurückkehrte. Bald hielt er sich mehrere Monate hinter einander an gewissen Orten auf, und bezahlte da seinen Unterhalt auf den Herrenhöfen durch Unterricht im Zeichnen, Schreiben von Rechnungen und dergleichen, auf den Bauernhöfen dadurch, daß er die Kinder lesen und den Vater rechnen lehrte: bald dagegen kam er nur auf flüchtige Augenblicke, weil er zu einer bestimmten Zeit an einem Orte sein mußte, wo er eine Ansicht abzeichnen wollte, für welche er weite Wege gegangen war.

Wo er kam und wohin er ging, war er sogleich wie zu Hause und bald beliebt, denn wie viele nützliche Dinge für die Haushaltung lehrte er nicht die Bauerfrauen, wie viele desgleichen für die Gesundheit der Menschen und des Viehes, wie viele Pfefferkuchen vertheilte er nicht an die Kinder, wie froh nahm er nicht als Arbeiter an der Ernte Theil. Nichts verschmähte er, bei Allem war er gern mit, und Allem gab er durch freundliche Gespräche Anmuth und Reiz.

Zuletzt blieb er den halben Winter aus, ja bisweilen ein ganzes Jahr, und wenn Franz ihm dann im Mißmuth diese Ungerechtigkeit vorwarf, so antwortete er hierauf mit lakonischer Heimlichkeit:

„Eine kleine hübsche Freundin lag mir im Sinne!“ Dieses bedeutete so viel, als: er hatte gemeint, daß er nützlich sein könnte, wo er eben war, denn eine „hübsche Freundin“ hatte noch niemals dieses Herz gerührt, welches Raum genug hatte für Jeden, der einen Kummer hatte, um dessen willen er traurig war, eine Hoffnung, über welche er sich freute.

Bei zunehmendem Alter setzte jedoch der Hofrath seinen un-

ausgesetzt erneuerten Plan durch, daß Janne für seine Lebenszeit als vollkommenes Eigenthum einen kleinen, netten Hof annehmen sollte, den Franz zu diesem Zwecke besonders angekauft hatte. Und endlich ging Onkel Janne auch hierauf ein unter der Bedingung, daß diejenigen Personen, welche bei seinem Tode auf dem Hofe wären, dort in Ruhe verbleiben dürften, bis auch sie begraben oder auf eine andere Weise versorgt wären. Dieses wurde durch einen schriftlichen, von Zeugen unterschriebenen Contract förmlich abgemacht.

Man würde jedoch fehlgreifen, wenn man glauben wollte, der neue Herr hätte sich jetzt zu Hause in Ruhe hingesetzt, um seinen Kohl zu pflanzen und nach seiner Saat und seinen Kartoffeln zu sehen: nein, er setzte sein bisheriges freies Leben, welches ihm immer theurer geworden war, nach wie vor fort, und schickte bald einen alten Invaliden, den er auf der Landstraße aufgefischt hatte, bald eine brodlose, verlassene Wittwe, bald ein Kind, das bei einem Verbrechen ertappt worden war und nun der moralischen Abwaschung unterworfen werden sollte, nach Hause. Kurz: der Zuwachs der Colonie nahm fast den ganzen Ertrag des kleinen Gutes Grandalen weg. Darüber war Onkel Janne gleichwohl nicht im Mindesten betrübt; er gab seinen Untergebenen nur zwei Rathschläge, nämlich: sie sollten um so mehr arbeiten und um so weniger essen, damit noch Mehrere essen und ihm zuhören könnten, wenn er zu Hause wäre und beim Kaminfeuer in der Mitte des vergnügten Kreises entweder seine Abenteuer erzählte, oder ein Capitel aus der Bibel las, oder nach Befund eine kleine Predigt über diese oder jene Tugend oder Nothwendigkeit hielt.

Onkel Janne war gleichwohl weit entfernt von dem Wunsche, sich immer selbst zu hören; nein, er hörte auch Andere sehr gern. Und jeder in der Gesellschaft, der etwas zu erzählen wußte, entweder eine Geschichte oder sonst etwas, oder wer einen Vorschlag zum Besten des Gutes zu machen wußte — das Gut wurde unter

der Aufsicht eines Waisen von der ganzen Gesellschaft gemeinsam bewirthschaftet — der war seines Ohres stets gewiß.

So, während Onkel Janne's Herz in vertraulichen Stunden seine Dankbarkeit gegen den Bruder ergoß, dessen Liebe ihm Mittel zu diesen Genüssen bereitet hatte, war endlich eine ganze Reihe von glücklichen und frohen Jahren dahin geschwunden, als ihn plötzlich auf einer Reise durch Norrland der schreckliche Schlag von dem Tode des geliebten Bruders traf.

Dieser Schmerz kam so heftig, so ganz ohne alle Vorbereitung — er war vor Kurzem von dem gesunden, lebensfrohen Franz geschieden — daß er den armen Janne beinahe ebenfalls getödtet hätte.

Es war ihm, als hätte er einen Theil seines eigenen Wesens, als hätte das Herz seine Wärme, die Seele ihr Leben verloren — mit einem Worte, als wäre er plötzlich alt geworden .... Ach, diese Liebe war ja auch der klarste, der schönste Stern an dem Himmel seines Lebens gewesen; und obgleich er mit unendlicher Hingebung die Kinder seines Bruders liebte, die er als seine eigenen betrachtete, ja trotz der ganzen Menschheit, die ihm immer noch blieb, so fühlte er sich dennoch jetzt, zum ersten Male in seinem Leben, unglücklich.

Er war nicht im Stande, der Aufforderung seiner Schwägerin nachzukommen und zu ihr zu eilen — nein, es war sonderbar, daß Onkel Janne ungeachtet der aufrichtigen, unverkennbaren Betrübniß, welche sie äußerte, dennoch fühlte, daß sein alter Widerwillen gegen sie größer wurde.

Er hatte so Vieles gegen sie, obgleich er offen und in seinem Innern ihren vortrefflichen Eigenschaften als Gattin Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aber sie war in gewissen Fällen allzu bestimmt, allzu viel verlangend, allzu streng in ihren Ansichten, in gewissen Fällen dagegen, besonders hinsichtlich der ersten Erziehung der Töchter, allzu nachgiebig. Ueberdies war sie eine bei weitem káltere als warme Frau, kurz, ihre Seele war ein so vollkommener Gegensatz zu der des Onkels Janne, daß sie sich nicht recht wohl

bei einander befanden. Sie paßten sich einander nur so viel wie möglich an, und so war es immer gewesen, obgleich sie in mancher Hinsicht Achtung gegen ihre beiderseitigen Ansichten hegten.

Erst anderthalb Jahre nach dem Tode des Bruders, als Janne's Schmerz zwar nicht begraben, denn das wurde er niemals ganz, aber doch allmälig unter seinen wieder angenommenen Beschäftigungen und Lebensgewohnheiten abgestumpft worden war, kam er den wiederholten Aufforderungen der Hofräthin nach, und am Tage vor jener Nacht, da wir ihn auf dem Kirchhofe weinend vor dem Grabsteine antrafen, der Franz Sternfelt's Staub bedeckte, war er auf Dagby eingetroffen und hatte seine alten Zimmer in Besitz genommen.

Er hatte diese einsamen Stunden zu einem Besuche gewählt, der durch die Blicke und die Gegenwart Anderer nicht entweiht werden durfte; obgleich sein Schmerz still war, so war er dennoch jetzt groß, und um so größer, als das Leben zu Dagby nicht auf die Betrübniß hindeutete, welche er erwartet hatte. Onkel Janne, welcher so selten ungerecht war, vergaß die neunzehn Monate, welche verflossen waren, und daß er also kein Trauerhaus treffen konnte.

In tiefen, wehmüthigen Gedanken, die sämmtlich das Bild des Verstorbenen und das entflohene Leben zurückriefen, während welches keine Unfreundlichkeit, nicht die geringste Kälte, ihre Freundschaft getrübt hatte, verträumte der Zurückgebliebene die Stunden.

Er dachte, wie er schon tausendmal gethan hatte, ob wohl der Geist seines Franz sich ihm nicht offenbaren könnte, ja er wünschte es beinahe, und ein geheimnißvoller Schauder durchbebte seine Seele. Doch wie lange er wartete, wie lange er umherspähte über die vom Monde beleuchteten Gräber — Alles verblieb still.

„Nein,“ seufzte der Trauernde, „er kommt nicht! Ich bin dieses Glückes nicht würdig, und dennoch . . . dennoch . . .“

Der gute alte Mann huldigte dem Glauben an die Ver-

wandtschaft der Todten mit der Sinnenwelt, wenigstens so lange, bis die Erde das Ihrige zurückgenommen hätte.

Der Tag begann anzubrechen, als Onkel Janne endlich aufstand. Mit einem zärtlich weilenden Abschiedsblick auf das Grab wischte er seine Thränen ab und wanderte langsam nach Hause.

Als er durch das Kirchhofthor hinaustrat, erhoben sich aus dem Grase plötzlich zwei Gestalten, welche dort verborgen, still und wartend gelegen hatten. Beide sprangen auf Onkel Janne zu, welcher mit erkünsteltem Verdrusse sagte: „Was nun, Mosje Primus! was gibts? Warum streifst Du um diese Zeit mit Murre umher?"

Doch Primus und Murre stehen mit dem Onkel Janne in einer allzu nahen und vertraulichen Verbindung, als daß wir sie dem Leser nicht in einem besondern Kapitel vorführen sollten.

Drittes Kapitel.

Onkel Janne's Anhängsel.

Wir haben oben erwähnt, daß Onkel Janne ein ungewöhnlich kleiner Mann war, und wir müssen hinzufügen, daß er, obgleich er es für eine Sünde hielt, wenn man nicht mit Allem hier auf Erden zufrieden wäre, es dennoch sehr gerne gesehen haben würde, wenn er einmal um einen Fuß größer erwacht wäre.

Da sich aber dieses nun einmal nicht thun ließ, so belustigte er sich aus Herzensgrunde über seinen Schatten und war außerordentlich zufrieden, wenn er bei seinen Promenaden sah, wie kraftvoll, groß und mannhaft sich dieser vor ihm darstellte.

Aber bei dieser Art von Gesellschaft war dennoch ein Fehler anzumerken.

Onkel Janne plauderte sehr gerne, und obgleich er es nicht

verschmähte, bisweilen die Worte an seinen geliebten Doppelgänger zu richten, so war und blieb es doch immer einförmig, allein zu reden, weßhalb er mehrmals im Begriff gewesen war, sich einen kleinen Heiducken, eine Art von Mittelding von Schüler, Gesellschafter und Ranzenträger anzuschaffen.

Dann aber bedachte er wieder, wenn er einen solchen annähme, so könnte er sich immer darauf gefaßt machen, daß der Schüler dem Lehrer bald über den Kopf wachsen würde, und daher ließ er die Sache wieder fallen; denn da es nur auf seinen einsamen Wanderungen geschah, daß er das Vergnügen hatte, sich selbst in großer Gestalt zu erblicken, so würde es fast eine Dummheit gewesen sein, wenn er sich dieses Vergnügen verdorben hätte und gezwungen gewesen wäre, zu erlauben, daß auch sein Schatten gleichsam vernichtet worden wäre.

Der ganze Plan war also schon längst bei Seite gelegt, als Onkel Janne auf einer Reise zwischen Wermland und Norwegen eines Tages langsam an einem von den wilden, fast pfadlosen Felsenbergen in Dalsland emporklomm.

Er hatte eben die Höhe erreicht, als er ein starkes und gellendes Hundegebell vernahm und gleich darauf einen kleinen, langhaarigen schwarzen Hund erblickte, der auf ihn zugelaufen kam. Der Hund machte eine Menge von einladenden Künsten, tanzte auf zwei Beinen, setzte sich und winkte mit den freien Vorderfüßen; darauf sprang er auf und begann von Neuem zu bellen, als hätte er genug gethan, um sich das Recht auf Erkenntlichkeit von Seiten des Fremdlings zu erwerben.

Onkel Janne war auch keineswegeś gefühllos gegen die Bemühungen seiner neuen Bekanntschaft, ihn für sich einzunehmen. Und da er überdies verstand, daß diese eine besondere Ursache haben mußten, so riß er sich augenblicklich los von den Gedanken, die ihn beschäftigten, und folgte dem Hunde, welcher mit dem Schwanze wedelnd und sich unaufhörlich umsehend voranging.

Bald sah der wohlwollende Wanderer vor sich eine kleine

Hütte, gleichsam eingebettet unter den hohen Föhren des romantischen Gebirges; doch nicht zu dieser Hütte führte ihn der Hund, sondern etwas weiter auf die Seite zu einer Art von Erdhöhle, über welche ein großer flacher Stein gewälzt war.

Hier stand Onkel Janne's Begleiter still und stimmte einen Klagehymnus an, welcher an Stärke und Wildheit sich mit den indianischen Todtengesängen messen zu wollen schien.

„Was wird hieraus werden?" dachte unser ehrlicher Onkel, indem er nicht ohne Herzklopfen und mit der Vorstellung von Messerstichen, Leichen und Blut sich niederbückte und lauschte. Und das Herzklopfen wurde noch vermehrt, seine Phantasie noch erregter, als er in dem improvisirten Gefängnisse einen Menschen deutlich seufzen hörte.

Ohne Zeitverlust aber wendete er seine ganze Stärke an, und da diese nicht unbedeutend war, so hatte er den Stein bald hinweggeschafft.

Doch wie bestürzt war nicht Janne, als er in der großen Aushöhlung der Grotte anstatt einer Leiche eine kleine, allzu kleine Menschenfigur fand, welche zitternd und weinend auf einem hervorspringenden Felsenblock saß.

Wenn wir sagen, „eine kleine, allzu kleine Menschenfigur," so ist dies buchstäblich geredet. Denn die Person, welche man in der Grotte eingesperrt hatte, war nicht volle drei Fuß hoch, und mit ihr verglichen, konnte Onkel Janne für einen Riesen gelten.

„Wer bist Du, kleiner Knirps?"

„Ich bin der **Knirps**!" antwortete das arme Wesen mit einer so betrübten Miene, daß die Herzensthüren des Onkels Janne, welche schon ein wenig offen standen, jetzt sperrangelweit aufflogen.

„Armes Kind! Wie alt bist Du?"

„Ich bin im zwanzigsten Jahre."

„Und Du bist hier zu Hause?"

„Ja."

„Warum hat man Dich denn eingesperrt?"

„Um mich zu ängstigen.“

„Wer wollte das?“

„Mein Bruder.“

„Er ist also böse?“

Der Jüngling ballte die Faust mit einer drohenden Geberde.

„Ich verstehe!“ entgegnete Janne; „Du möchtest es ihm gerne wieder heimgeben?“

„Ja, ja — aber er ist stark!“

„Komm heraus und laß uns mit einander plaudern! . . . Wie heißest Du?“

„Däumling, sagen sie; aber der Priester nannte mich wohl nur Thomas, meine ich!“

Es lag in seinem Tone ein tief verletztes Selbstgefühl, ein nicht zurückgehaltener Verdruß.

Mit sympathisirender Zärtlichkeit und immer größerem Interesse gab der freundlich Fragende dem Gespräche eine weniger persönliche Wendung.

„Ist das Dein Hund? — er war es, der mich hieherführte.“

„Dank, Murre! Du bist ein besserer Bruder!“ der Zwerg streichelte mit seiner kleinen Hand den Hund über den Kopf und den Rücken.

„Den hast Du gewiß sehr lieb?“

„Ja; er thut mir nie etwas zu Leide.“

„Du würdest also dankbar sein gegen denjenigen, der Dir Gutes erweisen würde?“

„Ich war immer dankbar gegen Swen, der die Thiere zeigte. Er war wohl auch nicht sehr freundlich gegen mich, aber er sperrte mich doch niemals ein, wo es finster war, und ängstigte mich auch sonst nicht.“

„Wann warst Du bei diesem Manne?“

„Er reiste vor vier Jahren hier vorbei; ich gefiel ihm, und er nannte mich nicht den Däumling, den Knirps oder den Affen, sondern er redete mit Vater und Mutter, daß er mich mitnehmen

wollte, und das that er; und so reisten wir nach Norwegen und nach Dänemark. Er zeigte mich für Geld, die Leute gafften mich an und gaben mir die Mütze voll Kupfergeld."

„Und Du meintest, das war lustig?"

„Ja wohl," antwortete der Däumling, welcher während des Gespräches und besonders, nachdem er mit Onkel Janne's Hülfe aus der Höhle gekommen war, immer lebhafter und gesprächiger wurde, „es war munter!" Und bei den stolzen Erinnerungen erhob er seinen großen Kopf und streckte die kleinen Gänsebeine.

„Warum gingst Du denn von Deinem Herrn?"

„Er wollte sich in Ruhe begeben, sagt' er, und als wir einmal hier vorbei kamen, so gab er mich der Mutter wieder, die inzwischen Wittwe geworden war."

„Und seit der Zeit bist Du zu Hause gewesen?"

Der Däumling seufzte und nickte.

„Warum ist denn Dein Bruder so böse gegen Dich?"

„Weil ich Vieles gesehen habe und Vieles erzählen kann; er dagegen hat nichts gesehen und kann mit nichts Anderem prahlen, als mit den Fäusten."

Onkel Janne lächelte; dann schwieg er einige Augenblicke und dachte nach über seinen alten Plan in Betreff eines Begleiters.

Hier mußte derselbe ausgeführt werden, wenn er jemals zur Ausführung kommen sollte. Nicht zu reden von dem Umstande, daß es sich so gut paßte — Däumling wurde ja nicht größer — so war es ohne Zweifel eine Pflicht, eine Gott wohlgefällige Handlung, dieses arme Wesen von seinem bisherigen Leben zu befreien und zu einem nützlichen und zufriedenen Menschen zu machen.

„Komm mit mir zu Deiner Mutter!" sagte Onkel Janne, der jetzt seinen Entschluß gefaßt hatte; „ich will mit ihr reden. Will sie Dich lassen, und hast Du selbst Lust, so nehme ich Dich mit!"

„Aber Murre auch! Wenn er auch erst zwei Jahre alt ist,

„Um mich zu ängstigen."

„Wer wollte das?"

„Mein Bruder."

„Er ist also böse?"

Der Jüngling ballte die Faust mit einer drohenden Geberde.

„Ich verstehe!" entgegnete Janne; „Du möchtest es ihm gerne wieder heimgeben?"

„Ja, ja — aber er ist stark!"

„Komm heraus und laß uns mit einander plaudern! . . . Wie heißest Du?"

„Däumling, sagen sie; aber der Priester nannte mich wohl nur Thomas, meine ich!"

Es lag in seinem Tone ein tief verletztes Selbstgefühl, ein nicht zurückgehaltener Verdruß.

Mit sympathisirender Zärtlichkeit und immer größerem Interesse gab der freundlich Fragende dem Gespräche eine weniger persönliche Wendung.

„Ist das Dein Hund? — er war es, der mich hieherführte."

„Dank, Murre! Du bist ein besserer Bruder!" der Zwerg streichelte mit seiner kleinen Hand den Hund über den Kopf und den Rücken.

„Den hast Du gewiß sehr lieb?"

„Ja; er thut mir nie etwas zu Leide."

„Du würdest also dankbar sein gegen denjenigen, der Dir Gutes erweisen würde?"

„Ich war immer dankbar gegen Swen, der die Thiere zeigte. Er war wohl auch nicht sehr freundlich gegen mich, aber er sperrte mich doch niemals ein, wo es finster war, und ängstigte mich auch sonst nicht."

„Wann warst Du bei diesem Manne?"

„Er reiste vor vier Jahren hier vorbei; ich gefiel ihm, und er nannte mich nicht den Däumling, den Knirps oder den Affen, sondern er redete mit Vater und Mutter, daß er mich mitnehmen

wollte, und das that er; und so reisten wir nach Norwegen und nach Dänemark. Er zeigte mich für Geld, die Leute gafften mich an und gaben mir die Mütze voll Kupfergeld."

„Und Du meintest, das war lustig?"

„Ja wohl," antwortete der Däumling, welcher während des Gespräches und besonders, nachdem er mit Onkel Janne's Hülfe aus der Höhle gekommen war, immer lebhafter und gesprächiger wurde, „es war munter!" Und bei den stolzen Erinnerungen erhob er seinen großen Kopf und streckte die kleinen Gänsebeine.

„Warum gingst Du denn von Deinem Herrn?"

„Er wollte sich in Ruhe begeben, sagt' er, und als wir einmal hier vorbei kamen, so gab er mich der Mutter wieder, die inzwischen Wittwe geworden war."

„Und seit der Zeit bist Du zu Hause gewesen?"

Der Däumling seufzte und nickte.

„Warum ist denn Dein Bruder so böse gegen Dich?"

„Weil ich Vieles gesehen habe und Vieles erzählen kann; er dagegen hat nichts gesehen und kann mit nichts Anderem prahlen, als mit den Fäusten."

Onkel Janne lächelte; dann schwieg er einige Augenblicke und dachte nach über seinen alten Plan in Betreff eines Begleiters.

Hier mußte derselbe ausgeführt werden, wenn er jemals zur Ausführung kommen sollte. Nicht zu reden von dem Umstande, daß es sich so gut paßte — Däumling wurde ja nicht größer — so war es ohne Zweifel eine Pflicht, eine Gott wohlgefällige Handlung, dieses arme Wesen von seinem bisherigen Leben zu befreien und zu einem nützlichen und zufriedenen Menschen zu machen.

„Komm mit mir zu Deiner Mutter!" sagte Onkel Janne, der jetzt seinen Entschluß gefaßt hatte; „ich will mit ihr reden. Will sie Dich lassen, und hast Du selbst Lust, so nehme ich Dich mit!"

„Aber Murre auch! Wenn er auch erst zwei Jahre alt ist,

so ist er dennoch schon so klug und hält so viel auf mich, daß ich mich in meinem Leben nicht gutwillig von ihm trenne."

„Nun, so muß ich wohl auch den Murre mitnehmen!"

„Und dann," fuhr der Kleine fort, „bekomme ich wohl auch schöne Kleider? Wollen Sie mich für Geld sehen lassen?"

„Nein, mein Junge, nicht für Geld! ich will Dich lehren, Gott zu fürchten; ferner sollst Du schreiben und rechnen lernen, und dann auch wohl eine Art von Handwerk, damit Du Dich selbst ernähren kannst, wenn ich Dir sterbe."

„Ich nehme diese Bedingung an!" entgegnete der Kleine mit feierlicher Würde. „Uebrigens sollen Sie wissen, daß ich auch nicht so ganz unwissend bin, wenn ich auch nicht allzu gut lesen kann, wie der Priester sagte, als er mich im letzten Frühlinge zum Abendmahl gehen ließ."

„Du bist also, gottlob! ein wenig bekannt mit den Wahrheiten des Christenthumes?"

„Ja, versteht sich, ein wenig — und es wäre sehr gut, wenn ich mehr lernte, doch . . . ich soll wohl nicht immer mit dem Buche in der Hand sitzen?"

„O nein, zum Theil wirst Du Deine Bekanntschaft mit Deinem alten Wanderleben erneuern — ich gehöre zu den Leuten, die bald hier, bald da Haus halten . . . und dann sollst Du wohl auch einen hübschen Anzug haben, worin Du glänzen kannst, wenn wir des Sonntags in der Kirche sind oder auf einem Hofe uns aufhalten."

„Ja, wir werden schon einig, das höre ich wohl. Und da Mutter keinen höhern Wunsch hat, als zwei Esser los zu werden — wir haben Beide guten Appetit, Murre und ich — so läßt sie mich wohl sehr gerne ziehen."

Und das that Mutter wirklich.

Sie knixte, dankte und segnete den guten, ehrenwerthen Herrn, der ihren armen Däumling nehmen und als einen ehrlichen Menschen und nicht als einen Narren halten wollte, über den andere Leute lachen mußten.

Nachdem zwischen Janne und der dankbaren Mutter eine Art von förmlicher Uebereinkunft über den Kleinen und seine Zukunft getroffen worden war, so setzte unser ehrenwerther Onkel seinen Weg fort, wenn auch nicht eben drei Mann hoch — denn Murre konnte natürlich für keinen Mann gelten — so doch wenigstens drei Leben hoch. Und herzlich vergnügt war er, den kleinen, allzu kleinen Schatten neben seinem eigenen Riesenschatten zu sehen, und überdieß ungemein interessirt von den stolzen Erzählungen des Kleinen an den großen Beschauungstagen, da er, in Roth und Gold gekleidet, auf Hunden und Bären geritten hatte.

Jetzt war nur noch eine Frage übrig, nämlich, wie der Däumling heißen sollte, denn dieser Name gefiel weder dem Besitzer, noch auch dem neuen Herrn und Gebieter.

Nachdem Onkel Janne, der diese Frage für sehr wichtig hielt, dieselbe nach allen Seiten gedreht und gewendet hatte — er wollte nämlich, daß der Name einen bestimmten Begriff ausdrücken sollte — so hatte er zuletzt eine Idee, welche ihm gar sehr gefiel.

„Ich will ihn Minus *) heißen; das paßt vortrefflich und klingt gut.

Nun aber hatte der Onkel die Gewohnheit, daß er den Kalender viel zu Rathe zog, und da das wichtige Ereigniß des Tages auf jeden Fall angezeichnet werden mußte, so konnte er ja nachsehen, welchen Namen der Tag führte.

Gesagt, gethan; der Kalender tauchte hervor unter dem Unzähligen in der großen Rocktasche des Onkels — und sieh, was

*) Der (das) Kleinere.

ist es wohl für ein Name, auf den jetzt neben dem neunten Juni der Zeigefinger deutet, und dem Suchenden recht in die Augen fällt?

Primus . . . ja, wirklich — der Tag hieß Primus! *)

Mit einer gewissen Ehrfurcht machte Onkel Janne den Kalender wieder zu, und gedenkend der Worte der Schrift: die Letzten sollen die Ersten sein, und umgekehrt, verkündigte er dem Däumlinge seinen Entschluß, er sollte fortan Primus heißen.

Eine Erklärung über den Namen gab er jedoch nicht, denn er merkte sehr wohl, daß der kleine Mann eine große Portion Hochmuth besäße, die man nicht anzufachen brauchte.

Von diesem Tage an hatten Onkel Janne, Primus und Murr, welcher letztere ebenfalls an allen vortrefflichen Eigenschaften zunahm, ein unzertrennliches und herzlich vergnügtes Leben mit einander geführt. Zwar ist es wahr, daß Primus als Ranzenträger keine Dienste leisten konnte — denn der Ranzen reichte ihm bis auf die Fersen herab — statt dessen aber mußte Murre den Pfefferkuchenbeutel und Primus die Botanisirkapsel tragen, wodurch die Bürde des Herrn doch wenigstens etwas leichter wurde.

Um Murre's Verdienst und Aufopferung aber nicht zu groß darzustellen, müssen wir erwähnen, daß die Pfefferkuchen in einen ledernen Beutel gelegt waren, so daß er zur Bewahrung seiner Tugend nur von dem Geruch in Versuchung geführt wurde.

Und ein kleiner und lustiger Zug war es, wenn man diese Drei sah:

Murre an der Spitze — darauf Onkel Janne mit dem Ranzen und dem Wanderstabe, und neben ihm Primus mit der Kapsel auf dem kleinen Rücken und dem Portefeuille auf der Brust. Wie munter plauderte nicht der Herr mit seinem kleinen Gesellschafter, und welche Festlichkeit war in den Ruhestunden, wenn Alle in der Nähe einer belebenden Quelle lagerten!

Nur um des Respectes willen und damit nicht Primus, figür-

*) Der Erste, Vornehmste.

lich geredet, sich ihm auf die Nase setzte, hatte Onkel Janne sich zuweilen gezwungen gesehen, gegen den Herrn Primus einen sehr hohen Ton anzuschlagen. Aber, um die Wahrheit zu sagen, kehrte dieser sich nicht viel daran, wenn er auch seinen Herrn über Alles auf Erden liebte und lieber alles Mögliche über sich ergehen lassen, als ihm Verdruß machen wollte. Hielt man sich jedoch zu Hause in Grandalen auf, so war es Herr Primus, welcher den Gebieter über die Colonie spielte, zu gleicher Zeit aber auch ihre Spielpuppe war, denn er nahm es nicht so genau mit seiner Würde und gestattete es, daß man über ihn lachte.

Viertes Kapitel.

Dagby. Heimathliche Rapporte.

„Was nun, Mosje Primus! was gibt's? Warum streifst Du um diese Zeit mit Murre umher?"

Mit diesen Worten redete Onkel Janne seine beiden Anhängsel an, als er durch das Kirchhofthor trat und sich von denselben umgeben und bewacht sah.

„Wir sind nicht umhergestreift, Herr," antwortete Primus, indem er mit einer Miene von Bangigkeit vor dem barschen Tone weit zurücksprang; wir haben hier ganz ruhig und still gesessen und gewartet!"

Primus, der, wie er selbst behauptete, seinen Herrn „auswendig und inwendig" kannte, hatte die Herzensgüte oder vielmehr den Takt, eine von den Lieblingsvergnügungen desselben zu erfinden, um seine Betrübniß zu zertheilen. Ein solches Lieblingsvergnügen für den Onkel Janne war es immer, wenn er durch sein Ansehen den Primus in eine kleine heilsame Angst vor der Strenge des Herrn versetzen konnte.

Sobald jedoch die gute Seele in dem großen, gutmüthigen Gesichte des Primus nur den geringsten Anschein davon zu bemerken glaubte, so war er augenblicklich zufrieden und hatte keine Lust mehr, seine Macht noch weiter zu steigern.

Jetzt war Onkel Janne überdieß um so geneigter zur Nachsicht, als die traurige und demüthige Stimme des Primus sowohl seine warme Theilnahme, als auch seine Unruhe darüber verrieth, daß er diese Theilnahme in einem allzu hohen Grade gezeigt haben möchte.

„Nun, Du brauchst eben nicht ängstlich zu werden, mein Junge! ich will Dich nicht ängstigen! Aber wenn ich traurig bin, so will ich meine Traurigkeit für mich allein behalten."

„Das wollen Sie wohl, Herr; wenn Sie aber traurig sind, so fließt immer etwas über, das auf meinen Antheil kommt."

„Wie so? Ich habe Dir doch wohl kein einziges böses Wort gesagt?"

„Gesagt?" Was wäre darüber weiter zu sagen? Eine Betrübniß ist eine Betrübniß, und wenn Sie eine solche im Herzen haben, so können Sie sie nicht so gut einschließen, daß ich nicht sähe, wie sie aus den Augen herausguckt. Nun, da bekomme ich meinen Antheil — denn ich bin gleichsam ein kleiner Zweig von Ihnen — und dann erhält Murre den seinigen, denn er ist gleichsam ein Stück von mir, und so geht es zu, daß weder Murre noch ich zu Hause in Ruhe bleiben können, wenn Sie gehen und in der Betrübniß umherschweifen."

Onkel Janne lächelte — dieses Lächeln entsprang aus seinem Herzen.

„Dank, Primus! es liegt ein freundlicher Trost in Deinen Worten, so daß mir besser zu Muthe ist. Doch komm nun und laß uns nach Hause gehen!"

Primus und Murre zogen sich ein wenig zurück. Onkel Janne ging langsam voran, stand aber von Zeit zu Zeit stille, um das schöne Gemälde zu betrachten, welches er vor Augen hatte.

Unterhalb eines von jenen Bergen Wermlands, welche mit dem „ewigen Walde" als Mantel ihren Fuß in dem Gewässer der Klarelf baden, war der Ort für das Hüttenwerk Dagby gewählt worden, und von Zeit zu Zeit erweitert, stellte es sich jetzt dar wie ein kleiner Flecken zwischen den Bergen.

Eine gewölbte Brücke führte über den Fluß in einen von schlängelnden Alleen durchschnittenen Park, an dessen rechter Seite die Schmieden, mit den Wohnhäusern der Arbeiter hinter sich, ihre rothen, spitzwinkligen Dächer über die schäumenden Wasserfälle erhoben. In der Nähe der Brücke minderte jedoch der Strom seinen Ungestüm, und vertheilte sich zur Linken in einen ruhigen Spiegel um den Vorsprung, auf welchem das Herrenhaus mit seinen gelben Steinmassen, langen Terrassen und schattenreichen Gärten den Herrscherplatz einnahm.

Das Leben, welches von dem Geklapper der Hämmer, dem Gebrause der Wasserräder und dem Gerassel der Karren an den Bergen wiederhallte, war mit den letzten Tönen aus den Hörnern der Hirten erstorben. Es war die Nacht vor einem Sabbathstage, und die ganze Gegend, magisch beleuchtet von dem klaren Mondschein, lag versenkt in den Frieden der Ruhe.

Versunken in der Anschauung dieser nordischen Landschaft, stand Onkel Janne und lehnte sich an das massive Gitterwerk der hochgewölbten Brücke.

Nachdem seine Blicke lange auf dem Kirchhof am andern Ufer geruht hatten, senkte er sie auf den Silberfluß hinab, in welchem sowohl das prächtige Herrenhaus mit seinen breiten Fensterreihen, als auch die Kirche mit ihren gewaltigen Pappeln sich abspiegelten; zuletzt aber weilte sein Auge auf dem Wasserfalle, dessen hüpfende Perlen, vor Kurzem noch blutfarbig durch die Feuerfunken aus den Schornsteinen, jetzt erblichen, gleich Funken leuchteten, die von der hellen Fackel dort oben herabgefallen waren.

„Meinen Sie nicht, Herr," begann Primus, indem er den

Onkel Janne leise beim Aermel zog, „daß es ist, als hätten Sie im Regen gelegen? Der Nachtthau ist wirklich naß."

„Ach so! Du meinst, ich vergesse mich!" entgegnete Onkel Janne, indem er sich ohne weitern Verzug wieder in Bewegung setzte, und nun nicht eher anhielt, als bis er durch die lange, dunkle Allee an das Gitterthor gekommen, und auf den von hohen Linden eingeschlossenen Hof getreten war, wo er auf das Flügelgebäude zur Rechten zuschritt.

„Wer kann wohl um diese Zeit noch auf sein?" sagte Onkel Janne, indem er auf ein Fenster des Hauptgebäudes deutete.

„Das Licht ist in dem Zimmer des Fräuleins Edith," antwortete Primus, der Alles wußte.

„O nein! Edith wohnt ja im westlichen Giebel."

„Ja, Herr, dort wohnte sie, als Sie zuletzt hier waren; doch Fräulein Edith ist längst mit jenem Zimmer unzufrieden gewesen. Seit dem Frühlinge hat sie bis vor wenigen Tagen im Pavillon gewohnt, und jetzt ist sie in die Ecke der Staatswohnung gezogen. In diesem Augenblicke wohnen Fräulein Olga und die Gouvernante in Fräulein Edith's alten Zimmern."

„Alles weißt Du, Primus!"

„Das kommt daher, Herr, daß Alle gern mit mir plaudern. „O, guten Tag, Primus! — Willkommen, Primus! — O, der Tausend, bist Du da, Primus! ..." Und so frage ich nach Diesem und Jenem — das ist ja nicht unrecht, wenn Einer in runden neunzehn Monaten nicht an einem Orte gewesen ist, wo es Einem so sehr gut gefällt?"

„Ach so, es gefällt Dir also auf Dagby?"

„Ja, Herr, so gut, daß ich, wenn es Ihnen nur halb so gut hier gefiele, bis an meinen Tod hier bleiben möchte. Doch, das ist wahr: Sie waren heute Abend kaum ausgegangen, so kam Fräulein Edith an unser Fenster und klopfte an dasselbe."

„Wollte sie von mir etwas?"

„Bist Du da, Onkel," sagte sie, „so komm und setze Dich

hier ein wenig mit mir unter die Linden! ..." „Ich bitte um Verzeihung, Fräulein!" sagte ich, und hüpfte hinauf auf das Fensterbrett, „aber ich glaube, daß mein Herr jetzt allein sein will, denn er ging nach dem Kirchhofe hin."

„Gut, gut! ich treffe sie wohl morgen!"

Onkel Janne stieg die Treppe hinauf und trat in seine Zimmer.

„Ja, aber Herr," fuhr Primus fort, der nachgewatschelt kam, „ich hatte noch nicht ausgeredet!"

„Nun, was gab's denn weiter?"

„Nachdem das Fräulein lange mit mir — denn sehen Sie, das Fräulein und ich, wir sind immer gute Freunde gewesen — darüber geredet hatte, wie es uns in diesem ganzen Jahre gegangen wäre, so sagte sie: „Gute Nacht, Herr Primus! laß mich sehen, daß Du morgen den Jonsson recht in Verzweiflung setzest!" Sie ist so scherzhaft, Fräulein Edith, sie glaubt ganz bestimmt, daß ich seit alten Zeiten entzückt bin über die Kammerjungfer Lotta, die dem Jonsson zweimal den Korb gegeben hat und ihm wohl auch noch zum dritten Mal einen geben wird. Lotta mag solche lange Kutscher nicht leiden, denn sie hat einen viel besseren Geschmack."

„Hast Du mir nichts Anderes zu verkündigen, so kannst Du wohl zu Bette gehen, Du Dummerjan!"

„Vergeben Sie, Herr; es war meine Meinung nicht, Seitensprünge zu machen, das geschah nur so in Gedanken; ich wollte nur sagen: als das Fräulein gegangen war, so kam Lotta mit diesem Brief von der gnädigen Frau."

„Gut; ich werde ihn wohl morgen lesen können!"

„Gute Nacht, denn, Herr! Komm, Murre! ... Wollen Sie Licht, Herr?"

„Nein! Doch sieh, wer zündet um diese Zeit schon in dem andern Flügelgebäude Licht an?"

„Das weiß ich, Herr!"

„Nun?"

„Es ist der neue Bruksverwalter.*) Er war erst kürzlich nach Hause gekommen, als ich mit Murre ausging, um zu sehen, wo Sie geblieben waren. Er kann gewiß nicht schlafen, da er wieder Licht angezündet hat."

„Der Bruksverwalter hat ja immer hier in diesem Flügel gewohnt?"

„Ja, das war der alte. Doch, sehen Sie, Herr, der neue ist ein solcher Herr, glaube ich, daß er im Kaiflügel wohnt — so nenne ich ihn, denn es ist so abscheulich lang, Kavalierflügel zu sagen .... Doch, gute Nacht, Herr, eine angenehme Nacht!"

Als Onkel Janne am folgenden Morgen nach einer — trotz den Wünschen seines Primus — gar nicht angenehmen Nacht erwachte, so war der erste Gegenstand, auf den sein Blick fiel, das kleine Billet der Hofräthin.

Gähnend und etwas murmelnd von der Sonderbarkeit, zu schreiben, da man zu jeder Stunde mit einander reden könnte, streckte er die Hand aus nach dem zierlichen Dreiecke, erbrach dasselbe und las:

„Lieber Schwager Janne!

In unserem allzu zahlreichen Abendkreise finde ich keine Gelegenheit, Dir zu sagen, wie sehr ich mich nach einer vertraulichen Unterredung sehne, und da Du vermuthlich Deiner alten Gewohnheit folgst und nicht beim Frühstück sichtbar bist, so muß ich Dich auf diese Weise um die Güte bitten, mir morgen gegen elf Uhr im Pavillon einen Augenblick zu schenken, falls Du nicht in die Kirche gehst. Aurora."

---

*) Ein Hüttenwerk heißt auf schwedisch Bruk; der Besitzer desselben Brukspatron, und der Verwalter Bruksverwalter. Wir haben hier und im Folgenden diese Titel beibehalten, weil sie besser klingen, als eine Uebersetzung derselben. Anm. d. Uebers.

„Was soll's nun geben?“ sagte Onkel Janne mit einer Miene, welche auf alles Mögliche, ausgenommen auf Entzücken über diese Zusammenkunft, hindeutete.

Inzwischen ließ dieselbe sich nicht ausschlagen, und obgleich der alte Mann höchst ungerne die Kirche versäumte, so wollte er dennoch der Wittwe seines Bruders keinen Anlaß geben, sich über Mangel an Theilnahme zu beklagen.

Um jedoch die Wahrheit und Onkel Janne's eigene, innerste Gedanken zu sagen, so schien es nicht eigentlich die Wittwe zu sein, welche in ihrer Betrübniß Theilnahme suchte. Die Hofräthin trauerte, oder richtiger gesagt, hatte um ihren Mann so viel getrauert, als mit ihrer Natur übereinstimmend war. Sie war aber keineswegs die Frau, welche mit einem brechenden Herzen leben konnte, und noch viel weniger die, welche mit einem gebrochenen starb. Und falls nicht vielleicht das Leben sich in allzu verwickelten Formen gestaltete, würde sie gewiß immer ihre ruhige Kälte, ihr gefaßtes Wesen beibehalten.

„Ich kann es nimmermehr in meinen Kopf bringen, daß diese Frau den seligen Franz recht glücklich gemacht hat!“ dachte Onkel Janne, indem er sich gleichwohl zu seiner eigenen Beruhigung dabei in's Gedächtniß zurückrief, wie oft Franz mit Ausdrücken der Zärtlichkeit und Dankbarkeit von seiner Gattin geredet, und es sogar Janne zum Vorwurf gemacht hatte, daß dieser sie so ungerecht beurtheilte.

„Nun, Du mein Herr und Gott!“ fuhr die fromme Seele fort, „ich hege ja keinen höheren Wunsch, als daß ich der ungerechteste Mensch von der Welt gewesen sein möge. Vielleicht bin ich es auch wirklich gewesen, vielleicht bin ich es jetzt noch. Ja, ich fürchte, daß ich immer ein Vorurtheil gegen Aurora gehegt habe. Und obgleich sie ohne Zweifel meine Ueberzeugung bestechen will, um mir auf irgend eine Weise zu dienen, so will ich dennoch schlau und glatt sein wie sie selbst, und mich wenigstens bestreben, Geduld zu zeigen.“

Man könnte vielleicht glauben, daß dieses Gelübde in Betreff

der Geduld, welches er sich selbst that, so ziemlich überflüssig war, da es einem Manne galt, welcher, gleich unserem Onkel, ohne Galle, ohne Selbstsucht, ohne Reizbarkeit geboren zu sein schien, welcher — um uns kurz zu fassen — das Bild eines beständigen Sonnenscheins darzustellen schien. Doch war dies keineswegs der Fall: der ganze kleine Zorn, welcher in dem Blute des Onkels Janne verborgen liegen konnte, kam stets in Gährung, sobald er in eine nahe Berührung mit seiner Schwägerin kam, welche bei einer solchen Gelegenheit, sie mochte sagen was sie wollte, immer seine Antipathie weckte und ihn gegen seinen Willen an das Sprüchwort erinnerte: Greife die Katze nicht ohne Handschuhe an.

Sein Ideengang wurde durch die Ankunft des Primus mit den feingebürsteten Sonntagskleidern unterbrochen — an den Wochentagen trug der Onkel während des Sommers nie andere Kleider, als seinen Rock von Wadmal *) und seine Beinkleider von Hanfleinwand — die Ankunft des Primus, sagen wir, unterbrach seinen Ideengang und leitete denselben in einen neuen Kanal.

„Ich höre einen Wagen! Wer reist so früh ab? Ist es einer von den Freiern, so gebe ihm Gott eine glückliche Reise!“

„Ja, der Tausend auch,“ entgegnete Primus, indem er auf einen Stuhl kletterte, das Fenster öffnete und sich, um besser sehen zu können, in dasselbe legte — „es ist nur der neue Bruksverwalter, welcher in dem Jagdwagen ausfährt. Nein, Herr, die Freier des Fräuleins Edith sind klüger. Aber, Herr, Du mein Gott! daß sie, die so schön ist, als wäre sie unter den übrigen Blumen im Rosenquartier aufgewachsen und eben erst abgebrochen worden, damit man daran riechen kann, daß sie solche Vogelscheuchen nur ansehen will — fi, fi, fi!“

„Lege Du Dich nicht in solche Dinge! ... Jeder Mensch hat einen Geschmack.“

---

*) Grober, wollener Zeug. Anm. d. Uebers.

„Das ist wahr, Herr, und ich bin überzeugt, daß auch die Gouvernante ihren Geschmack hat. Ich glaube, daß sie sich jetzt bald den Hals aus dem Gelenke streckt, um den Bruksverwalter verschwinden zu sehen, da er um die Ecke biegt. Nun, nun, ich table auch ihren Geschmack nicht, denn gewiß ist er besser, als der Fräulein Edith's ... Doch wahrhaftig, Fräulein Edith ist auch schon auf und zieht die Gardine in die Höhe ... Ja, wirklich: ich erkenne ihre kleine, weiße Seidenhand."

„Willst Du Dich hinunter packen, Schlingel, und nicht länger im Fenster hangen, um auf die Damen zu spioniren!"

„Gleich, Herr, im Augenblick! Ich muß doch hinunter und der Kammer-Lotta aufmachen, die mit dem Kaffee getrippelt kommt!"

Einige Stunden nach der angeführten Morgenunterhaltung spazierte Onkel Janne — der, in Parenthese gesagt, ein ausgezeichnet angenehmer Mann in den Sechzigen, ohne ein graues Haar in seinen schwarzen Locken war — frisch rasirt in seinem breiten, schwarzen Frack, hellgrauen Sommerbeinkleidern und in einer von seinen aller vortrefflichsten Westen vor dem Pavillon im Parke auf und ab.

Es ist zu bemerken, daß der einzige Luxus des Onkels Janne in einer ganzen Serie von wunderlich eingerichteten Westen bestand. Ja, jede derselben hatte gewiß zehn größere und kleinere Taschen, dafür waren sie aber auch sämmtlich von einer respectablen Länge. Diejenige, welche er heute trug, war von pfirsichfarbenem Corderoi mit zwei Reihen blanken und gewürfelten Knöpfen, welche sowohl die Farbe, als auch den Schnitt ungemein erhöhten. Ein weißes Halstuch mit flatternden Ecken, ein gelbgeblümtes seidenes Schnupftuch und ein Hut von unbestimmtem, jedoch Ehrfurcht gebietendem Alter — im Allgemeinen trug Onkel Janne immer eine lederne Mütze — vollendeten die Toilette, eine der ausgesuchtesten, die der Onkel bei seiner großen Anspruchslosigkeit sich jemals erlaubte.

Einige Minuten vor elf Uhr näherte sich von der andern Seite eine dunkelhaarige, hohe, stattliche Dame.

Es war die Hofräthin, welche mit großer Leichtigkeit ihre fünfzig Jahre trug. Ihre Würde schien ihr angeboren zu sein, und ihr Gesicht, das wohl niemals schön genannt zu werden verdient hatte, besaß dennoch einen feinen und vornehmen Ausdruck.

Sie grüßte ihren Schwager mit Anmuth: aber als wäre keine Zeit zu verlieren, nahm sie augenblicklich den mitgebrachten Schlüssel, und in dem nächsten Augenblicke zeigte sich das elegante Innere eines jener so netten und luftigen Gebäude, welche ein so entzückendes Mittelding zwischen Wohnhäusern und Lusthäusern sind. Dieses war auswendig fast ganz von Epheu bedeckt, zwischen dessen dunklen Blättern hie und da eine purpurne oder schneeweiße Rose ihr Haupt erhob.

Fünftes Kapitel.

Die Beschuldigungen.

Die Hofräthin verschloß die Thüren des Pavillons mit einer Sorgfalt, als gälte es ein geheimes Stelldichein.

„Nun, Frau Schwägerin?"

Onkel Janne sah sich mit einer gewissen Aengstlichkeit um. Er hatte schon ein Vorgefühl von der Unannehmlichkeit, welche das beabsichtigte Vertrauen ihm trotz aller seiner guten Vorsätze ganz gewiß bereiten würde.

„Nimm Platz, lieber Schwager!"

„Ich sitze! Was weiter?"

„Ich fühle in der That ein Bedürfniß, mein Herz zu erleichtern, um einen guten Rath zu erhalten."

„Den werde ich nach besten Kräften geben."

„Und Dein Urtheil, mein bester Janne, ist immer gut und klar gewesen, wenn Du es recht hast anwenden wollen!"

Ohne direkt darauf zu antworten, begann Onkel Janne das alte Lied zu summen:

„Miau, miau, sagt' die Katze" —

Die Hofräthin biß sich auf die Lippe und schlug einen andern Ton an.

„Ich habe oft bei mir selbst gedacht, wenn die untere Klasse, ja wenn sogar nur die Bürgerklasse ein einziges Mal in die Verhältnisse der vornehmeren Familien blicken, und alle diese bitteren Schmerzen sehen könnten, die unter dem Lächeln versteckt liegen, so würden sie unsern Reichthum, unsern Luxus, unsere in Livreen gekleidete Dienerschaft, unsere Pferde und Wagen, was jetzt Alles mit einander ihren größten Neid erweckt, mit geringerem Aerger betrachten."

„Das ist mir eine sonderbare Voraussetzung!"

„Wie so?"

„Weil sie anzudeuten scheint, daß jene bittern Schmerzen, welche unter dem Lächeln versteckt liegen, für sie neue Bekanntschaften sein sollen."

„O nein, das eben nicht! Ich weiß sehr gut, daß auch sie ihr Kreuz haben, doch . . ."

„Entschuldige, Frau Schwägerin; doch wenn wir fortfahren wollen, nichts mehr von dieser Art! Glaube mir, die Welt hat Rangunterschiede genug, ohne daß man nöthig hat, die Schmerzen zu classificiren, und es ist schändlich, wenn man glaubt, daß sie eine höhere Theilnahme wecken werden, weil sie in einer Brust leben, die auswendig gleich der Deinigen mit Juwelen bedeckt ist. Diese Broche und diese Uhr da würde hinreichen, die Lumpen von mehreren Dutzenden leidender Mitmenschen mit reinlichen Kleidern zu bedecken und dadurch wenigstens einem Theil ihrer Schmerzen ein Ende zu machen."

Einige Minuten vor elf Uhr näherte sich von der andern Seite eine dunkelhaarige, hohe, stattliche Dame.

Es war die Hofräthin, welche mit großer Leichtigkeit ihre fünfzig Jahre trug. Ihre Würde schien ihr angeboren zu sein, und ihr Gesicht, das wohl niemals schön genannt zu werden verdient hatte, besaß dennoch einen feinen und vornehmen Ausdruck.

Sie grüßte ihren Schwager mit Anmuth: aber als wäre keine Zeit zu verlieren, nahm sie augenblicklich den mitgebrachten Schlüssel, und in dem nächsten Augenblicke zeigte sich das elegante Innere eines jener so netten und luftigen Gebäude, welche ein so entzückendes Mittelding zwischen Wohnhäusern und Lusthäusern sind. Dieses war auswendig fast ganz von Epheu bedeckt, zwischen dessen dunklen Blättern hie und da eine purpurne oder schneeweiße Rose ihr Haupt erhob.

Fünftes Kapitel.

Die Beschuldigungen.

Die Hofräthin verschloß die Thüren des Pavillons mit einer Sorgfalt, als gälte es ein geheimes Stelldichein.

„Nun, Frau Schwägerin?"

Onkel Janne sah sich mit einer gewissen Aengstlichkeit um. Er hatte schon ein Vorgefühl von der Unannehmlichkeit, welche das beabsichtigte Vertrauen ihm trotz aller seiner guten Vorsätze ganz gewiß bereiten würde.

„Nimm Platz, lieber Schwager!"

„Ich sitze! Was weiter?"

„Ich fühle in der That ein Bedürfniß, mein Herz zu erleichtern, um einen guten Rath zu erhalten."

„Den werde ich nach besten Kräften geben."

„Und Dein Urtheil, mein bester Janne, ist immer gut und klar gewesen, wenn Du es recht hast anwenden wollen!"

Ohne direkt darauf zu antworten, begann Onkel Janne das alte Lied zu summen:

„Miau, miau, sagt' die Katze" —

Die Hofräthin biß sich auf die Lippe und schlug einen andern Ton an.

„Ich habe oft bei mir selbst gedacht, wenn die untere Klasse, ja wenn sogar nur die Bürgerklasse ein einziges Mal in die Verhältnisse der vornehmeren Familien blicken, und alle diese bitteren Schmerzen sehen könnten, die unter dem Lächeln versteckt liegen, so würden sie unsern Reichthum, unsern Luxus, unsere in Livreen gekleidete Dienerschaft, unsere Pferde und Wagen, was jetzt Alles mit einander ihren größten Neid erweckt, mit geringerem Aerger betrachten."

„Das ist mir eine sonderbare Voraussetzung!"

„Wie so?"

„Weil sie anzudeuten scheint, daß jene bittern Schmerzen, welche unter dem Lächeln versteckt liegen, für sie neue Bekanntschaften sein sollen."

„O nein, das eben nicht! Ich weiß sehr gut, daß auch sie ihr Kreuz haben, doch . . ."

„Entschuldige, Frau Schwägerin; doch wenn wir fortfahren wollen, nichts mehr von dieser Art! Glaube mir, die Welt hat Rangunterschiede genug, ohne daß man nöthig hat, die Schmerzen zu classificiren, und es ist schändlich, wenn man glaubt, daß sie eine höhere Theilnahme wecken werden, weil sie in einer Brust leben, die auswendig gleich der Deinigen mit Juwelen bedeckt ist. Diese Broche und diese Uhr da würde hinreichen, die Lumpen von mehreren Dutzenden leidender Mitmenschen mit reinlichen Kleidern zu bedecken und dadurch wenigstens einem Theil ihrer Schmerzen ein Ende zu machen."

„Mein lieber Janne, man darf nicht auf Dich zählen — Du bist immer ein Träumer gewesen!"

„Meinethalben! Auf jeden Fall bin ich der Meinung, es sei besser, das Leben zu verträumen, als zu verschnarchen!"

„So, so! ereifere Dich jetzt nur nicht!"

„So rede doch etwas Vernünftiges, meine liebe Aurora!"

„Ich bin überzeugt, daß Du trotz aller Deiner Sonderbarkeiten mich dennoch sehr liebst."

„Hm!"

Der ehrliche Mann war nicht im Stande, seine kleinen freundlichen grauen Augen auf die Redende zu heften.

„Sollte Dir nicht die Wittwe Deines Bruders am Herzen liegen, Dir?"

„Ja wohl, wenn sie meiner herzlichen Theilnahme nöthig hätte — doch, was fehlt Dir denn?"

„Zuerst und vor Allem Er, der nie zurückkehrt, dessen ganzes Glück ich war, und der auch mein ganzes Glück bildete von dem Tage an, da wir unsere Gelübde austauschten, bis zu jenem, da seine liebevollen Augen sich auf immer schlossen."

„Ich bitte um Verzeihung: aber ich meine, diese Sache kann wirklich eine Berichtigung zulassen."

„Berichtigung!' rief die Hofräthin aus. „Ich glaubte, Gott und die ganze Welt hätten gewußt, wie glücklich unsere Ehe gewesen ist!"

„Was die Ehe betrifft, so glaube ich gewiß, daß sie so glücklich gewesen ist, als sie werden konnte, da Ihr Euch in einem Alter verheirathetet, in welchem Gesetztheit und Ruhe auf die ersten heftigen Gefühle gefolgt waren; daß jedoch der selige Franz von dem Tage an, da Ihr Eure Gelübde austauschtet, nicht das einzige Glück seiner fünfzehnjährigen Braut ausmachte, das geht am Besten daraus hervor, daß Du trotz Deines großen Reichthums selbst dreißig Jahre alt wurdest und er beinahe vierzig, ehe etwas aus der Hochzeit werden konnte."

„Das hatte seine triftigen Gründe.“

„Ja wohl; der Grund war, daß Franz sich erst einen klingenden Titel schaffen mußte. Während er aber unter der eifrigsten Sklavenarbeit darauf wartete, verschwanden fünfzehn Jahre, die besten Jahre Eures Lebens, die Ihr hättet besitzen und genießen können, während Ihr noch im Stande waret, Euere Jugend zu genießen.“

Bei diesen strengen und allzu wahren Erinnerungen stahl sich eine Thräne in die Augen der Frau Aurora.

„Es war so übel nicht gemeint, liebe Schwägerin! nein, das war es nicht!“ Onkel Janne's Herz wurde weich, und diese gemilderten Gefühle spiegelten sich in seinen Blicken ab, welche jetzt mit unverkennbarer Theilnahme auf der Gattin seines Bruders ruhten.

„Wenn ich nun zugebe,“ entgegnete die Hofräthin nach einigem Besinnen, „daß ich der Eitelkeit oder vielleicht richtiger dem Hochmuthe in meiner Jugend zu großen Eingang gestattete, so wirst Du wenigstens erkennen, daß ich immer consequent gewesen bin. Ich blieb meiner ersten Liebe treu.“

„Ja, das bliebst Du trotz aller Versuchungen.“

Diese kleine Artigkeit war berechnet, die Bitterkeit seiner vorigen Aeußerungen zu überzuckern, und diese Absicht erreichte er vollkommen: denn es schmeichelte der Hofräthin, daß ihr Schwager wußte, wie viele Nebenbuhler der selige Franz gehabt hatte.

„Dank, Janne! ich wußte wohl, daß Du billig sein konntest. Um nun aber auf den eigentlichen Gegenstand unseres Gespräches überzugehen, so urtheile, wie unangenehm es für mich sein muß, die ich immer in meinen größten und in meinen kleinsten Entschlüssen und Handlungen bestimmt und fest gewesen bin, daß ich in Edith meinen vollkommensten Gegensatz erwachsen sehe.“

„Nach einer so langen Abwesenheit kann ich noch kein Urtheil über Edith haben. Ich sah sie gestern nur einige Stunden; doch da — ich gestehe es — kam sie mir süß und einnehmend vor.“

„Ja, das war eben gerade ihre Laune . . . Doch warum willst Du im Uebrigen den Ausweichenden spielen? Du hast wohl bei Deinen jährlichen Besuchen gesehen, wie sie ist?"

„Wohlan denn, da Du eine volle Aufrichtigkeit lieber hast! Sie ist geworden, wie ich's vor zehn Jahren voraussagte."

„Geschwätz!"

„Das ist kein Geschwätz, sondern die reine Wahrheit; doch die Mütter können es nie in ihren Kopf bringen, daß sie mit ihrem Gehätschel und ihrer Vergötterung, wenn die Kinder klein sind und Eindrücke wie Wachs annehmen, etwas Böses zu Wege bringen."

„Das Alles gehört jetzt nicht hieher!"

„Ja, eben das gehört hieher! That oder sagte sie damals wohl etwas, so vertrakt und naseweis es auch sein mochte, das Du nicht für liebenswürdig und witzig erklärtest? Wenn sie für ihren Eigensinn eine passende Strafe hätte haben sollen, so hieß sie ein Engel; wenn sie in einer Stunde mehrmals ihren Geschmack änderte, so wurde sie wegen ihrer Seelenfülle und Lebhaftigkeit bewundert. Was von dem Allem zu erwarten war, das ist ganz richtig eingetroffen: sie ist Dir über den Kopf gewachsen."

„Wähle doch Deine Worte besser, Janne! Mir über den Kopf gewachsen? . . . Nein, ich will sie regieren, ich will ihr zeigen, daß ich es kann!"

„Das hättest Du versuchen sollen, da es noch Zeit war; jetzt . . ."

„Wie?" — Die Wangen der Hofräthin sprangen von ihrer gewöhnlichen Mohnfarbe in den grellsten Karmoisin über — „Du bezweifelst meine mütterliche Macht?"

„Ja, ein wenig!"

„Das klingt ja fast wie eine Beleidigung!"

„Sonderbar, daß die Sache, weil ich sie sage, ein anderes Ansehen erhalten soll, als wie sie wirklich ist! Wenn Du wirklich diese Macht besitzest, die ich nicht bezweifeln soll, was hat's da für

Noth? Wende sie an und mache das Mädchen zu einem Muster von Klugheit und Festigkeit!"

„O, man möchte verzweifeln!"

„Das ist keine eigentliche Antwort! Doch worüber hast Du Dich denn jetzt zu beklagen?"

„Mein Gott, das ist so viel, daß ich, wenn ich es aufzählen sollte, kaum weiß, womit ich anfangen soll."

„Nun, zuerst und vor Allem? — Denn zu irgend einem Resultat müssen wir doch wohl kommen . . ."

„Ja, zuerst und vor allen Dingen: welches Beispiel gibt sie wohl ihrer Schwester Olga, diesem englischen Wesen, das ich wohl bald aus dem Hause schicken muß, damit sie nicht von den Fehlern und Launen ihrer Schwester angesteckt wird."

„Aber," fiel Onkel Janne ein, der jetzt eine fieberhafte Ungeduld zu fühlen begann, „welches sind denn eigentlich die ärgsten unter diesen Fehlern und Launen?

„Was sagst Du davon, daß sie trotz ihrer Schönheit, ihres Reichthumes und ihres guten Kopfes, trotz des Ansehens, in welchem unser Haus immer gestanden hat, sich zum allgemeinen Gelächter macht? Ich wollte Jemanden über mich lachen lassen, ich!"

„Ach so! Man lacht also über Edith?"

„Gewiß lacht man, und wie kann man anders, wenn man sieht, daß ein junges Mädchen ihren Liebhabern — lauter schönen, ausgezeichneten, eleganten jungen Männern — den Abschied gibt, um statt ihrer eine ganze Schleppe abgelebter Greise an sich zu ziehen."

„Und der Grund ihres Verfahrens?"

„Das Fräulein hat die Laune, sich mit einem älteren, gesetzten Manne zu verheirathen. Und ist es nicht das ärgste Narrenspiel, das man haben kann, wenn man sie von ihren athemlosen, grauhaarigen Courmachern umringt sieht? Sie weiß sie schon in Bewegung zu setzen! Der Präsident, der süßliche Pfefferkuchenmensch, wurde im vorigen Winter fünfzig Jahre alt.

Der Oberstlieutenant mit seiner affektirten Geradheit nahm, wenn ich mich recht entsinne, vor zwanzig Jahren seinen Abschied. Und der Baron S., wenn Edith seine Freiherrin würde, schwüre bei dieser Gelegenheit; zum dritten Mal sein Ehegelübde und könnte eben so gut darauf schwören, daß kein Geizhals ein größeres Glück gehabt hätte, als er, der aus jeder neuen Ehe einen immer größeren Gewinn gezogen hat!"

„Liebe Schwägerin!" sagte Onkel Janne lächelnd über den Eifer, mit welchem die Hofräthin ihrem Verdrusse Luft machte, „Du charakterisirst Deine' Schwiegersöhne vortrefflich. — Doch," fuhr er ernsthaft fort, „das ist wirklich sehr vertrakt!"

„Ja, das will ich meinen!"

„Warum brach sie denn so plötzlich mit dem Lieutenant H.? Als ich das letzte Mal hier war, schien er sehr gut bei ihr zu stehen."

„Aus einer Ursache, die ihrer eben so würdig ist, wie die, aus welcher sie den Capitain Wendelstedt und den Kammerjunker U. ausschlug."

„Nun?"

„Der eine war zu schön — und schöne Männer haben gewöhnlich den Fehler, daß sie sich selbst vor allen Andern bewundern. Der Kammerjunker war zu reich, weil er reicher war, als sie selbst — und dadurch würde sie in ein abhängiges Verhältniß gerathen. Und endlich der Lieutenant war bei näherer Betrachtung viel zu jung: sie würde zu alt als Frau sein, während er sich noch in seinen besten Jahren befände."

Wiederum konnte Onkel Janne ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ja, man muß wirklich lachen, Schwager! Meinst Du aber nicht, man sollte eher darüber weinen?"

„Hast Du das jemals versucht, Schwägerin?"

„Ach, ich habe Alles versucht. Man kann sich nichts Impertinenteres denken, als ihre Antwort: „„Liebe Mutter! ich bin ja

diejenige, die einen Mann wählen soll, und nicht Du; so laß mich ihn denn nach meinem eigenen Sinne wählen!““

„Darin liegt denn doch endlich einmal Vernunft!“

„Ja, wenn Du das meinst, so habe ich von Dir und von dem Rathe, den ich von Dir erwarte, wohl nicht viel zu hoffen!“

„Ich will es aber dennoch versuchen, Dir einige Rathschläge zu geben?“

„Und diese sind?“

„Ermüde sie nicht mit allzu vielen Anmerkungen, reize sie nicht dazu, ihre Launenhaftigkeit zu zeigen, sei zärtlich gegen sie, und suche vor allen Dingen ein innigeres Verhältniß zu Stande zu bringen!“

„In des Himmels Namen, was willst Du mit dem Allem sagen? Zweifelst Du daran, daß ich sie trotz aller ihrer Fehler nicht liebe? Fehlt es an Innigkeit und Herzlichkeit von meiner Seite, wohl verstanden: an vernünftiger Herzlichkeit?“

„Du liebst sie, das weiß ich; doch diese Verstandesliebe, die Du in den letzten Jahren angenommen hast, da Du selbst gebietender und fordernder geworden bist, ist nicht passend im Umgange mit Edith — sie hat ein so warmes Herz.“

„Und ein so heftiges Gemüth. Sie vergißt tausendmal bei unsern Gesprächen, daß sie mit ihrer Mutter redet.“

„Ich sage kein Wort mehr, ehe ich die Stellung besser beobachtet habe. Sei aber überzeugt, ich werde nichts außer Acht lassen, um sie zu gewinnen und dann zu versuchen, wie ich auf sie einwirken kann.“

„Ja, eben weil sie immer Standhaftigkeit in ihrer Liebe gegen Dich bewiesen hat, habe ich es so sehr gewünscht, Dich hier zu sehen . . . Aber noch Eins: sie ist nicht nur launenhaft, sondern auch so übermüthig und hoffährtig, daß sie sich dadurch ebenfalls lächerlich macht.“

„Da muß auch der Hochmuth ein Anflug von einer Laune sein, denn noch nie habe ich diesen Fehler an ihr bemerkt.“

„So ist es aber dennoch. Du wirst es bemerken, wenn Personen, die ihr entweder nicht gefallen, oder von denen sie meint, daß sie allzu tief unter ihr stehen, als daß sie Rücksicht auf dieselben zu nehmen hätte, zugegen sind. Zum Beispiel: meinen neuen Bruksverwalter, der vor drei Monaten hier ankam, einen wirklich so achtungswerthen, angenehmen und gebildeten Mann, als man nur sehen kann, behandelt sie so, daß ich bisweilen bald erröthe, bald erblasse; denn hoffährtig bin ich — Gott sei gelobt — niemals gewesen."

„Wenigstens nicht gegen Jemanden, von dem Du überzeugt warst, daß er zu Dir hinauf sah; dazu hast Du zu viele Weltklugheit gehabt . . . Doch, sieh hier! Wen haben wir da, wenn nicht das junge Fräulein, umgeben von den antiken Rittern! Ha, ha, ha! Das ist meiner Treu recht lustig! Ja, bei meiner Ehre, das ist es!"

„Sie reiten um die Wiese herum," sagte die Hofräthin aufstehend, „wenn wir aber den kleinen Weg gehen, so kommen wir vor ihnen an, und da kannst Du das Vergnügen haben, sie absteigen zu sehen."

Unaussprechlich zufrieden griff Onkel Janne nach seinem Hute und fühlte sich so leicht darüber, daß das tête-à-tête mit der Schwägerin beendigt war, daß er ihr trotz ihres weißen Mousselinrockes, ein Kleid, das er an fünfzigjährigen Damen gar nicht leiden konnte, den Arm bot.

„Ach, lieber Janne!" seufzte die Hofräthin mit einem milden und vertraulichen Tone — „der selige Franz im Himmel freut sich gewiß, wenn er uns so vertraut und herzlich sieht! Vereint können nahe Verwandte immer das Ziel erreichen, und daß wir in dieser Sache einer Meinung sind, bedarf wohl gar nicht der Rede."

„Gut, gut, Frau Schwägerin! Ist aber vielleicht noch etwas Anderes auf dem Tapete, versteht sich in Deinen Gedanken?"

„Im nächsten Monate erwarte ich wirklich einen Besuch hier auf Dagby, von welchem Edith nichts weiß: doch davon späterhin . . . Meinst Du nicht, daß das Korn sehr gut steht?“

Sechstes Kapitel.

Edith.

„Sind Fräulein Olga und Mademoiselle Horner noch nicht aus der Kirche zurück?“ fragte die Hofräthin, indem sie an dem Arme ihres Schwagers würdig und abgemessen die breite, mit großen sächsischen Blumenvasen gezierte Treppe hinaufwanderte.

„Nein, Ihro Gnaden!“ antwortete der tiefgebückte Bediente.

„Ist der Bruksverwalter zu Hause?“

„Nein, Ihro Gnaden!“

Ihro Gnaden fragten nicht weiter, sondern schritten, gleich einer Königin, durch die Hausflur in die gewöhnliche Residenz der Familie.

Die Prachtwohnung war eine Treppe hoch gelegen, und zwei Treppen hoch gab es noch einige nette Giebelzimmer, bestimmt für die Fräulein, die Gouvernante und ehrenwerthe Wittwen, Näherinnen und dergleichen Personen, welche Wochen und Monate lang sich in dem Abglanze des Ueberflusses der reichen Brukspatronin sonnen durften.

Das Zimmer, in welches die Hofräthin und Onkel Janne sich verfügten, der sogenannte Arbeitssaal oder das alltägliche Gesellschaftszimmer, lag dem großen Gitterthore gegenüber, welches in die Allee hinausführte.

Dieses lange, tiefe und mit hohen Fenstern versehene Zimmer erhielt durch die natürlichen Jalousien der vor demselben stehenden Topfgewächse, so wie der draußen befindlichen Linden ein gewisses

mystisches Aussehen, dessen ruhige Anmuth nicht vermindert wurde, wenn man durch ein paar Glasthüren zwischen den Fenstern auf einen mit Blumen erfüllten Balkon hinaustrat. Diese Thüren standen gewöhnlich offen, und sowohl um der frischen Luft, des Blumenduftes und der schönen Aussicht zu genießen, als auch wegen des Vergnügens, alle Kommenden und Gehenden zu sehen, waren vor diesen Lieblingsplatz der ganzen Familie mehrere Ruhesitze gestellt worden. Uebrigens waren hier Instrumente, Zeichnengestelle, Nähtische, Blumentische, Lesetische, Schreibtische, Tische mit Modellen von Marmor und Gyps, kurz alle Arten von Tischen und Bequemlichkeiten, die in einem reichen Hause zum Vergnügen und zur Arbeit für Damen zu finden sein können. Zu den beiden Seiten des Saales waren zwei Paar Zimmer, von denen das eine Paar die Bibliothek und die Gemäldegallerie — beide nicht eben in großem Umfange — und das andere Paar der kleine Salon und das Schlafzimmer der Mutter benannt wurden. Auf der andern Seite der Hausflur lagen die eigenen Zimmer des Hofrathes, welche bis jetzt heilig und unberührt gestanden hatten, von der Hofräthin jedoch schon für den Gast bestimmt waren, dessen Besuch noch ein Geheimniß war.

Nachdem wir also die Localitäten in Augenschein genommen haben, können wir mit der Wirthin und dem Onkel Janne die Ankunft der reitenden Gesellschaft abwarten.

„Jetzt könnten sie auch wohl hier sein!" meinten Ihro Gnaden, indem sie ihre Lorgnette ungeduldig auf die Allee richtete.

Onkel Janne, der in dem bequemen Stuhle zusammengesunken mit gekreuzten Beinen saß, hatte während der wenigen Minuten, die vergangen waren, fast vergessen, worauf er wartete.

Statt dessen waren seine Augen auf Primus gefallen, welcher außerordentlich geputzt in seinem grasgrünen bombassinenen Rocke und der scharlachrothen Weste, mit den Händen in der Tasche, auf dem Hofe hin- und herspazierte und verstohlen bald seine spiegelblanken kleinen Stiefel, bald die im Geheimen angebetete Lotta

betrachtete, welche eben jetzt so sittsam mit der Florhaube und dem Gesangbuche aus der Kirche zurückkam.

Bei dem Anblicke der sichtbaren Selbstvergötterung des Zwerges hatte Onkel Janne, wie schon so oft vorher, an das Wunderliche denken müssen, das in der Eitelkeit liegt. Diese kleine, in den Augen Anderer so lächerliche und in seinen eigenen so anmuthige und vollendete Figur, war sie nicht dennoch der Sitz einer warmen und innig liebenden Seele? „O," philosophirte der Onkel bei sich selbst, „man darf nie verzweifeln: das Böse und das Gute wohnen immer beisammen, und gewöhnlich sind die Menschen besser, als ihre in die Augen fallenden Gebrechen sie ankündigen."

„So, lieber Janne!" begann die Hofräthin, die nicht Achtung gegeben hatte auf die Zerstreutheit ihres Schwagers; „steh nun auf: hier haben wir die Gruppe! . . . Sie verdient es ja, daß man sie betrachtet, oder wie?"

„Ja, auf Ehre und Glauben!" antwortete der Onkel, indem er sich auf die Thürschwelle stellte, die Arme auf das Gitterwerk des Balkons stützte und sich's recht bequem machte, um Alles ganz genau betrachten zu können.

Auf einem hohen silbergrauen Pferde, dessen feine und stolze Formen einer arabischen Abstammung würdig waren, saß ein junges Mädchen und zügelte mit Leichtigkeit und unnachahmlicher Anmuth das Feuer ihres ungeduldigen Lieblings. In diesem Augenblicke entsprach sie dem Blicke eines eben aus erröthenden Gewölken erstandenen neugeborenen Tages. Ein Uebermaß von Leben schien in jedem Pulse zu zucken, während die feinste Purpurfluth, welche in ihren Adern rannte, unruhig unter der weißen Oberfläche wogte. Und diese Augen, braun und glänzend wie der weiche Sammet, der ihren Schwanenhals umschloß, diese Augen, deren abwechselnd schelmische und melancholische Schönheit in so vielen Herzen das Feuer anfachten, leuchteten sie nicht wie Morgensonnen, und war nicht ihr ganzes Wesen so frisch, so lieblich, so lächelnd, wie der junge Tag selbst?

Dieses Mädchen mit einem Wuchse, so schlank, edel und elastisch wie Diana, und mit einem Gesichte, in dessen dunkelfarbigen Zügen ein kühner, lebhafter und selbstherrschender Geist sich bei jeder Bewegung abspiegelte, ist die neunzehnjährige Edith. Und, sei es aus Laune oder Geschmack, ihr Anzug ist so einfach, daß mit Ausnahme eines Eichenzweiges, der von dem runden Strohhute auf ihr Reitkleid herabweht, nicht einmal so viel wie ein Endchen Band an diesem Hute zu sehen ist, welcher allein von dem Zephyr auf ihren seideweichen, in dunkler Bernsteinfarbe glänzenden Locken festgehalten zu werden scheint. Spielend mit ihren drei fast athemlosen Begleitern scherzend — denn der Ritt war bisweilen ein Galopp geworden — wendete sie sich bald an den Einen, bald an den Andern.

Der Oberstlieutenant, welcher zur Rechten reitet, ist immer noch zur Ehre des Standes der Einzige, welcher ihr zu antworten vermag. Der Präsident hat sich mit einer Miene von sublimer Entsagung ein wenig auf die linke Seite gezogen. Er seufzt im Stillen und beißt sich auf die Lippe, um nicht laut zu seufzen, während der Baron, der sich ein wenig hinter den Präsidenten zurückgezogen hat, vor Athemlosigkeit eben ersticken will und im Stillen bei sich selbst schwört: wenn ihm nicht „die kleine Hexe" vor Ablauf der Woche eine bestimmte Aufmunterung gebe, so wolle er ihr gerne die Freiheit lassen, aus jedem Andern das Leben zu jagen, nur nicht aus ihm.

Primus, welcher voreilte, um das Gitterthor zu öffnen, erhielt einen freundlichen Blick und den ganzen Rest der Munition, welchen das Fräulein in einer am Reitsattel hängenden Tasche von grünem Saffian verwahrte. Diese Art von Munition bestand in Rosinen, Mandeln, Nüssen und dergleichen, womit die junge Herrscherin immer versehen war, wenn sie ausritt, um damit die Kinder der Arbeiter zu traktiren, welche dem engelsüßen Fräulein denn auch immer mit unverstelltem Entzücken die Gitterthore öffneten.

„Ich danke den Herren sämmtlich für ihre ritterliche Artigkeit!" sagte Fräulein Edith, indem sie vor der Treppe das Pferd anhielt, und, umringt von allen drei Freiern, für einen Augenblick unentschlossen zu sein schien, welchem von ihnen sie das Recht gestatten sollte, sie aus dem Sattel zu heben.

Wie jedoch die guten Herren vor ihr dahin gekommen waren, das läßt sich nur daraus erklären, daß Edith mit dem eigenthümlichen Takte eines guten Herzens einige Male in einer munteren Carriere um die Rotunde auf dem Hofe geritten war, um ihnen, wie sie sagte, zu ihrer Belustigung eine kleine Vorstellung zu geben, die an die Kunstfertigkeit der Kunstreiterinnen erinnerte.

„Hier, Fräulein!" sagte der Oberstlieutenant, indem er die eine Hand unten hielt, als wünschte er, daß sie dieselbe als einen Tritt benutzen möchte, während er die andere als einen Stützpfeiler emporstreckte.

Die ganze Stellung würde sich nicht so übel gemacht haben, wenn der Oberstlieutenant sie vor zwanzig Jahren versucht hätte.

„Meine Gnädige! belieben Sie, meine Gnädige?" lispelte der Präsident, und sah dabei aus, als wollte er buchstäblich zur Erde sinken vor — Entzücken; doch die Hand, welche er hinreichte, sah sogar in dem Handschuh so schwach aus, daß das Fräulein Mitleiden mit ihr hatte. Der Baron begnügte sich damit, nur die Fingerspitzen und seinen nickenden Kopf zu zeigen, denn es hatte dem armen Manne noch nicht gelingen wollen, mit seinen Lungen in Ordnung zu kommen.

„Nein, nein, meine Herren! Mir fehlt der Muth, Einem von Ihnen Unrecht zu thun — und darum werden Sie mir erlauben, daß ich auf diese Art Ihrem schmeichelhaften Wetteifer ein Ende mache!"

Mit diesen Worten warf die junge Dame ihr Pferd herum und stand mit einem leichten Sprunge ohne Hülfe auf der Erde.

„Schön, schön!" rief Onkel Janne vom Balkon herab, „keine Prinzessin hätte gerechter handeln können!"

„Warum nicht ebenso gut eine Göttin, bester Onkel? Eine Prinzessin bin ich ja selbst in meinem Reiche . . . doch leben Sie wohl, meine Herren!" wendete sie sich wieder zu ihren Begleitern, „eine angenehme Ruhe! Klagen Sie mich nicht an, wenn ich eine allzu große Lebhaftigkeit bei unserer Promenade gezeigt habe, denn es war Ihre eigene Jugendlichkeit, die mich bisweilen zu dem Glauben brachte, daß ich von munteren Lieutenanten bedient sei, bisweilen wieder auf den Glauben, daß ich aus einem der Rahmen in unserer Gemäldegallerie herabgestiegen wäre — woselbst ich übrigens mit Zopf und Korsett mich gar nicht übel ausnehme — um noch einmal das Vergnügen zu haben, in der Gesellschaft meiner ehemaligen Anbeter einige flüchtige Augenblicke aus unserer entflohenen Jugend zu verleben."

Nachdem sie mit reizender Schalkheit dieses gesagt hatte, begrüßte sie anmuthsvoll ihre drei alten Ritter und verschwand in der Treppe des großen Gebäudes, während dagegen die Herren mit einer gemeinschaftlichen Miene, die auf Erlösung aus dem Fegfeuer hindeutete, die Treppe hinaufstrebten, welche zu dem „Kaiflügel" führte.

„In meinem Leben habe ich kein so schönes Mädchen gesehen!" sagte Onkel Janne mit artistischer Bewunderung. „Was ist Menschenwerk gegen die Werke des großen Meisters!"

„Gewiß ist sie schön!" entgegnete die Hofräthin mit einem Tone des grellsten Hochmuthes; „aber . . . aber . . . aber, mein lieber Schwager Janne . . ."

Die mütterlichen Commentarien wurden durch ein wichtiges und bedeutungsvolles Kopfnicken beendigt.

Siebentes Kapitel.

Die kleine Schauspielerin und die Madonna.

Nach einigen Augenblicken zeigte sich auf dem Hofe eine neue Gruppe.

Es war Fräulein Olga, welche aus der Kirche kam, mit ihrer Gouvernante und einem Bedienten in Livree hinter sich, denn die Mutter liebte Pracht, und Olga hatte gelernt, daß gute Kinder ihrer Mutter nicht widersprechen dürfen.

„Willkommen, mein Täubchen!" rief die Hofräthin, indem sie sich über den Balkon, den der Onkel Janne verlassen hatte, hinabbückte.

„Dank, liebe Mutter!"

Fräulein Olga, eine kleine, sommerfleckige Blondine von gewöhnlichem Aussehen und mit ziemlich gerundeten, wenn auch noch unentwickelten Formen, warf ihr Stumpfnäschen in die Höhe, während sie der Mutter einen Kuß zuwarf. Darauf, als hätte sie sich plötzlich an eine Sache erinnert, nahm sie eine ernste und würdige Haltung an, welche, wenn dieselbe bei einem fünfzehnjährigen Mädchen zu einer Gewohnheit übergeht, was mit Olga's Würde beinahe der Fall war, ihr gewöhnlich die verdrießliche Benennung von altklug verschafft.

Die Gouvernante dagegen, Mademoiselle Octavie Horner, hatte ein solches Aeußere, von dem es heißt, daß es Einem schwer wird, es zu vergessen, wenn man es einmal gesehen hat.

Am ähnlichsten war sie einem Mondscheinstücke in einer Winternacht, wir meinen ein angenehmes Mondscheinstück, welches Alles an sich hat, was nöthig ist, um es in seiner Art vollkommen zu machen, eben ein solches, dessen Illusion so vollkommen ist, daß, wenn man es an einem warmen Sommertage betrachtet,

man unwillkürlich die Kleider um sich hüllt und ein Frösteln empfindet.

Schneeweiß, mondscheinartig und steif trat Mamsell Octavie in den Saal, begleitet von der jungen Olga, welche sich alle mögliche Mühe gab, ihrer Lehrerin nachzuahmen, weil sie dieselbe für ein vollkommenes Muster hielt. Auch die Hofräthin selbst war wohl nicht ganz frei von diesem Gedanken. Denn in der Art und Weise, wie Mamsell Octavie sich benahm, ebenso verschieden von der Weise der blöden, koketten oder nachgiebigen Gouvernanten — die drei Arten, welche die Hofräthin schon geprüft hatte — lag Etwas, das so zu sagen, ihre Person außer der Schußweite der vornehmen Herablassung setzte. Ihre abgemessenen Formen, ihre unverwüstliche Steifheit, ertheilten ihr ein gewisses Air, das der stolzen Hofräthin gestattete, „sehr glücklich zu sein, daß sie in der Lehrerin ihrer Tochter auch eine passende Gesellschaft besaß."

Um gleichsam die vortrefflichen Eigenschaften dieses Frauenzimmers noch mehr zu erhöhen, müssen wir erwähnen, daß sie, obgleich erst neunundzwanzig Jahre alt, nicht nur im Stande war, einen ganzen Abend Tanzmusik zu spielen und an einem andern ganzen Abend unbeweglich wie ein Wachsbild am Spieltische zu sitzen, sondern auch mit einem bewunderungswürdigen Takte oder einem noch bewunderungswürdigeren Scharfsinne Alles aufzuspüren, was in und außer dem Hause vorging und es ihrer Patronin so vorzutragen, daß diese die Sache selten aus einem andern Gesichtspunkte sah, als Mamsell Octavie, falls nämlich nicht Ihro Gnaden schon zuvor einen andern Gedanken gefaßt hatten; denn in diesem Falle vermochten weder Octavie noch irgend ein Anderer ihre Ideen umzustoßen.

Mit dem Allem war gleichwohl das kalte Mondscheinsgesicht der Gouvernante nicht immer einer frischen Winternacht ähnlich. Bisweilen, wenn sie allein war, glich es einer von der brennenden Mittagssonne glühenden Sommerlandschaft, welche sichtbarlich sich nach Kühlung sehnt.

Onkel Janne, welcher mehr als andere Menschen in der Gesellschaft der Mamsell Octavie fror, wollte eben seine Verwunderung laut verkündigen, daß Edith sich noch nicht sehen ließe, als eine feine und gellende Stimme auf der Treppe sowohl seine als auch der Uebrigen Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Jonssons! Jonssons! Fräulein Edith's Droschke soll sogleich angespannt werden — das Fräulein fährt in die Kirche!"

„Nun, ich hätte es wohl vorhersehen können, daß sie davon fahren würde," sagte die Hofräthin verdrießlich, „da sie sich heute früh so lebhaft freute, die Frau von Y. zu treffen, welche wir noch vor dem Mittage erwarten!"

„Um diese Zeit in die Kirche?" wiederholte Onkel Janne, während Olga mit einer jammerwürdigen Miene die Achseln zuckte, und Mamsell Octavie zufällig ein Gelenk an ihrer Halskette abbrach.

„O ja, Schwager, es ist ja in Duringe Spätgottesdienst. Ich möchte jedoch wünschen, der selige Franz hätte ihr keinen eigenen Wagen geschenkt und ihr keine freie Disposition über den Stall gegeben; über ihre Zeit hat sie sich selbst zur Disponentin eingesetzt. Doch dies kommt mir wirklich ein wenig sonderbar vor!"

„Nun, nun, Schwägerin, das ist ja ganz unschuldig!"

„Ja, so unschuldig, daß ich wohl bald an eine Reform sowohl in diesen als in andern Dingen denken muß! Du mein Eng...."

Hier wurden Ihro Gnaden unterbrochen.

Jene Stimme, die sich vor Kurzem auf der Treppe hatte hören lassen, und welche die Gesellschaft als dem Mädchen der beiden Fräulein, auch unter der Benennung „Fräulein Kerstin" bekannt, angehörend erkannte, erscholl jetzt aus der halboffenen Thür eines kleinen Zimmers vor dem Saale.

„Fräulein Edith läßt den Herrn von Sternfelt grüßen und fragen, ob sie nicht den Primus leihen darf; denn der kleine Swen, welcher das Fräulein immer zu begleiten pflegt, ist mit dem Bruksverwalter ausgefahren."

„Herzlich gerne!“ antwortete Onkel Janne.

„Eine halbe Viertelstunde später fuhr der Herr Primus vor mit der eleganten Droschke des Fräuleins Edith: der Kleine schien sehr stolz über das Vertrauen zu sein. Edith selbst ließ nicht lange auf sich warten.

Nach einem flüchtigen und eilfertigen Abschiedsgruße, von welchem man kaum sagen konnte, daß er innerhalb der Thür geschah, dagegen in einer Toilette, welche ebenso ausgesucht prachtvoll, wie der Morgenanzug einfach gewesen war, eilte Edith hinunter. Und ohne großes Mitleiden mit dem rosenfarbigen Krepkleide und der kostbaren Mantille von schwarzem Sammet, warf sie sich eher in den Wagen als sie hineinstieg, ergriff selbst die Zügel, wies mit einer Kopfbewegung dem Primus den Platz hintenauf an, und so, mit einem vertraulichen Kopfnicken nach dem Balkon hinauf, klatschte sie mit der Peitsche, und die Droschke fuhr dahin.

Erst als die Staubwolke hinter der Equipage des selbstherrschenden Fräuleins sich aufgelöst hatte und verschwunden war, löste sich auch die verdrießliche Spannung, welche eine Zeitlang die Zunge der Hofräthin gefesselt hatte, und sie knüpfte den Satz wieder an, der bei dem Auftreten der Fräulein Kerstin abgebrochen worden war.

„Du mein Engel“ — die Worte waren an Olga gerichtet, deren helle Haarflechten dabei zärtlich gestreichelt wurden — „bekommst gewiß nie über so viel zu befehlen, so lange Du bei Deiner Mutter bist!“

„Und ich,“ entgegnete Mamsell Octavie in einem feierlichen Tone, „die ich Olga's reines Gemüth so sorgfältig studirt habe, ich bin überzeugt, sie würde, wenn sie auch ein solches Recht hätte, dasselbe niemals anwenden wollen!“

„Mamsell Octavie kennt mich besser, als ich selbst, liebe Mutter!“ antwortete Olga verschämt. „Ich weiß nur, wenn Du mir auch diese Freiheit gäbest, die Edith hat, so würde ich den=

noch immer fragen: erlaubst Du, liebe Mutter, daß ich so thue? Glaubst Du, daß es sich schickt?"

„Man sieht wenigstens, daß Du Deinen Unterricht benützt hast!" fiel Onkel Janne mit einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Bitterkeit ein.

„Ich will hoffen, daß sie dafür keine Vorwürfe verdient."

Der Blick der Lehrerin fiel mit einem eiskalten Fragezeichen auf den warmherzigen Mann.

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so glaube ich dennoch, daß sie solche verdient; denn was Olga jetzt sagte, das schmeckte wirklich nach Bitterkeit gegen Edith; noch nie habe ich gehört, daß Edith sich bitter über Olga äußerte."

„Nein, das glaube ich wohl!" rief die Hofräthin mit einem Ausdruck von unverstelltem Erstaunen aus, „es ist nicht so leicht, gegen Engel bitter zu sein!"

„Geschwätz! Ich möchte wohl wissen, wo die Engel gehen — ich wenigstens habe noch keinen gesehen!"

„Das ist eben nichts Neues, wenn es auch traurig ist!" meinte das kleine Fräulein, indem sie sich trotz ihrer Engel- und Taubenwürde mit sichtbarem Verdruß vom Stuhle erhob.

„Was ist denn das, was nicht neu ist, meine Du?" — Meine Du war ein Schmeichelwort, das der alte Mann oft bei seinen Bruderstöchtern anwendete, und der Ton, in welchem er es jetzt sagte, klang so herzlich, daß er ein blödes Schwanken in Olga's Stimme verursachte, als sie zögernd antwortete:

„Lieber Onkel, Du hast Edith immer vorgezogen!"

„Ich liebe euch Beide, Ungerechtigkeit aber liebe ich nicht, und ich leide es auch nicht, daß man den Namen der Engel mißbraucht. Werde aber darum nur nicht traurig, meine Du! Wir wollen schon einmal mit einander plaudern, wenn wir allein sind; und glaube ja nicht, daß das Herz Deines alten Onkels nicht für Dich ebenso gut Raum hat, wie für Edith!"

„Und damit Punktum!" sagte die gnädige Frau mit einem

essigsüßen Lächeln, welches bewies, daß sie mit der Art und Weise nicht zufrieden war, mit welcher ihr Schwager Olga's Verdienste beurtheilte, daß sie aber auch jetzt, da sie in ihm einen Bundesgenossen gegen ihre ältere Tochter zu erhalten hoffte, ihn nicht dadurch beleidigen wollte, daß sie eine Parteilichkeit zeigte.

Die Hofräthin war aufgestanden, und indem sie erst ihre Uhr und dann Mamsell Octavie betrachtete, sagte sie nachlässig:

„Man muß wohl an seinen Anzug denken; denn ehe wir's uns versehen, haben wir unsere kleine Frau von Y. hier!"

„Was ist das für eine Frau?" fragte der Onkel.

„Eine Nachbarin, die Du nicht kennst, die Dir aber gewiß gefallen wird; übrigens ist sie eine junge, reiche und besonders einnehmende Offizierswittwe, die im verwichenen Herbst nach Glanberg zog, welches ihre Kinder von der alten Frau Kämpe erbten."

„Wie viele Freier hält sie sich denn?"

„Darüber kann ich wirklich nicht Bescheid geben; vielleicht ist aber Mamsell Octavie besser unterrichtet?"

„Ich habe wirklich nicht das Glück, mit den Heirathsangelegenheiten der Frau von Y. vertraut zu sein."

„O, Mamsell Octavie ist streng wie eine Puritanerin, wenn von Brautwerbungen und Heirathen die Rede ist! Wenigstens werden Sie doch wohl gestehen, daß die kleine Hortense von Y. die Lobeserhebungen als reizend und liebenswürdig verdient?"

„Da Ihro Gnaden ihr diese Eigenschaften zuerkennen, so macht sie wahrscheinlich Ansprüche darauf, und es kann mir niemals einfallen, Ihre Urtheile verbessern zu wollen."

„Mutter!" fiel Olga schnippisch ein, „ich meine, es ist sonderbar, daß Hortense von Herrn Helmer so viel Aufhebens macht!"

„Und warum sollte sie denn das nicht, Du süßes Kind? Behandelt Deine eigene Mutter den Herrn Helmer nicht als einen Mann von unserem Stande? Ich glaube, es können nicht Viele sich eines solchen Bruksverwalters rühmen!"

„O ja, Mutter, Herr Helmer ist ein sehr angenehmer Mann;

das meinen Alle, außer Edith; aber Hortense befindet sich ja niemals wohl, wenn sie hier ist, sofern nicht Herr Helmer bald mit dem Einen und bald mit dem Andern ihr hilft."

„Nein, da höre nur ein Mensch mein kleines Hühnchen! Ich glaube wahrhaftig, sie ist eifersüchtig auf Herrn Helmers Artigkeiten ....Doch nun Adieu! . . . Du, Olga, sollst hier bleiben, um die Honneurs zu machen, bis ich komme!"

„Willst Du nicht die Güte haben, lieber Onkel, das zu übernehmen?" fragte Olga, nachdem sowohl die Mutter, als auch Mamsel Horner das Zimmer verlassen hatten.

„Nein, ich danke, meine Du, ich denke vor Mittag noch ein Schläfchen zu machen!" Und hiemit stand der Alte auf und ging seines Weges.

Als Olga allein war, fing sie an, sich auf eine Weise zu beschäftigen, welche ein ziemlich klares Licht auf ihre wirklichen Eigenschaften und ihren Charakter warf.

Sie stellte sich vor einen von den Wandspiegeln, und nachdem sie lange mit dem tiefsten Interesse ihr Gesicht betrachtet hatte, legten sich die Falten von Mißvergnügen, welche anfänglich dort zu sehen gewesen waren. Einige Sekunden spielte ein selbstzufriedenes Lächeln um ihre Lippen, darauf nahmen ihre Züge einen Ausdruck von Stolz an, diesem folgte ein neidischer Aerger und endlich ein Hohn, welcher zu sagen schien: „Warte nur! ich will und werde meine Kräfte prüfen?"

„Woran wollte denn aber Olga ihre Kräfte prüfen?"

Die Pantomime, welche sie jetzt zu spielen beginnt, verräth vielleicht Etwas davon.

Als Einleitung machte sie eine ganze Serie von Verneigungen und Bewegungen des Körpers in graziöser, aber etwas koketter Form durch. Und indem sie sich bald rechts, bald links beschaute, sagte sie mit einer kurzen und heftigen Stimme: „O, meine süße

Frau von Y.! ich glaube fast, ich mache dies ebenso gut und vielleicht noch ein wenig besser . . . wenigstens werde ich es bald besser machen können! Und diese Madonnenblicke! . . ." Olga begann nun die Augen zu drehen — „und dieses verschämte Niederschlagen der Augen ist ja eine bloße Kleinigkeit; und diese halben und ganzen Sätze mit O und Ach, ganzen, halben und Viertelsseufzern – wer könnte die wohl nicht lernen?

„Jetzt ist nur die Frage" — und mit einem halblauten Gelächter befreite sie sich von der Madonna – „was ihm zuletzt am besten gefällt, dieses . . . oder dieses!"

Bei dem letzten Worte begann sie eine andere Art von Spiel, welches für einen Zuschauer sehr lustig zu sehen gewesen sein würde.

Sie erhob sich auf den Zehenspitzen, um größer zu werden, warf die Haarflechten zurück, um ihrem Gesichte einen freien, fröhlichen und unbekümmerten Ausdruck zu geben, und begann ein Opernlied zu summen, indem sie mit ihrer kleinen Figur umschwenkte und schnell einen Gang durchs Zimmer machte, bei welchem sie sich dann und wann nachlässig mit dem Schnupftuche fächelte.

„Nein, nein!" rief sie ärgerlich; „ich bin nicht im Stande, diese impertinente, leichte und gefallsüchtige Nachlässigkeit, die mir noch das Leben raubt, nachzuahmen . . ."

„Nein! es war so!"

Olga fing von vorn an und machte ihren Gang halb tanzend, um ihn noch luftiger zu bilden; aber sie ermüdete sich vergebens; es wollte ihr damit nicht so gut gelingen, wie mit der Madonna.

„Ueberdies," fuhr sie fort, indem sie nach und nach eine traurige, ernste, gedankenvolle und zuletzt eine melancholische Miene versuchte, und nach jeder den Gang abpaßte, „überdieß kann wohl kein Mensch, wenn er sich auch herabließe, es zu wollen, es wirklich aushalten, einen solchen Wechsel nachzuahmen . . . doch ich will es schon durchsetzen, wenn er wirklich Werth hierauf setzt. Fast glaube ich aber, es ist . . . dieses!"

Und nun war Edith genöthigt, der Mamsell Octavie Platz zu machen, und Olga excellirte wirklich in Nachäffung der abgemessenen und steifen Manier derselben.

„Ja, das ist stattlich!" dachte sie mit Entzücken. „Weder die kokette, heilige Hortense, noch auch die hochmüthige, launenhafte und herrschsüchtige Edith können einen Vergleich aushalten mit Octavie, denn an sie adressirt er sich meistens . . . vielleicht" — hier lächelte sie mit einem solchen Anstrich von Eigenliebe, daß man Grund hatte zu dem Verdachte, daß sie jetzt sich selbst spielte — „vielleicht thut er es darum, weil die Mamsell immer einer andern Person so nahe sitzt, an welche er sich nicht zu adressiren wagt . . . doch st! es fährt! . . . kann er das sein? . . ." Sie flog an das Fenster . . . „Usch! Hortense! Wenigstens soll sie eine lange Nase bekommen und ihn nicht bei Tische sehen! Ach, wie lustig! . . . Und wie entzückend sie sich herausgeputzt hat in diesem gezierten Costüm als Hirtin! Ich wollte wünschen, daß er morgen erst zurückkäme! . . . Nun aber ist sie im Vorzimmer!" — Und augenblicklich war auch Olga dort.

„O, willkommen, willkommen, süße Hortense! „Mit dem Scheine der allergrößten Freundschaft warf Olga sich in die Arme der jungen Wittwe. „Wie zum Entzücken Du heute bist! Ich glaube, Du verdrehst allen Anbetern Edith's den Kopf!"

Eine kleine, feine ätherische Frauengestalt mit einem kindlichen und schönen Gesichte schwebte nun an Olga's Hand in den Saal und sank hier, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, auf einen der Ruhesessel.

„Befindest Du Dich nicht wohl, gute Hortense?"

„Ach, ich bin ganz aufgelöst — so warm, daß ich sterben möchte! Es ist heute auch eine schreckliche Hitze. Aber wie göttlich ist dieses Zimmer, wie kühl — und wie einladend sieht der Balkon aus!"

„Wenn Du Dich nicht vor dem Feuer aller Blicke fürchtest,

die hinter den Gardinen im Kavalierflügel lauern, so geh' hinaus auf den Balkon!"

„O, ich hoffe, sie werden mich ja nicht essen!" sagte Hortense lächelnd. „Doch, im Ernste, liebe Olga, der Balkon ist ohne alle Widerrede am kühlsten, und mit Deiner Erlaubniß ..."

„Frage lieber die Blumen: sie werden gewiß neidisch, wenn Du hinauskommst."

„Schmeichlerin!"

„Warum sagst Du das?"

„O nein, ich will es auch nicht sagen; ich weiß, Du liebst mich! — liebst Du mich nicht?"

„O, sehr, sehr!"

„Nun, meine Liebe, wie befindet sich die Tante?"

„Ich danke, sehr gut — sie wird gleich kommen."

„Und Edith?"

„Sie ist allein nach Duringe gefahren."

„Ich bedaure!"

Dieses „ich bedaure" fand seinen Widerspruch in dem erhöhten Feuer, das plötzlich in dem Auge der jungen Frau aufflammte.

Olga sah zum Fenster hinaus.

„Und wo befindet sich unsere gute Mamsell Octavie?"

„Sie ist bei der Toilette."

„Also, Edith ausgenommen, seid ihr Alle zu Hause?"

„Ja, Alle, und noch etwas mehr; Onkel Janne ist angekommen."

„Das ist eine angenehme Nachricht! Doch höre, liebe Olga!" die schöne Hortense zeigte sich jetzt, theils um die Blumen nicht zu beschädigen, theils um sich selbst eine angenehme Kühlung zu bereiten, bald in der einen, bald in der andern von den Stellungen, die Olga nachzuahmen versucht hatte.

„Was wolltest Du sagen?"

„O, nichts eigentlich: ich meine nur, es wäre dennoch unangenehm, wenn wirklich hinter den herabgelassenen Rollgardinen Blicke lauerten."

„Wie so?"

„Ach, wie unschuldig Du bist! komm, damit ich Dich küsse! Begreifst Du nicht, Du kleine Einfalt, daß sich an Reiz nichts mit dem Gedanken vergleichen läßt: Du kannst ungenirt sein?"

„Was würdest Du denn thun, wenn Du überzeugt wärest, daß Dich außer mir kein Mensch sähe?"

„Ich würde mich über die Ballustrade strecken und einen großen Zweig von dieser schönen Linde nehmen — ich vergehe vor Sehnsucht nach der frischen Luft, die ich mir da verschaffen könnte!"

„Nun, wenn es so ist, daß Du solche Sehnsucht hast, so muß ich wohl barmherzig sein und es Dir anvertrauen, daß die drei armen betagten Courmacher, ermüdet von dem Ritte, mit welchem sie heute ihre Herrscherin begleitet haben, wahrscheinlich jetzt ein Schläfchen halten."

„Und es ist ganz bestimmt, daß kein Anderer dort ist?"

„O, Du bist allzu garstig, mich so hart zu pressen: ich bin nicht in jedem Zimmer dort unten gewesen, kann aber dennoch versichern, daß wir dort weiter keine Fremde haben, als den Baron, den Präsidenten und den Oberstlieutenant."

Nun denn, auf Dein Wort! ... Und hiemit bog Hortense sich anmuthig und entzückend vor; sie streckte sich so weit über das Geländer, daß sie fast mit dem halben Körper in der Luft schwebte, und das leichte Flortuch, das kaum auf ihren weißen Schultern blieb, machte hiebei einen ganz ausgezeichneten Effekt. Auch war die boshafte Olga nur mit der äußersten Anstrengung im Stande, ein lautes Gelächter zu unterdrücken, als sie daran dachte, daß sie ganz allein diesem Manöver zusah, welches auch zuletzt damit gekrönt wurde, daß Hortense den ersehnten Zweig erreichte, welcher der schönen Wittwe, so lange sie auf dem Balkon blieb, außer dem angegebenen noch tausend Vortheile gewährte.

Jetzt aber vernahm man die Schritte der Hofräthin, und Frau von Y. verließ schnell ihr kleines Theater.

Allmälig versammelte sich die ganze Gesellschaft, vermehrt

durch den Probst, den Distriktsrichter und einige andere Personen, welche in der Kirche gewesen waren.

Das Mittagessen wurde angemeldet; doch zwei Plätze blieben leer: der des Fräuleins Edith und des Herrn Helmer.

Achtes Kapitel.

Farbenveränderungen der Herrscherin. Etwas über Moses.

Die Damen saßen vor einem Tische mit Beeren und Früchten, die Herren am Spieltische. In dem Zimmer herrschte jene Temperatur von Verstimmtheit und Trägheit, welche immer Neigung zum Gähnen herbeizuführen pflegt.

„Du bist nicht bei guter Laune, meine liebe Hortense!“ sagte die Hofräthin.

„O ja, liebe Tante; aber ich denke an meine Kleinen zu Hause, arme Kinder!“ — Hortense erhob jetzt ein paar wirkliche Madonnenblicke an die Decke — „sie sind so glücklich, wenn ich mit ihnen spiele!“

„Hier ist es auch heute allzu langweilig,“ versetzte die Hofräthin. „Daß unsere Kirchenfremden so bald reisten!“

„O, liebe Mutter, daran ist eben nichts verloren!“ meinte Olga.

Die Hofräthin lächelte. „Es gab eine Zeit, und es ist noch nicht so lange her, da ein angenehmeres Leben auf Dagby war. Doch“ — sie warf einen geheimen Blick auf den Spieltisch — „wird der Umgangston so angeschlagen ... Nun, gleich gut! Ich verzeihe es Ihnen von ganzem Herzen, meine jungen Damen, wenn Sie ein wenig gähnen!“

„Aber sieh da!“ rief Olga aus, indem sie auf die Thüre des Balkons deutete, „da kommt Diejenige, welche den Bildsäulen

Leben einhauchen und ihre Gesellschaftsgaben in Thätigkeit setzen wird! ... Gib nur Achtung — sieh, wie sie schon lauschen!"

„Edith kommt!" rief sie laut, und bei diesem Signal war augenblicklich Onkel Janne der alleinige Besitzer des Spieltisches.

Die drei Freier eilten hinweg, um sich den Vorrang bei der ersten Aufwartung abzulaufen.

Wo war sie aber geblieben, diese spielende und reizende Herrscherin, die am Vormittage so gnädig gegen sie gewesen war?

Hätten sie nicht einen flüchtigen Gruß erhalten, so würden sie geglaubt haben, daß sie keinen von ihnen gesehen hätte, als sie langsam und gedankenvoll und mit einer Miene, die alles Andere abspiegelte, nur nicht Sonnenschein, die Treppe zu ihren eigenen Zimmern hinaufstieg.

Die drei Herren blieben mit starren Blicken stehen und waren verlegen, daß sie in ihrer gegenseitigen Anwesenheit diese Niederlage erlitten hatten. Endlich aber gereichte ihnen gerade dieses zu einem Troste, denn es bewies wenigstens, daß die Unzufriedenheit ihrer Göttin nicht gegen einen Einzelnen gerichtet war, sondern daß dieselbe, wenn sie nämlich wirklich vorhanden sein sollte, sie Alle gemeinschaftlich anging.

„Ihre sensiblen Gefühle sind von der Predigt erschüttert worden!" sagte der Baron, welcher sich zuerst äußerte.

„Ich glaube eher," fiel der Präsident ein, „daß der höchst infame Geruch von Stabwurz und Salbey auf ihre Nerven eingewirkt hat. Ich entsinne mich noch, als sie mir kürzlich die besondere Gnade erwies, zur Kirche meine Begleitung zu erbitten, wie ich leiden mußte: ich hatte wirklich das eine Schwitzbad nach dem andern."

„Ich meines Theils," ließ sich der Oberstlieutenant vernehmen, „bin vollkommen überzeugt, daß die Herren in ihren Vermuthungen beide Unrecht haben, und daß es weder mehr noch weniger ist, als eine von ihren gewöhnlichen Launen."

„Ha!" sagte der Baron.

„Hm, hm!“ sagte der Präsident.

Beide sahen ein, daß dies kein Gegenstand war, über den man disputiren könnte.

„Ich weiß nicht,“ fuhr der Oberstlieutenant fort, „was den Herren ihre Zeit erlaubt; ich denke jedoch bald nach Hause zu reisen und nachzusehen, daß mein Getreide ordentlich heimkommt.“

„Und ich,“ erklärte der Baron, „bin gezwungen, mit dem ersten Tage nach Hause zu reisen, um nach meiner großen Wasserleitung zu sehen — das ist eine wirkliche Riesenarbeit, die mir einen unbeschreiblichen Nutzen verschaffen soll!“

„Ich,“ vollendete der Präsident, „bin schon längst zu einer Badereise entschlossen, wenn ich auch aus Artigkeit gegen die Hofräthin meine Landtour nicht habe unterbrechen wollen. Aber es ist sonderbar, daß auch die angenehmsten Stellen im Grünen nach einigen Wochen einförmig werden!“

„Befehlen das Fräulein Ihr Mittagmahl hier herauf oder belieben Sie in den Speisesaal zu gehen?“ fragte Kerstin.

„Keins von beiden!“

Fräulein Edith warf den Hut auf einen Tisch, die Mantille auf einen Stuhl und sich selbst ohne Umstände auf den mit Purpurschagg überzogenen Sopha, auf welchem sich aber ihre Gestalt in der muthwilligen Stellung, die Füßchen herabhangend, recht gut ausnahm.

„Darf ich Ihnen den Kaffee bringen?“

„Löse meine Schuhbänder auf!“

Kerstin kam dem Befehle nach, als aber die kleinen gestickten Pantoffeln richtig angezogen waren, wiederholte sie: „Aber der Kaffee, gnädiges Fräulein?“

„Geh!“

Nicht sehr verwundert, aber doch sehr unzufrieden, daß das

Fräulein weder ein Mittagessen noch Kaffee haben wollte, war Kerstin schon auf dem Wege, das Zimmer zu verlassen, als das Fräulein sie mit einem: „warte ein wenig!" zurückrief.

„Gib mir das Buch dort her und das Schnupftuch! . . . setze mir ein Glas frisches Wasser her, und sage dann unten, daß ich nicht gestört zu werden wünsche! Ich bin schläfrig!"

Kaum war Kerstin gegangen, so sprang Edith wieder auf.

Doch weit entfernt, eine Zerstreuung mit dem Buche zu suchen, öffnete sie dieses nicht einmal. Dagegen ergriff sie das Wasserglas mit einer Heftigkeit, welche eine starke Gemüthsbewegung andeutete; und nachdem sie den Inhalt desselben geleert hatte, begann sie im Zimmer auf- und abzugehen, bald schnell, bald langsam, während die Farbe auf ihrem Antlitze sich eben so schnell veränderte, als ihr Busen sich hob und senkte.

Auch so, unter dem Einflusse einer sichtlich tiefen Gemüthsunruhe, war Edith schön. Ihre großen hellbraunen Augen wurden in dem einen Augenblicke gleichsam in einen Schleier von Thränen gehüllt und funkelten in dem andern wieder von einem unerklärlichen Aerger; im dritten dagegen nahmen diese Spiegel eine so redende Demüthigung an, welche gleichwohl blitzesschnell einer neuen geheimnißvollen Macht Platz machte, so daß sie von einem überirdischen Glanze leuchteten, gleich darauf aber auch zusammensanken.

„Nein!" war das einzige Wort, welches bisweilen ihren Lippen entfloh; „nein! millionenmal nein!"

Jetzt schienen aber ihre Kräfte auch erschöpft zu sein. Sie brach in Thränen aus, legte sich von Neuem auf den Sopha und weinte leise mit jenem Ausdrucke von Trostlosigkeit, der beinahe alle Hoffnung verloren gibt . . . .

„Wir bekommen also Edith heute Abend nicht zu sehen?" sagte eine Stunde später die schöne Hortense zu der Hofräthin, welche wirklich dagegen ankämpfte, ihren großen Verdruß zu verbergen.

„Ich sollte meinen," entgegnete sie mit einer feierlichen Miene, „dieses wäre etwas so Gewöhnl . . . ."

Weiter kam jedoch die Hofräthin nicht, denn einige Töne einer weichen, klingenden Stimme ließen sich im Vorzimmer vernehmen, und gleich darauf trat Edith, die personificirte Ruhe, Milde und Anmuth, herein.

Nachdem sie mit einer leichten Verneigung die Gesellschaft begrüßt hatte, trat sie zu der Mutter, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand und sagte mit einem Lächeln und mit einem Blick, der im Stande gewesen sein würde, das festeste Mutterherz zu schmelzen: „Vergib mir, beste Mutter! aber ich war wirklich von allen meinen Anstrengungen so ermüdet, daß ich eine halbe Stunde schlafen mußte!"

„Ich habe Dich heute kaum gesehen!" antwortete die Hofräthin, welche ihre stattliche und steife Haltung noch beibehielt.

„So sollst Du mich statt dessen den ganzen Abend sehen, und morgen den ganzen Tag, und übermorgen den ganzen Tag; denn ich denke von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang hier zu sitzen und zu arbeiten an . . . gleichviel was es ist; werden's schon sehen; denn Du, liebe Hortense, wirst doch wohl heute Abend nicht von uns hinweg reisen wollen?"

„Ach, meine Kleine! woran denkst Du?" Und Hortense nahm eine Miene an, welche zu beweisen schien, wie himmelschreiend es sein würde, ihr ein solches Versprechen abzunöthigen.

„Nun, darüber reden wir hernach; jetzt muß ich meinem lieben Onkel Janne guten Tag sagen!"

Und ehe noch der alte Mann vom Spieltisch aufstehen konnte, lag Edith's runder Arm um seinen Hals. Mit der Vertraulichkeit einer Tochter bot sie ihm darauf ihre Lippen, und das den drei Freiern, die dabei im Fegfeuer zu sein vermeinten, gerade vor der Nase.

„Du überrumpelst mich ja ordentlich, meine Du!" sagte Onkel Janne, indem er sich schmunzelnd um den Mund strich.

Jeder konnte sehen, daß Edith sein Liebling, sein Augapfel, Olga dagegen nur seine liebe Nichte war.

„Kein Spiel mehr, meine Herren!" befahl die Gebieterin. „Wie können Sie etwas so Tödtendes und Langweiliges an diesem warmen Nachmittage vornehmen?"

„Ich habe," meinte der Präsident mit einem Blicke, der bestimmt war, erhaben und interessant zu sein, „noch nie gehört, daß man nach Sonnenuntergang von der Wärme leidet."

„Sagen Sie mir, Herr Präsident, ob diese schöne Redensart vor oder nach der Sündfluth gedrechselt ist; es würde mir wirklich Vergnügen machen, das zu wissen . . . doch sehen Sie, wie unser guter Baron mich mit seiner Artigkeit in Verlegenheit setzt! Nein, unmöglich sind Sie im Stande, diese Chaise longue hieher zu rollen! . . . Ja, meiner Treu! . . . Danke ergebenst! Herr Oberstlieutenant! Darf ich um den kleinen Tisch bitten! Onkel gibt mir wohl die Karten, so will ich den Herrn die Karte legen!"

„So!" flüsterte Olga der jungen Wittwe zu, „jetzt wollen wir sehen, ob's hier kein Leben gibt!"

Und auf dem kleinen Sopha saß Edith mit der feierlichen Miene einer Sibylle. Ihr entzückendes Antlitz strahlte wieder wie der junge Tag: keine einzige Spur war davon zu sehen, daß jemals eine Wolke den Glanz ihrer lebhaften Augen getrübt oder einen Schatten über ihre weiße Stirn geworfen hatte.

Die vier Herren hatten in einem Halbkreise vor der Prophetin Platz genommen, Onkel Janne bat es sich jedoch aus, von der Prophezeihung ausgeschlossen zu werden; denn, um die Wahrheit zu sagen, der Onkel hatte seine kleine Ehrfurcht vor der Kunst, wenn sie nämlich von einer weniger profanen Person ausgeübt wurde, als von der jungen, fröhlichen Edith.

„Wollen die Herren es dem Schicksal überlassen, die Farben zu bestimmen, oder wollen Sie selbst wählen?"

„Ich stimme für das Schicksal, mag dieses bestimmen!" erklärte der Oberstlieutenant.

Auch die beiden andern Herren stimmten für diese Göttin.

Mit großer Fertigkeit mischte nun Edith die vier Asse, und nachdem sie daraus einen Fächer gebildet und gefallsüchtig in ihrer weißen, mit blitzenden Ringen geschmückten Hand mehrmals hin und her geschwenkt hatte, bot sie dieselben endlich umher.

„Gut, gut! wir haben also den Oberstlieutenant in Treffle, den Baron in Coeur und den Präsidenten in Carreau!"

„Ach," seufzte der Präsident mit einem verschämten Blick, „das ist die Farbe der Treue! das Schicksal hat mir also wenigstens in Einem Falle schon Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Wer könnte wohl so undankbar sein, die Gerechtigkeit des Schicksals bezweifeln zu wollen — wenigstens nimmermehr derjenige, welcher nicht alle Hoffnung aufgegeben hat!"

Und Edith plauderte, mischte und breitete auf dem Tische die eine Reihe nach der andern aus, bis alle Karten ausgelegt waren.

„Jetzt gilt es, meine Herren! Sind Sie bereit, mit Resignation entgegen zu nehmen, was ich Ihnen zu verkündigen habe?"

Die drei Freier lächelten nur.

„Wohl! es ist Ihr eigener Wille; bedenken Sie nur, daß ich unschuldig bin, wenn Sie nicht zufrieden sein sollten!"

Die Herren nickten, aber mit Mienen, welche alle Aufmunterung enthielten, deren Edith zu bedürfen meinte.

„Hier haben wir zu einem Anfange einen langen, sehr langen Weg. Wie Sie wissen, meine Herren, haben die Wege in dem Kaffeeconsilium der Nornen eine sehr bedeutende Rolle gespielt: ich glaube gar, sie gebrauchen den Kaffeesatz als Sand auf den Wegen, und darum nehmen auch diese ihre Wege niemals ein Ende — dieser aber, den wir vor uns haben, ist . . . lassen Sie mich sehen! eins, zwei, drei, vier, fünf . . . von einer fast unermeßlichen Länge. Reisen Sie hinweg auf diesem Wege, so mag ich mich nur lieber gleich in Sack und Asche kleiden, denn da

bekommt der Park von Dagby Ihre Stimmen so bald nicht wieder zu hören . . . Doch apropos! es fällt mir so lebhaft ein, daß wir in dem Gegenstande, welchen wir gestern Vormittag abhandelten, da Onkel Janne's Ankunft uns unterbrach, zu keinem Resultate gekommen sind. Ich hatte Ihnen Allen eine Frage vorgelegt. Entsinnt sich derselben noch wohl Einer von Ihnen?"

„Ja, o ja," sagte der Baron mit einem kurzen Gelächter; „das war eine verwickelte Frage!"

„Ich meines Theils" — der Präsident begann sich ein wenig verlegen hin und her zu schrauben — „kann mich nicht entsinnen . . ."

„Ich wollte," sagte Edith, „Ihre Meinung wissen über den langen Zug des Moses mit den Kindern Israels. Und da ich gestern keine Antwort erhielt, so wäre es mir angenehm, wenn ich jetzt erfahren könnte, was Sie von der vierzigjährigen Wanderung halten!"

Als das Gespräch diese Wendung erhielt — und welche Wendung konnte nicht ein Gespräch erhalten, in welchem Edith das Wort führte? — stand Onkel Janne auf und trat an das Fenster. Doch hörte er mit einem Ohr zu, obgleich er in dem Beschauen der schönen Landschaft vertieft zu sein schien.

„Davon ist wohl nicht viel zu halten," meinte der Oberstlieutenant. „Die Wüste war wohl nicht eher zu Ende!"

„Das ist auch meine Meinuug!" fiel der Baron ein.

„Auch die meinige," sagte der Präsident; „denn nimmt man an, daß er sich unaufhörlich verirrte, und daß das Volk überdieß der Ruhe bedurfte, so ist dieß sehr wahrscheinlich, besonders da es keinen wahrscheinlicheren Grund gibt."

„Ich glaube aber dennoch einen andern gefunden zu haben — vielleicht habe ich ihn auch irgendwo gelesen . . . das will ich nicht bestimmt entscheiden," sagte Edith mit einer Miene von philosophischer Reizbarkeit.

„Aber unsere Schicksale in den Karten, meine Gnädige!" fiel

der Baron ganz ängstlich ein; denn er wußte nichts Langweiligeres, als wenn Edith auf Gegenstände dieser Art verfiel.

„O, Herr Baron, Nichts läßt sich mit einer angenehmen Spannung vergleichen. Die Zeit, da wir auf ein Vergnügen warten, ist immer angenehmer, als das Vergnügen selbst. Lassen Sie uns daher, ehe wir zu unsern eigenen Beschäftigungen zurückkehren, unsere kleine Abhandlung über Moses abschließen. Glauben Sie mir, er war ein allzu geistreicher und großer Mann, als daß er diesen Weg genommen haben würde, wenn er nicht ein besonderes Interesse dabei gehabt hätte, da er einen kürzeren wählen konnte. Und meine Ueberzeugung ist, daß Moses . ."

(Jetzt entstand bei dem andern, dem Damentische, eine Bewegung, welche Edith sehr wohl bemerkte. Hortense glättete die Falten an ihrem Mousselinkleide und ließ die Finger durch die Locken gleiten. Olga wurde purpurroth, indem sie draußen nach den Blumen sah. Mamsell Octavie heftete ihren steifen Blick unverwandt auf ein Gemälde, welches sie täglich sah. Nur die Hofräthin aß ihre Kirschen, ohne sich von mächtigen Nebengedanken stören zu lassen.)

„Und meine Ueberzeugung," fuhr Edith fort, ohne sich durch den Eintritt einer neuen Person im Mindesten stören zu lassen, „ist die, daß Moses — (Guten Abend, Herr Helmer!) . . ." diese Parenthese, begleitet von einem kurzen und vornehmen Kopfnicken, erwiederte die tiefe und artige Verbeugung eines jungen Mannes — „nur aus dem Grunde sein Volk vierzig Jahre lang in der Wüste aufhielt, weil er mit seinem überlegenen Verstande einsah, daß dieses sclavische und entnervte Volk nichts würde ausrichten können, und darum verzögerte er klüglich die Zeit, bis der alte Stamm einem neuen und kraftvollen Geschlechte Platz gemacht hatte. Das war ja auch sehr sinnreich — oder wie? — und ich möchte wohl wünschen, daß in jedem Jahrhunderte und in jedem Lande eine solche Wanderung durch die Wüste angestellt würde; das würde die ganze Menschheit auffrischen, und ohne Zweifel

müßte die Generation von den Herren der Schöpfung, welche da entstände, einen eben so pikanten als angenehmen Gegensatz zu unserer eigenen Generation bilden. Doch verzeihen Sie, verzeihen Sie, meine Herren! ich sehe, Ihre Geduld ist gänzlich erschöpft, und darüber wundere ich mich auch nicht, weil ich mein Sibyllenamt gänzlich vergesse, um ein Genie zu bewundern, welches vor so vielen Jahren lebte!"

Keiner unter den drei Herren schien Lust zu haben, durch die geringste Einwendung zur Fortsetzung des Gegenstandes Stoff zu geben.

Edith mußte dieses auch gar nicht erwartet haben, denn sie ließ ihren Blick wieder auf die Karten sinken und ihn dort einige Augenblicke ruhen. Plötzlich rief sie lustig aus: „Was soll das bedeuten?" und kehrte schnell die Karten in einen Haufen zusammen.

„Nun, meine Gnädige! was hatten Sie denn dort für Offenbarungen?" lispelte der Präsident, der jetzt wieder auf die große Landstraße gekommen war.

„Soll ich das sagen?"

Edith senkte ihren Ton herab zu einer Art von sehr verführerischem Flüstern.

„Ja wohl, ja wohl!"

„Wenn es nun aber allen drei Herren gälte?"

„Wir wagen es darauf los!" antwortete der Oberstlieutenant lachend. „Ich bin wohl ärger daran gewesen."

„Doch Sie, Herr Baron?'

„Der Tausend! es kann mir wohl nicht schlimmer ergehen, als Anderen, und in guter Gesellschaft erträgt man sehr viel!"

„Wie es Ihnen also beliebt — überdieß redet hier keine arme Sterbliche, sondern die Norne, die strenge, welche ihrer unwürdigsten Jüngerin die Worte in den Mund legt."

„Wir lauschen!"

„Ich sah . . ." Edith redete jetzt eilfertig, zugleich aber so leise, daß außer dem kleinen Kreise Niemand etwas hören konnte

— „ich sah vor dem eben erwähnten großen Wege einen Zusammenfluß von Schwarz, eine große Masse von Wolken, deren Stellung zu einander so war, wie man sie bei der Annäherung von — — nicht Unglück, nein, weit entfernt — aber wohl von großen Verdrießlichkeiten oder Epidemien sieht . . . Ja, ja, glauben Sie mir, ich scherze nicht! auf meine Ehre, ich rede im Ernste und möchte darüber verzweifeln, daß die Luft auf Dagby nicht immer heilsam ist!"

Einige Augenblicke starrten die drei Freier mit stummer Bestürzung ihre Gebieterin an: sie suchten zu ergründen, ob diese wohl nicht trotz ihrer entgegengesetzten Behauptung dennoch scherzte.

Dießmal aber war Edith's Blick ernsthaft; er verrieth einen hohen Grad von Ermüdung, dabei aber auch eine so wohlwollende, wenn auch vollkommen bestimmte Abweisung, daß keiner der Herren den so unvermuthet gegebenen Wink mißverstehen konnte. Alle Drei aber hatten so viele Weltkenntniß, daß sie in einem gezwungenen Scherze über die Wahrsagekunst des Fräuleins ihren gemeinschaftlichen Verdruß verbargen. Und in diesem schönen Unternehmen unterstützte Edith sie mit großer Bereitwilligkeit; denn sie nahm so augenblicklich ihren spielenden Ton wieder an, daß kein Mensch bemerken konnte, wie derselbe während einiger Secunden die ganze Scala hindurch gerollt war.

Jetzt aber möchte es wohl Zeit sein, einen Blick auf den neuen Ankömmling zu werfen.

Neuntes Kapitel.

Der Bruksverwalter.

Der junge Mann, welchen wir jetzt vorstellen, und dessen artige Verbeugung Edith so oberflächlich und vornehm abgefertigt, hatte, ohne seine Fassung im Mindesten zu verlieren, ohne einmal

die Demüthigung, welche ihm bestimmt zu sein schien, zu bemerken, den Platz eingenommen, welchen die Hofräthin ihm mit den gnädigen Worten: „Kommen Sie, Herr Helmer, und unterhalten Sie uns!" bei dem Tische angewiesen hatte, wo sie präsidirte.

Mit einer hohen und wohlgebildeten Gestalt, die in dem schwarzen und feinen Anzuge sich auf eine Weise bewegte, welche bewies, daß er den Kleidern Werth verlieh, und nicht diese ihm, zeigte sich Ernst Helmer — ohne daß wir es nöthig haben, von dem so oft benützten Olymp einen Typus zu leihen — als ein Mann in der vollendeten, aber äußeren Bedeutung des Wortes. Ob sein geistiger Mensch dieß ebenfalls war, darüber mögen seine künftigen Handlungen entscheiden.

Ein ruhiger, einnehmender Ernst, ebenso weit entfernt von einer träumenden Melancholie, als von einer gedankenvollen Verschlossenheit, schien der Hauptcharakter seines feinen, oval gebildeten Gesichtes zu sein, dessen harmonische Schönheit, erhöht durch die Pracht der rabenschwarzen Locken, welche seine weiße und hohe Stirn umwallten, ihn oft zum Gegenstande von Blicken machte, die nicht allein den ärgsten stoischen Ernst hätten schmelzen können, sondern ihn auch zu einem vollkommenen Narren gebildet haben würden, wenn er sich dem Vergnügen dieser leicht erkauften Triumphe hingegeben hätte.

Aber obgleich wir nicht zu behaupten gedenken, daß Ernst Helmer ohne Eitelkeit, oder daß seine Anspruchslosigkeit von der Beschaffenheit war, daß sie ihn in vollkommener Unkunde von dem Rumor ließ, den seine dunkelblauen Augen, sein Lächeln, das aus der Seele kam und nicht blos beabsichtigte, die Frische seiner Lippen zu zeigen, in dem Herzen so manches jungen Mädchens anrichteten, so übte er diese Macht doch niemals mit Absicht aus, denn er hatte gewisse Grundsätze, die ein solches, jedes denkenden Wesens unwürdiges Spiel verwarfen. Gerieth also demungeachtet ein leicht entzündbares Herz in Flammen, so konnte er sich wenigstens von der Beschuldigung freisprechen, daß er dieses

Feuer angefacht — ein beruhigender Gedanke, welcher doch vielleicht — um ihm kein allzu großes Verdienst zuzueignen — eine eben so große Stütze in seiner angebornen Gleichgültigkeit gegen Liebesabenteuer fand, als in seiner Verachtung gegen jene kleinen Betrügereien und Heucheleien, welche die Männer unter der Benennung von Galanterie sich so oft erlauben.

Diese artige Gleichgültigkeit, welche das weibliche Geschlecht leider nie zu schätzen weiß, hatte ihm verschiedene Beschuldigungen verschafft.

Bald hieß es, er wäre so voller Eigenliebe, daß er, ein zweiter Narcissus, sich nur in sich selbst verlieben könnte, bald, er wäre so stolz, daß keine weibliche Person ihm würdig zu sein schiene, der Gegenstand seiner Verehrung zu werden, bald, er wäre von der Natur so träge und so kalt erschaffen, daß er außer Stande wäre, ein Gefühl zu empfinden.

Als eine Milderung dieser Voraussetzungen wurde seine Gleichgültigkeit auch so erklärt, sie könnte vielleicht aus dem nicht unglaublichen Umstande herfließen, daß er sein Vermögen durchgebracht und nachdem er ein reicher Gutsbesitzer gewesen, zu eigenem Lebensunterhalte die Verwaltung der Güter Anderer zu übernehmen sich genöthigt gesehen hatte.

Man flüsterte auch Kleinigkeiten von großen Verlusten im Spiele, von Schulden, die ihn immer noch genirten, und um in diese Prosa auch etwas Romantisches hinein zu bringen, wollte man wissen, daß der Mann bittere Leiden hätte von Gewissensqual und von Reue; denn hatte er nicht zu gleicher Zeit, da er sich zu Grunde richtete, auch eine alte Mutter unglücklich gemacht, welche jetzt von den Brosamen seiner armseligen Ablohnung lebte?

In allen diesen Gerüchten lag, wie gewöhnlich, etwas Falsches und etwas Wahres.

Helmer war kaum mündig und befand sich auf der Universität, als er ganz unvermuthet durch den plötzlichen Tod des Vaters in den Besitz seines großen und fruchtbaren Gutes kam — ein Um-

stand, welcher die Ursache war, daß er den Juris-Candidaten nebst der langsamen Bahn in den Collegien fahren ließ, um sogleich sein eigener Herr zu werden. Dies that er um so lieber, als er nicht allein große Lust und wirkliche Neigung zur Landwirthschaft hatte, sondern auch dadurch den letzten Willen des Vaters erfüllte. Er wußte es am besten, wie sehr es nöthig war, daß das Gut in kraftvolle Hände kam.

Jetzt hielt man den jungen Helmer für einen wohlhabenden Mann; aber das Gut hatte in dem Laufe der Jahre so viele Immissionen erhalten, die nur der Erbe eines Hauses, in welchem die Ausgaben immer größer gewesen waren, als die Einnahmen, genau kannte, daß es sich schon damals, als der letzte Besitzer dasselbe übernahm, gar sehr zu seinem Untergange neigte.

Einige Jahre hielt sich inzwischen Helmer aufrecht; ob aber seine Speculationen zur Verbesserung seines Vermögens nicht die klügsten waren, oder ob er von andern Verlusten heimgesucht wurde, die seine Anstrengungen fruchtlos machten — eine Sache, über welche wir vielleicht späterhin Aufklärung erhalten werden — genug: es begann, nachdem er sich in Unternehmungen gestürzt hatte, welche weit größere Kapitale gefordert hätten, schnell mit ihm bergab zu gehen. Und Ernst, welcher — um die Wahrheit nicht zu verbergen — bei der Akademie und späterhin auf einer ausländischen Reise eine nicht unbedeutende Neigung für die Reizungen des Spiels gezeigt hatte, wurde nun wiederum von dieser Leidenschaft versucht, die doppelt gefährlich wurde durch die Vergeßlichkeit, welche dieses Vergnügen seiner von täglichen Bekümmernissen und geheimen Verwicklungen verbitterten Laune gab.

Ob er wirklich bedeutende Verluste erlitt, das ist nicht so abgemacht; ganz bestimmt aber ist, daß er von dem Augenblicke an, da sein väterliches Gut aus seinen Händen ging, bis auf diese Stunde niemals die Karten berührt hatte, außer je zuweilen, um zu dem gesellschaftlichen Vergnügen beizutragen, und ein solches

Vergnügen soll doch für einen Spieler das langweiligste von allen sein.

Auch lebte Helmer's Mutter keineswegs von den Brosamen seines Sohnes; denn ihre Mitgift, freilich ein unbedeutendes Kapital, war niemals angerührt worden, und die Zinsen dieses Kapitals, welches der Sohn trotz der liebevollen Bitten der Mutter niemals mit in seine Geschäfte gezogen hatte, waren völlig hinreichend zu ihren Bedürfnissen. Jetzt lebte sie in einer der kleineren Provinzialstädte.

In einem Alter von fünfundzwanzig Jahren war also Ernst Helmer ohne Vermögen, doch auch ohne Schulden, denn diese waren gedeckt worden; und ihm blieb nur noch übrig — er war nämlich einer von jenen Charakteren, welche sich durch das Unglück weder niederdrücken noch erschlaffen lassen — entweder die bei dem Tode des Vaters abgebrochene Bahn von Neuem zu betreten, oder eine Pachtung oder einen Verwalterspoften zu suchen.

Er konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß nach einer so langen Unterbrechung und da er jetzt auch ohne Mittel war, der erstgenannte Weg eine Thorheit wäre; der zweite aber konnte ihn von Neuem in Weitläufigkeiten verwickeln, also blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich nach Wegraisonniren einiger Scrupel, die der Hochmuth hinwarf, für den dritten zu bestimmen, und das Glück ließ ihn durch seine zahlreichen Bekanntschaften auf dem Eisenhammer Dagby eine Stelle finden, die seinen Wünschen entsprach, besonders da diese durch mehrere Provinzen von dem Orte geschieden war, woselbst seine erste Lebenssonne aufgegangen und die Sonne seines weltlichen Glückes und seiner Selbstständigkeit untergegangen war.

Doch dieser letztere Ausdruck ist nicht ganz passend; denn Helmer zweifelte nie daran, daß die Sonne seines weltlichen Glückes durch Arbeit und Besonnenheit wieder aufgehen könnte; und wer nur eine solche Hoffnung festhält, dem ist eigentlich in keinem Falle die Sonne seines weltlichen Glückes untergegangen; und was die

Selbstständigkeit betrifft, so gehörte Helmer zu jenen Charakteren, welche, ohne ihre eigene Wichtigkeit im Allergeringsten zur Schau zu tragen, dennoch dieselbe im Falle der Noth geltend zu machen wissen.

Wir haben hier nur einen Theil der äußeren Züge in Helmer's Leben berührt, und dabei wollen wir stehen bleiben; überzeugt, daß, so viel man auch in dem beschreibenden Style es versuchen will, das geistige Dasein eines Menschen klar zu machen, dieses dennoch nie recht gelingen wird, denn immer werden die Handlungen dasjenige sein, was da redet, und wenn diese auch bisweilen einiger Commentare bedürfen, so dürfen diese doch nicht zuerst kommen, gleichsam um den Leser zu unterweisen, wie er jene betrachten soll, sondern sie müssen nur als eine Beleuchtung desjenigen, was im Schatten liegt, vorkommen. . . .

In dem Augenblicke, da Helmer mit jener ungenirten Leichtigkeit, welche der Gewohnheit mit dem Gesellschaftsleben angehört, den dargebotenen Platz annahm, wurden alle drei junge Damen von einer Purpurwolke eingehüllt, und es schien eine Gefahr vorhanden zu sein, daß sie gleich den Prinzessinnen in den Sagen von derselben hinweggeführt worden wären, wenigstens sah es so aus, als wären ihre Sinne auf einige Minuten hinweggeführt. Ja sogar Mamsell Octavie war nicht im Stande, ihre angenehme Bewegung zu beherrschen. Er kam ja so ganz unvermuthet — es war unverantwortlich, den Wagen auf dem Hinterhofe halten zu lassen!

Olga's Augen waren immer noch in die Blumen auf dem Balkon vertieft; Hortense in ihrer Verwirrung wendete sich nach dem Tische hin, wo Edith saß und wahrsagte; doch welchen Gewinn hatte sie davon? — ein verächtliches Lächeln von Edith's Lippen. Zu ihrem größten Glücke bemerkte Hortense es nicht, denn sie — saß in der Wolke.

„Kommen Sie und unterhalten Sie uns!" hatte die Hofräthin gesagt, und Helmer hatte geantwortet:

„Ich stelle Ihrer Gnaden meine kleinen Gaben zur Disposition unter der Bedingung, daß ich nicht angeklagt werde, wenn es mir mißlingt."

„Gut, Herr Helmer, man kann nicht billiger sein . . . Doch sehen Sie hier meinen Schwager Janne, dessen ich so oft erwähnt habe!"

Helmer erhob sich augenblicklich und ging mit einer Miene, die viel Interesse und eine kleine Neugierde verrieth, auf den Mann zu, dessen Leben und Gewohnheiten er nicht allein hochachtete, sondern von denen er sich auch gerührt fühlte.

Onkel Janne's launiges und freundliches Gesicht schien nicht verfinstert zu sein, als er mit einem kräftigen Handschlage und seiner eigenthümlichen kleinen, kurzen Verbeugung den ehrfurchtsvollen Gruß des jungen Bruksverwalters erwiederte.

„Ich bin ein Mann des Ranzens, will ich Ihnen sagen," sagte der Onkel freundlich, „weder mehr noch weniger!"

„Und ich," entgegnete Helmer mit einem offenen Lächeln, indem er zum ersten Male seit seiner Ankunft in Dagby auf seine eigenen Umstände anspielte, „ich bin ein Mann, welcher den Ranzen mit Allem, was darin war, verloren hat, und sich jetzt eben auf einer Entdeckungsreise befindet, um Materialien zu einem neuen zu suchen."

„Schön, schön!" der Onkel nickte mit einer sehr zufriedenen Miene; „und sollte ich unserer allergnädigsten Sibylle dort die Wahrsagekunst abstehlen, so wollte ich wohl verbürgen, daß Sie nicht sehr alt werden, ehe der Schaden reparirt ist."

Nach diesen Worten trat der Onkel wieder an sein Fenster, um auf Edith's Auslegung über den Zug des Moses durch die Wüste zu lauschen.

Inzwischen war die Hofräthin hinausgerufen worden, und Helmer, welcher dem kleinen Tische nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken s c h i e n, sondern an seinen Platz zurückgekehrt war,

sagte zu Hortense, welche schon darauf gewartet hatte, daß er sie anreden sollte:

„Ich kann das Vergnügen haben, die Frau von Y. von einer Bekannten zu grüßen — Fräulein von H. war heute in Duringe.“

„Danke, Herr Bruksverwalter! Sie waren also selbst bei der Spätpredigt?“

„O, darauf hätte ich wetten können!“ sagte Mamsell Octavie in einem Tone, der sehr geheimnißvoll sein sollte, eigentlich aber einen geheimen Aerger verrieth.

„Wie so?“ fragte Helmer. „Können Sie mir rathen helfen, Fräulein Olga?“

„Wenn ich auch könnte, so ist es noch nicht so gewiß, ob ich auch will!“ meinte Olga lachend.

„O, wie boshaft! — Da bin ich überzeugt, daß die Frau von Y. barmherziger ist!“

„Ich? nun das war lustig!“ erwiederte Hortense erröthend. „Jetzt müssen Sie erst erklären, worauf Sie Ihren Glauben an meine Barmherzigkeit gründen.“

„Ist das ein bestimmter Befehl?“

„Nein, nur ein Wunsch.“

„Das ist ganz einerlei! Lassen Sie uns jedoch annehmen, daß meine Erklärung Ihr Mißfallen fände!“

„O, ich bin ganz überzeugt, Herr Helmer, daß Sie mir Nichts sagen können, das diese Wirkung hat!“

„Da die Frau von Y. davon überzeugt sind, so will ich dreist erklären, daß Ihre Stimme mir den Gedanken eingeflößt hat, um welchen ich jetzt zur Verantwortlichkeit gezogen werde. Diese Stimme ist nämlich allzu sanft und zu musikalisch“ — Hortense's Stimme hatte wirklich diese Eigenschaften — „um eine nicht nothwendige Weigerung aussprechen zu können.“

„Welche Thorheit, sich auf etwas so Unzuverlässiges zu stützen! Wenn“ ....

Doch aus der Fortsetzung wurde nichts, denn jetzt kam Edith, welche ihre große Scene mit den drei Freiern beendigt hatte, um mit Hortense zu plaudern.

„Gute Edith! mache uns das Vergnügen und setze Dich zum Fortepiano!" bat die junge Frau mit herzlicher Dringlichkeit.

„Herzlich gerne!"

Edith stand wieder auf; doch Hortense, welche auf eine Gelegenheit gehofft hatte, ihr uninteressantes, inhaltloses Gespräch mit dem Bruksverwalter fortsetzen zu können — sie ahnte nicht, daß er schon jedes Wort vergessen hatte — fühlte sich auf das Aeußerste beleidigt, als sie sah, wie er an das Instrument eilte, dieses öffnete und für Edith einen Stuhl zurechtsetzte. Um jedoch nach der gewöhnlichen Weise solcher jungen Damen eine Linderung in ihrem Verdrusse aufzusuchen, flüsterte sie der Gouvernante zu:

„Welche lächerliche Geschäftigkeit! Aber ich fürchte wirklich, daß die Mühe verloren ist!"

Mamsell Octavie gab keine Antwort, als eine Art von unbestimmtem Nasenlaut.

Und die Mühe war, wie Hortense geweissagt hatte, wirklich eine verlorene; denn ohne ein Wort zu sagen, wendete sich Edith von dem Fortepiano hinweg und nahm die Guitarre, zu welcher sie, einzig und allein zu dem Vergnügen des Onkels, einige kleine Volksmelodien sang.

„Sie singen die letzten Töne falsch, Fräulein!" sagte Helmer, und ertrug ganz ruhig Edith's Blick, in welchem das unverstellteste Erstaunen lag.

„Falsch?"

Edith war so gewohnt, ihre Stimme, ihren Geschmack, ihre Methode und vor Allem ihr musikalisches Ohr über allem Tadel anzusehen, daß ihr Helmer's Anmerkung als eine Dummdreistigkeit vorkam, die nur in seinem Mangel an Erziehung eine Erklärung finden konnte.

„Ja, ich nehme mir die Freiheit, dabei zu bleiben, mein Fräulein, daß Sie nicht richtig gesungen haben!"

„So haben Sie denn die Güte, mich zu corrigiren!" antwortete Edith, indem sie ihm mit einem spöttischen Lächeln die Guitarre reichte.

„Das will ich sehr gerne thun!" sagte Helmer mit einer Einfachheit und Sicherheit, welche Hortense, Olga und Mamsell Octavie entzückten, und machte, daß ihre Herzen vor Erwartung und bald vor Triumph über die Ueberraschung der hochmüthigen Edith klopften, als Helmer, nachdem er die Guitarre umgestimmt hatte, ganz ungenirt dieselbe kleine Volksmelodie mit einigen Veränderungen sang, wodurch dieselbe doppelt so schön wurde.

Wenn auch Helmer's Stimme sich durch keine ungewöhnliche Schönheit oder durch großen Umfang auszeichnete, so war sie dennoch so rein, so tief und seelenvoll, daß sie sogar und vielleicht am allermeisten Edith's Beifall gewann, obgleich sie nur ganz kurz sagte: „Ich danke für die Lection!"

„Und ich habe gar nicht gewußt, daß Herr Helmer singt!" sagte die Hofräthin mit einer Miene und einem Tone, als hätte er einen Diebstahl begangen, da er sie mit diesem Talente nicht bekannt gemacht hatte. „Vielleicht, wenn man recht nachforscht, so spielen Sie auch die Violine so, daß Sie sich recht gut hören lassen könnten, obgleich Sie von dem Augenblicke an, da ich erfuhr, daß Sie eine Violine haben, allzu difficil gewesen sind, uns die Beurtheilung Ihrer Fertigkeit anheimzustellen!"

„Ich weiß nicht," entgegnete er mit einiger Betonung, „ob ich *so* spiele, daß es sich der Mühe verlohnt, meine Blödigkeit zu ermuntern; doch das weiß ich, daß ich niemals spiele, außer wenn ich besonderen Trieb dazu fühle."

„Und das ist heute Abend nicht der Fall?" fiel Edith nachlässig ein.

„Sehr wahr — heute Abend nicht!"

Zehntes Kapitel.

An der Hinterthür. Das Billet.

Genau eine Woche war seit der Ankunft des Onkels Janne verflossen.

Es ist wieder Sonnabend Abend.

Diesmal treffen wir ihn jedoch nicht bei dem Grabe des Bruders, sondern auf der Höhe eines Hügels, von welchem man eine freie Aussicht auf die Landstraße hat.

Die Sonne, welche eben untergehen wollte, war dem Ehrenmanne sehr beschwerlich, und trotzdem, daß der Schirm seiner Mütze und sein Arm den Augen als Schutz dienten, waren dennoch seine Augen unzufrieden mit der Stellung. Plötzlich zeigte sich im Hintergrunde eines kleinen Gebüsches Edith's schöne Gestalt; doch anstatt auf dem geraden Wege fortzuwandeln, bog sie in einen kleinen Waldweg ein, welcher auf einem Umwege zu der Hinterthür des Parkes führte.

Es ist nicht ausgemacht, ob sie den Onkel Janne sah; vielleicht sah sie ihn nicht, vielleicht wollte sie auch ein Zusammentreffen vermeiden. Wie dem aber auch sein mag, so offenbarte sich die ganze Erscheinung und verschwand ebenso schnell, wie die Figuren in einem Schattenspiele. Und als der Alte die Augen wieder so weit in Ordnung gebracht hatte, daß sie zum Dienste tauglich waren, und aufblickte, sagte er halblaut zu sich selbst:

„Ich kann ihr ebenso gut entgegen gehen, als daß ich hier stehe und der Sonne in das Gesicht sehe!"

Und damit wanderte er herab von dem Hügel und verschwand bald auf dem Wege, den Edith eben gegangen war.

Unser Fräulein war in einem von den Kathen gewesen, woselbst sie etwas zu thun gehabt hatte, das aus dem Folgenden erhellen wird, und hatte eben jetzt auf dem Waldpfade den Park erreicht. Als sie im Begriffe war, die Thüre zu öffnen, vernahm sie folgende Worte, welche mit einer bestimmten, aber nicht scheltenden Stimme ausgesprochen wurden:

„Höre endlich auf mit Bitten! Es bleibt bei demjenigen, was ich gesagt habe!"

„Doch das Anschreiben?" stotterte eine demüthige Stimme — „das Anschreiben?"

Bei dem Laute dieser letzteren Stimme, welche Edith ebenso gut kannte, wie die erste, wurde ihre Wange von einer dunklen Wolke gefärbt. Sie schien sehr wohl zu begreifen, wovon hier die Rede war, und sie erröthete noch mehr, da sie die Antwort vernahm:

„Das Anschreiben versteht sich von selbst, da ich darauf eingegangen bin. Und wenn ich auch meine Gründe habe, das Kleine abzuschlagen, so sei überzeugt, daß ich das Große, nämlich die Verantwortlichkeit für die Zukunft, nicht versäumen werde . . . Und nun Adieu!"

Die Redenden trennten sich. Der Eine ging mit schnellen Schritten zurück in den Park, der Andere kam auf die Hinterthüre zu, und Edith hatte kaum so viele Zeit, um ein Zusamentreffen, welches sie nicht wünschte, zu vermeiden, daß sie hinter eine gigantische Hangelbirke schlüpfen konnte, als ein sauber gekleideter Bauer heraus trat und sich auf dem Fußpfade entfernte.

Sobald der Mann verschwunden war, trat Edith wieder vor und eilte in den Park hinein, wo sie nach einer kurzen Wanderung sich auf einer kleinen Anhöhe niedersetzte und die hier wachsenden frischen Blumen mechanisch ausriß, zerpflückte und in die Luft streute.

In diesem Augenblicke war Edith nicht schön.

Ein höhnisches Lächeln ruhte auf ihren trotzigen Lippen, und

ein unweiblicher Zorn — wenn derselbe auch in der That einen vollkommen weiblichen Grund hatte — entstellte den Adel und die Lieblichkeit ihrer Züge.

Doch ebenso schnell, wie der Hauch des Windes die kleinen Baumzweige senkt und wieder erhebt, ebenso schnell änderte sich Edith's Miene; denn annähernde Schritte sagten ihr, daß sie nicht länger allein war. Und wer jetzt die gedankenvolle Gleichgültigkeit in ihrem Gesichte und in ihrer ganzen Stellung sah, der hätte unmöglich die heftigen Bewegungen ahnen können, die erst vor einem Augenblicke sie erschütterten.

Es war der Bruksverwalter, welcher langsam auf den schlängelnden Wegen gegangen war.

Noch bemerkte er Edith nicht, denn sein Blick war suchend auf die Erde geheftet; bald spähte er zur Rechten, bald zur Linken, und aus der leichten Unruhe, die sich auf seinem Gesichte abspiegelte, konnte man ersehen, daß er das Verlorene sehr gerne wieder gehabt hätte.

Er war an dem Platze, wo Edith saß, schon vorübergegangen, als er sich umsah.

„O Fräulein — ich bitte um Entschuldigung!“

Helmer grüßte verbindlicher als gewöhnlich, Edith dagegen wo möglich noch nachlässiger und gleichgültiger, als sie sonst pflegte.

Entweder aus Gedankenlosigkeit, oder um eine mechanische Beschäftigung zu haben, hatte sie eben aus der Tasche ein kleines Billet gezogen, welches sich seit gestern darin befand, und jetzt war sie eifrig beschäftigt, dasselbe um die Finger zu wickeln.

„Wenn Sie, mein Fräulein, meine Bitte nicht für allzu zudringlich halten wollten,“ sagte Helmer, der ganz in ihrer Nähe stehen geblieben war, „so möchte ich Sie wohl ersuchen, mir die Adresse dieses Billets mitzutheilen.“

Edith sah ihn mit einem Lächeln an, das noch tausendmal ärgerlicher war, als wenn sie ihm ihr Erstaunen offen gezeigt hätte.

„Ich fürchte wirklich,“ sagte sie, „daß Ihre Furcht nicht ohne Grund ist!“

Helmer erröthete bei der absichtlichen Beleidigung; aber er antwortete dennoch ohne Verlegenheit:

„Ich bin doch nicht so indiscret, mein Fräulein, wie Sie zu glauben scheinen. Als ich kürzlich hier ging, so verlor ich ein dreieckiges Billet, welches ich erst nachher vermißte, und da ich Sie mit einem ganz ähnlichen spielen sah, so meinte ich, es wäre nicht ganz unmöglich, daß Sie es gefunden haben könnten.“

„Ich habe kein an den Herrn Bruksverwalter adressirtes Billet gefunden!“

„Wenn Sie die Güte haben wollen, sich zu entsinnen, so habe ich nicht gesagt, daß es an mich adressirt ist. Ich sagte nur, daß ich ein Blatt verloren hätte.“

„Adressirt an?“

„Haben Sie die Güte, mein Fäulein, die Adresse zu lesen, falls Sie es nicht schon gethan haben!“

Diese Worte äußerte er mit höflicher Kälte; doch Edith spürte in dem Tone einen Anstrich von unterdrücktem Verdruß.

Ohne zu antworten, aber mit einer unnachahmlichen Geberde des Stolzes, reichte sie ihm das kleine Papier hin.

Helmer las die Aufschrift — „Fräulein Edith Sternfelt“ — entschuldigte sich und entfernte sich schnell . . . .

Gleich darauf setzte Edith ihre Promenade nach Hause fort.

Jetzt ging sie in einer solchen Zerstreutheit, daß sie beinahe auf eine kleine Schlange getreten wäre, welche sich über den Weg ringelte. Erschreckt darüber, trat sie seitwärts auf das Blumenbeet, und sieh, als sie sich nun bückte, um den Schaden wieder auszubessern, den ihr Fuß verursacht hatte, was lag wohl da in den Zweigen eines Rosenbusches, wenn nicht das allernetteste Billet?

„O, ich sollte es doch finden!“

Sie nahm schnell das Billet und las die mit Helmer's Handschrift geschriebene Adresse, welche folgendermaßen lautete:

„Der Hochwohlgebornen Frau Hortense von Y."

Mit einer verächtlichen Bewegung ließ Edith das Briefchen an seinen Verwahrungsort zurückfallen. Wahrscheinlich hatte sie jedoch einen neuen Einfall, denn nachdem sie einige Sekunden ganz stille gestanden, nahm sie dasselbe schnell wieder und ging mit dem Billet in der Hand eilfertig weiter.

Als sie auf den Hof kam, saß ihre junge Schwester mit ihrer Lehrerin unter dem Schatten der großen Linden. Mamsell Octavie stickte, Olga las laut in einem französischen Roman.

„Ach, ich bin so müde!" sagte Edith, indem sie sich neben den Andern auf die grüne Bank warf und dabei gedankenlos das Schnupftuch und das Billet auf den Tisch fallen ließ.

„Hast Du von Deinen abgereisten alten Freiern schon einen Brief erhalten?" plauderte Olga, indem sie den Roman weglegte und den neuen, dem Anschein nach aufgegebenen Fang ergriff.

„Was ist denn das? Dieser Brief ist ja versiegelt und an Hortense adressirt mit der Aufschrift von der Hand des Bruksverwalters! Wie kommt es, daß Du ihn darum gebeten hast?"

„Ich?"

„Ja Du!"

„Weißt Du es denn so gewiß, daß der Brief von mir ist?"

„Von wem sollte er denn sonst sein?"

„Bitte den Herrn Helmer, das zu rathen; er kommt hier eben zu rechter Zeit, um Deine Neugierde zu befriedigen."

„Wenn das ein Scherz ist," ließ sich Mamsell Octavie mit dem strengen Tone einer Richterin vernehmen, „so meine ich, es paßt sich für Olga nicht, daß sie daran Theil nimmt. Ueberdies sind wir ganz unbetheiligte Personen bei Vertrauen von dieser Art; Fräulein Edith läßt Ihre Adressen schreiben, von wem sie will."

„Herr Bruksverwalter!" rief Edith und ihr Lachen klang so schallend, herzlich und unschuldig, als wäre sie die Unschuld selbst, „haben Sie doch die Güte, hierher zu kommen und mich von der Beschuldigung zu befreien, daß ich Sie zu meinem Handsekretär

habe machen wollen! Man will es durchaus nicht glauben, daß ich eben jetzt im Parke dieses Billet gefunden, sondern man behauptet, daß ich es geschrieben habe."

„Das Billet gehört mir!" antwortete Helmer mit einer Würde, die ihn ganz unangreifbar machte; und ohne den Damen weiter ein Wort zu sagen, wendete er sich um, und rief einem Laufburschen, der über den Hof ging:

„Swen! nimm diesen Brief und trage ihn sogleich nach Glanberg! Auf Antwort brauchst Du nicht zu warten!"

„Ah!" rief Olga, die mit stummer Verwunderung die kleine Scene mit angesehen hatte, „das ist etwas ganz Neues, daß Herr Helmer mit Hortense korrespondirt!"

„Ich antworte schriftlich oder mündlich jedem, der mir eine Frage vorlegt. Frau von Y. wünscht sich morgen mit mir über eine Frage zu berathen, welche ihre Oekonomie betrifft. Und das Billet enthält die Nachricht, daß ich ihrem Befehle nachkommen werde."

Bei dem zu gleicher Zeit sanften und ernsten Blick, der jetzt, sei es aus Zufall oder Berechnung, auf Edith fiel, hatte die stolze Edith ein Gefühl, das an Ersticken grenzte.

Wie konnte dieser Mann — der Bruksverwalter, der erste Diener ihrer Mutter — es wagen, durch sein ganzes ruhiges, achtungsvolles, aber dabei bestimmtes Betragen ihr beinahe einen Verweis über das Unpassende in ihrem eigenen Betragen zu geben! Wie konnte er einen solchen Blick von vertraulicher Unzufriedenheit wagen — denn in seiner ernsten Sanftmuth lag eine Unzufriedenheit und noch dazu eine vorwurfsvolle Unzufriedenheit; und dennoch war diese Beleidigung nur eine Kleinigkeit, wenn man sie mit derjenigen verglich, welche in der dem Bauer auf seine Bitte ertheilten abschlägigen Antwort lag.

Zu allem Glücke erschien eben jetzt Onkel Janne am Eingange der Allee.

Edith stand sogleich auf und eilte demjenigen entgegen, welchen sie, um mit ihren eigenen Gedanken allein zu bleiben, vor

einer Stunde vermieden hatte, und welchen sie jetzt dagegen, um diesen Gedanken zu entgehen, zu treffen wünschte. Mit einem Vorwurfe gegen sich selbst kam sie wie ein Sonnenschein und liebkoste ihn mit ihrer belebenden Wärme.

Elftes Kapitel.

Fragmente aus Edith's Gedanken über sich selbst und über ihre Eindrücke.

„O, meine Du, daß wir uns nicht treffen konnten! Ich wollte Dir entgegen gehen; doch Du verzogst, und es that mir so weh in den Augen, da zu stehen und in die Sonne zu blicken, darum ging ich gerades Weges hin nach Swen's Kathen — aber Du warst schon nach Hause gegangen.“

„Ich ging den Waldsteig, lieber Onkel!“

„Du sagtest ja gestern, daß Du dort nie gingst, um der Stege willen!“

„Ja, aber heute dachte ich nicht daran.“

„Ja, ja; das sieht Dir ähnlich. Nun, so gib mir den Arm und laß uns ein wenig mit Vernunft plaudern!“

„O Onkel, ich bin heute Abend zu dergleichen nicht aufgelegt! Ueberdies, was kann wohl unvernünftiger sein, als wenn man vernünftig ist? Das ist ebenso viel, als wenn man verdrießlich, oder noch besser, zum Sterben langweilig ist.“

„Fi, meine Du, das war ein schlechter Scherz!“

„Jetzt, lieber Onkel, rufe ich „fi!“ denke, wenn ich einen von meinen drei Rittern hier gehabt hätte, so würden sie ausgerufen haben: welcher Witz, welche Originalität! — Wahrhaftig, ich seufze schon über meine Uebereilung, daß ich ihnen den Abschied gab!“

„Das war wohl das Klügste von Allem, was Du in Deinem Leben jemals gethan hast!“

„Ich glaube im Gegentheil, daß es gar nicht klug war. Am Dienstag, da der Oberstlieutenant reiste, hatte ich schon einen Anflug von Fieber; am Donnerstage, da der Baron seinem Beispiel folgte, ging es mir noch ärger; als aber heute Morgen der Präsident, der Tapferste von Allen, Abschied nahm, da fühlte ich eine Erschütterung durch mein ganzes Nervensystem, und noch in diesem Augenblicke bin ich nicht wieder zu mir selbst gekommen.“

„Ich meine dagegen, daß Du Dich von Tag zu Tage besser befunden hast; Du bist ja in dieser Woche so fleißig gewesen, daß Du eine ganze Garderobe für das Kind in Swen's Kathen fertig bekommen hast!“

„Der Arbeitseifer kam aus lauter Verzweiflung, Onkelchen, vielleicht auch aus einer kleinen Küsterliebe zu der jungen Mutter. Du weißt wohl, Stina oder Fräulein Stina, wie sie ehedem titulirt wurde, ist immer mein Liebling gewesen!“

„Sie war ein tüchtiges Mädchen und ist jetzt eine tüchtige Frau. Wir saßen eben und plauderten, während ich ein Glas Milch trank und den Käsekuchen kostete. Du kannst glauben, sie war ein wenig stolz darauf, daß Du versprochen hast, das Kind zur Taufe zu tragen.“

„Wenn man eine wirkliche Freude bereiten kann, so ist es ein Vergnügen, wenn man nicht Nein zu sagen braucht.“

„Das ist wahr; doch, meine Du, warum hast Du Deiner Mutter nichts davon gesagt? da hätte sie gerne den Pastor hieher gebeten, und das Kind wäre hier auf dem Hofe getauft worden.“

„Ja, siehst Du, Onkel, eben das wollte ich nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Erstlich weil meine Mutter da gewollt hätte, daß das ganze Haus Gevatter stehen sollte und ich die Mühe allein haben wollte. Zweitens hätte sie dadurch Gelegenheit zu einem sogenannten „Impromptufeste“ erhalten, und diese Feste gehören zu meinen

Preventionen. Und drittens meine ich, daß ein solcher Actus würdiger in der Kirche gefeiert wird, als hier auf dem Hofe, begleitet von vielem Gepränge, das so wenig zu dem Eintritte des kleinen Wesens in die Welt paßt."

„Das kann Alles wahr genug sein. Was sagt aber die Schwägerin, wenn Du mit den Bauersfrauen allein vor den Pastor trittst? Ich meines Theils" . . . Onkel Janne hustete — es war nicht leicht, durch einen Beifall gleichsam einen Entschluß zu bestätigen, von welchem er schon angedeutet hatte, daß er der Hofräthin nicht gefiele; und dennoch konnte er auch wieder nicht lügen.

Edith lächelte. „Ich sehe, Onkel, wie jämmerlich Du gefoltert wirst; doch brauchst Du auch kein Wort zu sagen; denn ich weiß" — bei diesen Worten ließ sie einen Blick voll töchterlicher Zärtlichkeit auf den Alten fallen — „wenn Andere auch in dieser Handlung einen Tadel finden, so billigt Einer sie wenigstens. Ueberdies will ich's heute Abend der Mutter sagen."

„Gut, gut — Du sollst ja auf jeden Fall dem Günstlinge der Schwägerin, dem Bruksverwalter, gegenüberstehen." *)

„Gewiß nicht!" antwortete Edith schnell. „Ich hörte im Parke zufällig einige Worte zwischen ihm und Swen. Herr Helmer läßt sich als Gevatter in's Kirchenbuch schreiben, in der Kirche aber muß wohl, während der heiligen Handlung, irgend ein Bauer seine Stelle vertreten."

„Nun, das war einzig . . . Er wußte doch, daß Du . . ."

„Ach so, er wußte es?"

„Ja, Stina sagte, da Du schon vor einer Woche Dein Ver-

---

*) In Schweden ist der Gebrauch bei Kindtaufen so: es werden gleich viele verheirathete und unverheirathete Gevatter und Gevatterinnen gebeten; nun stehen beide Geschlechter einander bei der Ceremonie gegenüber, und die angesehenste Frau hält das Kind während der Taufe. Späterhin überreicht auf einem Teller jeder unverheirathete Gevatter seiner Gevatterin eine Krone von Zuckerwerk und erhält dafür einen — Kuß. Anm. des Uebers.

sprechen gegeben hättest, so wäre Swen gegangen, um — wie sie sich recht naiv ausdrückte — mit dem Bruksverwalter zu reden, daß er Dein „Mann" werden möchte."

„Mein Mann?" rief Edith lachend aus. „Herr Helmer mein Mann? Ach, welch ein Unglück — ich erhielt einen Korb! dies leidet nun gar keinen Zweifel mehr."

„Aber sage mir, warum schlug er es ab, mit den Uebrigen in die Kirche zu gehen?"

„O, er hat wohl eine angenehmere Beschäftigung vor. Aufrichtig geredet, stehe ich auch lieber einem ehrlichen Bauer gegenüber; denn unter allen Arten von Menschen gibt es keine unausstehlicheren, als diese halbgebildeten Halbherren mit dem Ansehen hoher Herren."

„Es schmerzt mich, meine Du, daß ich solche Aeußerungen von Dir höre, die Deinem Herzen und Deinem Verstande so wenig Ehre machen! Helmer ist kein halbgebildeter Halbherr. Du weißt ja recht gut, daß er ein wissenschaftlich gebildeter Mann und überdies von einer so ehrenhaften Familie ist, ja, daß er der Inhaber seines ererbten Gutes war, da ihn das Unglück traf."

„Eben sein Betragen während dieser Periode zeigt hinlänglich, daß er ein Mann ohne Kraft und ohne Genie ist. Tausend Andere würden sich durchgeschlagen und nicht nöthig gehabt haben, von Haus und Hof zu gehen. Was that aber er? Unnütze Speculationen, falsche Berechnungen machte er. Endlich huldigte er dem Satze, „genieße, während du lebst!" reiste in's Ausland und verspielte den Rest."

„Aber Du bist ja wirklich bitter gegen ihn, mein Kind! Glücklicherweise bist Du die Einzige, welche ihn nicht leiden kann. Er hat ausgezeichnete Eigenschaften."

„Ja, wenn nämlich die Schönheit des Körpers eine Eigenschaft ist."

„Also läugnest Du wenigstens nicht, daß er schön ist?"

„Nein, ich will sogar so weit gehen, und mit Schmerz ge-

stehen, daß er in seiner Person Alles verwirklicht, was die griechische Sculptur von fehlerfreien Formen und Gesichtszügen erdacht hat."

„Mit Schmerz sagst Du? Du bist recht närrisch!"

„Vielleicht, Onkel! Doch nur in einem einzigen Falle könnte ich mich von dieser Schönheit entzücken lassen, und das wäre, wenn ich einst den Herrn Bruksverwalter in Stein gehauen in einer Ecke des großen Saales stehen sähe. Welche göttliche Statue!"

„Das Schöne muß stets auf uns einwirken, sei es, daß das Kunstwerk aus Gottes oder aus Menschenhand hervorgegangen ist."

„Das ist wahr, Onkel, auch wirkt Herr Helmer, besonders in gewissen Augenblicken, so auf mich ein, daß ich davon leide."

„Hm, hm!"

„Sich dieses edle und herrliche Gesicht zu denken auf . . . auf einem Bruksverwalter, einem Diener! Sich diese Aristokratie der Seele, diese Hoheit der Seele ausgedrückt zu denken an einer Stirne, die in sich die trivialen und guten kleinen Gedanken eines gutmüthigen Alltagsmenschen verbirgt! O, das ist eine Parodie, das ist ein Elend! Diese ganze Schönheit, alles Göttliche, das der Schöpfer in dieses Werk gelegt hat, was ist daraus geworden, als eine verächtliche Augenweide für Gouvernanten und liebeskranke Koketten? O, ich wende mich mit Abscheu hinweg, und wäre ich wie dieser Mann, und hätte das volle Bewußtsein von meiner Erniedrigung, so glaube ich, daß ich das Leben keinen einzigen Tag länger ertrüge."

„Meine Du, meine Du! Ich fange an für Dich zu fürchten: Du sprichst da von Dingen, die . . ."

„Die höchst närrisch und nicht am rechten Platze sind, Onkelchen!" — Edith fuhr mit dem Schnupftuche über das glühende Antlitz . . . „doch ich bin ja eine Närrin, und das kommt daher, weil ich Langeweile habe, Langeweile, so daß ich mich des Tages zehnmal zu Tode gähnen könnte. Glaube mir, Onkel, weibliche Personen können vor Sehnsucht sterben, denn, wie ein Verfasser

irgendwo sagt, unser Leben ist nur ein Müßiggang von der Wiege bis an das Grab."

„Vornehmer, weiblicher Personen, ja ... doch das entspringt einzig und allein aus der unseligen Vornehmheit, der Feinheit, der Eitelkeit und dem Reichthume. Aus Mangel an nützlicher Thätigkeit setzt ihr euch hin und spinnt eine ganze Kette von überspannten Ideen zusammen."

„Möglich — doch laß hören: wie soll man es machen, um der Wirklichkeit zu entlaufen?"

„Du würdest der Wahrheit näher kommen, wenn Du fragtest, wie Du in die Wirklichkeit hinein kommen solltest. Denn so viel kann ich Dir sagen: Du bist schon ein tüchtig Stück Weges aus derselben hinaus. Ach, Edith, mein Kind! ich wollte wünschen, daß die Welt nicht allzu hart mit Dir umginge! Inzwischen wollen wir mit einander Pläne zu einer nützlichen Thätigkeit entwerfen, denn das thut Dir Noth und wird Dich heilen. Wahrlich, Du bist sehr leichtsinnig, und bisweilen kommt es mir sogar vor, als hättest Du sehr wenig Herz ... doch das kann nicht sein!"

„Ich wünschte, ich hätte gar kein Herz ... doch laß uns jetzt aufhören, Onkelchen, denn ich fühle, daß ich heute Abend bestimmt nicht mehr reden will."

„So schweige denn, meine Du; das hindert mich indessen nicht, zu sagen, daß ich betrübt bin über den Uebermuth, mit welchem Du von Helmer geredet hast. Wäre er wohl achtungswerther gewesen, wenn er, aufgeblasen von Hochmuth, sich über seine Lage leichtsinnig hinweggesetzt und einen betrügerischen Concurs oder eine Heirath für Geld einer ehrlichen Freiheit mit Arbeit in dem Brode anderer Leute vorgezogen hätte?"

„Bester Onkel, der Mann, welcher bei unabhängiger Freiheit in der Armuth es vorzieht, in den Dienst eines Andern zu treten, der ist zu einem Sklaven geboren, der hat kein Gefühl seines eigenen Werthes!"

„Jetzt wirst Du ganz verrückt, meine Du! Einen solchen Platz,

wie Herr Helmer bekleidet — ich meine, er ist ja so gut wie der wahre Herr in allen Dingen, die das Gut betreffen — könnte der stolzeste Mann annehmen. — Siehst Du nicht, welche Menge von armen Offizieren sich um eine vortheilhafte Pachtung oder um einen Inspektordienst streiten? Vorsteher des großen Hüttenwerks Dagby zu sein, darauf würde ein Oberstlieutenant, wenn er es nämlich nöthig hätte, mit Entzücken eingehen."

„Das Alles mag sein; hätte jedoch Helmer einen Geist gehabt, der seiner äußern Wohnung würdig gewesen wäre, so wäre er als Freiwilliger in den Krieg gegangen, wo ein solcher geführt wird, und hätte sich entweder durch Muth und Thaten einen Namen verschafft, oder eine feindliche Kugel die Sache abmachen lassen. Gefallen zu sein unter den Tapfern, welchen Vorzug hätte nicht schon das gehabt vor demjenigen, was er vorgezogen hat!"

„Ich kann Dir nicht länger zuhören, meine Du! Was Du da schwatzest, das beweist, daß Du nicht allein eine Roman-Närrin bist, sondern es zeigt auch an, daß Deine Gottesfurcht nicht so ist, wie ich sie wünschte. Sonst würdest Du wissen, daß das Unglück in der Brust des Rechtschaffenen andere Gefühle erzeugt, als solche, die nothwendig sind, um damit sogar noch im Tode zu prahlen."

Edith antwortete nicht, und der Alte ließ daher das Gespräch fallen.

Als sie aber an das Gitterthor kamen, und die Gruppe unter den Linden, welche noch aus Helmer, der Gouvernante und Olga bestand, sich den Kommenden entgegenwandte, zog Edith leise die Hand des Onkels hinweg, welche schon auf der Klinke lag.

„Was nun? wollen wir nicht hineingehen?"

„Ich meinte, lieber Onkel, Du wolltest ein wenig mit Vernunft mit mir reden; ich glaube, daß ich jetzt . . ."

„O, meine Du! das verlohnt sich heute nicht der Mühe."

„Versuche es aber doch! der Abend ist so schön, ich gehe noch nicht hinein. Aber laß es genug sein von dem vorigen Gegenstande!"

„Wohl; so will ich Dir denn eine andere Frage vorlegen wozu sollte die Komödie mit den alten Herren dienen?"

„Die Komödie?"

„Ja; warum locktest Du sie in die Schlinge, indem Du das Gerücht ausbreitetest, Du wollest Deine Wahl unter bejahrteren Männern treffen?"

„Das sagte ich laut, um mich von den jüngeren zu befreien. Ich war ermüdet von ihren widerlichen Bemühungen, mich zu fangen. Wie viel Kleinliches, Elendes und geistig Armes liegt nicht in diesen Freier-Verhandlungen, wo das Hofmachen und die Artigkeiten nur die Scheidemünze im Wechsel sind! Ich erhalte einen Mann, mein Mann erhält eine Frau, die gerade schön und verdrießlich genug ist, um sieben bis acht Tonnen Goldes eine pikante Erhöhung zu ertheilen. Keiner von diesen Erwähnten flößte mir Liebe ein, und auch von ihrer Seite war von einer solchen die Rede nicht — nämlich in der Bedeutung, wie ich sie haben wollte."

„Und darum riefst Du neue Spielpuppen zu Deinem Vergnügen herbei?"

„War es mein Fehler, daß die älteren Männer, welche sich meldeten, ebenfalls Puppen waren, daß sie noch seelenloser waren, als die Ersteren? . . . Nein, das war nicht mein Fehler; und ich behaupte noch jetzt: wenn ich einen älteren, tüchtigen, edelgesinnten und achtungswerthen, nicht abschreckend häßlichen, vor allen Dingen aber auch nicht ausgezeichnet schönen Mann kennen lernte — die Schönheit beherrscht nämlich die Sinne, und ich will nicht beherrscht sein —: so würde ich mit Freuden seine Gattin werden, denn Gott weiß es, daß ich hier zu Hause keine Freude habe!"

„Aber, meine Du," wendete Onkel Janne ein, indem er diesmal den letzteren schlüpfrigen Gegenstand vermied — „warum sollte es denn gerade ein älterer Mann sein? — Mir scheint ein jüngerer mit diesen Eigenschaften weit passender zu sein."

„Das meine ich nicht: die jungen Männer beten ihre Gat-

tinnen nicht immerwährend an. Ein alter bleibt dankbar. Ueberdies besitzt er Schätze — muß wenigstens solche besitzen — in seiner Erfahrung, seiner Weltweisheit, seiner tieferen Seelenbildung; Schätze, welche den lebenslustigen, aber leeren Ballherren fehlen."

„Nun, aber der Stand — ich bin neugierig, zu hören, was Du davon sagst!"

„Der Stand ist mir einerlei, wenn nur seine Gewohnheiten mit den meinigen einigermaßen übereinstimmen. Wäre nicht dieser Umstand, so möchte ich fast sagen, daß ich meine Wahl schon getroffen habe."

„O, meine Du, wäre es mir wohl erlaubt, noch mehr zu fragen?"

„Gerne, Onkel! Ich weiß, Du bist nicht im Stande, mich auszulachen. Ueberdies habe ich schon etwas gesagt, was dieses zu einer Unmöglichkeit macht."

„Nun, wen wolltest Du denn wählen?"

„Den Reichstagsmann auf Ensta."

„Wie, einen Bauer?"

„Ja, aber einen Mann mit dem klarsten Kopf, dem besten Herzen, den erhabensten Grundsätzen — kurz einen Mann!"

„Nun, Gott soll es wissen, daß ich nicht derjenige bin, welcher Etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn alle Standesunterschiede einstürzten: ich wäre der Erste, welcher jubeln würde über einen solchen Entschluß, wenn er Etwas zu Deinem Glück beitragen könnte — doch trotz meiner Sympathien sowohl für den Vater Bernard, einen Ehrenmann, als auch für die Gleichheit, kann ich dennoch nicht anders, als den Gedanken höchst vertrakt finden: Du eine Bauersfrau!"

„Ein selbstständiger Bauer und ein sogenannter Ansässiger sind ja eigentlich ein und dasselbe. Doch die Gewohnheiten, die Gewohnheiten! Ich habe eingesehen, daß dies nicht taugt. Und dennoch, wenn ich mich mit diesem Manne unterhalte, so ist mir,

als ob seine Worte ungeachtet ihrer Einfachheit, ein Licht um sich her verbreiten, das mir wohlthut, das mich erhebt. Doch nichts mehr hierüber! Ich glaube kaum, daß ich einen Mann finden werde, der meinen Wünschen entspricht . . . doch sieh, jetzt sind die Andern hineingegangen, . . . und sieh, dort kommt Primus, wahrscheinlich, um uns zu Tische zu rufen!"

„Sonderbares Mädchen!" murmelte der Onkel bei sich selbst; „ich glaube auch kaum, daß Du jemals einen findest, der zu Deiner Laune paßt."

Zwölftes Kapitel.

Mutter und Tochter. Olga's Bekümmernisse.

„Wenn ich aber nun — und ich sehe wirklich keinen andern Ausweg, da Du auf meine Vorstellungen keine Rücksicht nimmst — wenn ich Dir nun aber beföhle, dieses Narrenspiel bleiben zu lassen?"

Durch diese Worte gab die Hofräthin dem Gespräche, welches in der Bibliothek zwischen ihr und Edith schon eine halbe Stunde gedauert hatte, eine neue Wendung.

Der Gegenstand desselben war Edith's fester Vorsatz, am folgenden Morgen in der Begleitung der Bauersfrauen den kleinen Kossathensohn zur Taufe in die Kirche zu tragen.

„Wenn," antwortete jetzt Edith mit leiser aber fester Stimme, „wenn Du, liebe Mutter, einen solchen Befehl geben solltest, so würde ich sehr traurig sein, doch . . ."

„Genug! . . . ich verlange Gehorsam! Du bleibst zu Hause!"

„Nein, Mutter, das kann ich nicht" — Edith's Brust erhob sich gewaltsam; sie kämpfte mit sich selbst; doch die Reizbarkeit ihres Gemüthes schien überhand zu nehmen — „ich will es nicht!"

Die Hofräthin erblaßte.

„Gott weiß, Edith," sagte sie nach einigen Augenblicken mit einer Stimme, deren eisige Kälte Edith's Herz ungerührt ließ, „was das Ende von diesem Allem werden wird! Ich drücke die Augen zu und habe das so lange gethan, als es möglich war. Doch hier muß eine Veränderung getroffen werden! Ich, Deine Mutter, sage Dir das, denn Dein Trotz, Deine Launen, Deine Widerspenstigkeit haben jetzt eine Grenze erreicht, welche — die äußerste sein muß!"

Edith schwieg.

„Willst Du Dich also in meinen Willen fügen?"

„Ja, in allen Dingen, die nicht gegen meine Ueberzeugung streiten."

„Ich erkläre Dir aber, daß ich damit nicht zufrieden bin! Ein Kind muß in allen Stücken ohne Ausnahme gehorchen, wenn eine vernünftige Mutter es fordert!"

„Solche Forderungen kann aber keine vernünftige Mutter machen!"

„Edith, Edith, ich erschrecke vor Dir! Du legst mich in das Grab! O, wie glücklich wäre ich, wenn ich mein Recht schon an einen Andern abgetreten hätte!"

„Wenn Du nur die Trennung wünschest," antwortete Edith mit kurzer Stimme, „so laß uns diese in aller Güte abmachen. Ich bin zufrieden, mich in einem fremden Hause einzuakkordiren; diese Idee hat mir schon öfter vorgeschwebt!"

Diese Worte brachten auf die Hofräthin eine Wirkung hervor, daß es ungefähr so aussah, als wäre plötzlich ihre Zärtlichkeit geweckt worden. Sie streckte die Arme nach ihrer Tochter aus, denn sie kannte diese, und war nicht sicher, ob sie nicht, wenn sie nicht mit „Takt" behandelt würde, nachdem das Wort einmal gesagt, im Stande wäre, einen wirklichen Skandal anzustellen.

Edith aber, welche seit mehreren Jahren diese wechselnden Veränderungen zwischen Despotismus und Verzärtelung gewohnt

worden war, ließ sich die plötzliche Veränderung der Mutter nicht sehr anfechten.

„O meine Edith, geliebtes, unglückliches Kind — denn Deine Launenhaftigkeit ist Dein Unglück — es kommt Deiner Mutter zu, Dir ein Beispiel von Edelmuth und Mäßigung zu geben! Laß uns diesen schmerzhaften Auftritt vergessen! Ach, ich hoffte, Onkel Janne's Anwesenheit sollte viel Gutes wirken!"

„Das hat sie ja auch: ist dies nicht der erste bittere Augenblick in der ganzen Woche?"

„Ach, selbst in diesen Ausdrücken liegt der schreckliche Beweis von der Kälte Deines Herzens? Wie kalt ist nicht Deine Umarmung! O Edith! möchtest Du nie in Deinem Leben als Mutter leiden, was Du mich jetzt leiden lässest!"

„Um Gottes willen, nichts von dieser Zeit!" bat Edith mit bebender Heftigkeit, und augenblicklich lag sie zu den Füßen ihrer Mutter, „mache nicht meine Tochter, wenn Gott mir dereinst eine solche schenkt, meiner Fehler theilhaftig! Zerstöre nicht das Paradies meiner Zukunft, wenn es vielleicht einst so aufblühen sollte, wie ich es in meinem Herzen trage! Ach, vergieb mir, Mutter! ich bin fehlerhaft, ich bin ungehorsam, ich bin ungerecht, o ja, ich weiß es, ich bin keine gute Tochter! Doch, so weit es in meinen Kräften steht, will ich es versuchen, besser, gehorsamer, verträglicher zu sein!"

Entzückt, glücklich, wie die Hofräthin es seit langer Zeit nicht gewesen war, doch nicht im Stande, den Umfang der Rührung zu fassen, welche die Tochter so demüthig zu ihren Füßen geworfen hatte, genoß sie nur ihres Werkes. Da aber starke Gemüthsbewegungen nicht zu den Schwächen dieser Frau gehörten, so faßte sie sich auch bald wieder, und ihre ersten Worte waren folgende:

„Jetzt entsagst Du also der Gevatterschaft in der Kirche?"

„Befiehl mir, was Du willst; nur das nicht!"

Edith's Blick ruhte bei diesen Worten mit einem so liebe-

vollen, so überredenden Ausdruck auf der Mutter, daß diese nur schwach folgenden Einwand hervorstammeln konnte:

„Das wird allzu lächerlich aussehen, wenn Du, selbst noch beinahe ein Kind, ein anderes Kind zur Taufe trägst. Das thun nur verheirathete Frauen.“

„Ich will in der besten Bedeutung des Wortes die Pathin des Kindes sein, und da muß ich es ja selbst zur Taufe tragen!“

„Und Dich als ein kleines Wunderding unter die Bauersfrauen und die Bauern stellen! Glaube mir, liebe Edith, daß mich bei dieser Sache etwas so Dummes, wie Hochmuth, nicht beherrscht; nein, nein, wir sind Alle gleich vor Gott in seinem Hause! Aber die ganze Umgegend wird über diese Geschichte plaudern und ihr alle möglichen Farben geben; Du wirst nicht nach Deinen Gefühlen beurtheilt werden; diese sind edel, auch nicht nach Deinen Gesinnungen, diese sind rein; sondern man wird sagen, daß Du die ganze Scene angeordnet hast, um Aufsehen zu erregen, Dich originell zu machen und zu zeigen, daß Du im Stande bist, Gebräuchen und Formen zu trotzen. Und das Alles, meine liebe Edith, ist eben nicht das Vortheilhafteste, was man von einem jungen Mädchen sagen kann.“

„Ich lasse die ganze Gegend sagen, was sie will, und danke Gott, wenn es nur nicht ärger wird!“

„Aber, liebes Kind, sogar Herr Helmer hatte Takt genug, um das Unpassende in dieser Sache einzusehen. Er schlug es dem Swen ab, Gevatter zu sein, das heißt Dir gegenüber zu stehen. Es war sehr gut von ihm, daß er nicht gleichsam an Deinem Einfalle Antheil nehmen wollte.“

„Herr Helmer,“ entgegnete Edith mit unverschleierter Verachtung, „ist nicht der Mann, welcher auf meine Handlungen Einfluß haben kann. Und ich hoffe, er wird auch nicht die Kühnheit gehabt haben, an dergleichen zu denken!“

„Nun so hat der Graf B. um so mehr Recht, sich über Dein

Betragen zu wundern. Du schlugst es vor einigen Wochen aus, bei seinem Sohne Gevatter zu stehen."

„Ebensowohl würde ich es dem Baron G. abschlagen, wenn auch er — was wohl noch geschehen kann — mich dazu einladet. Ich stehe nur bei armen Kindern Gevatter, und auch dieses nur in seltenen Fällen. Doch, gute Mutter, laß uns endigen und in der wohlthuenden Gemüthsstimmung, welche jetzt zwischen uns stattfindet, von einander scheiden!"

„Wohl, wenn auch ungerne, gebe ich meine Zustimmung, überzeugt, daß Du ein anderes Mal, da wir vielleicht wieder verschiedener Meinung sein können, mir diese Nachgiebigkeit zu Gute rechnen wirst."

Edith antwortete nur mit einem feinen Lächeln. Darauf küßte sie ihrer Mutter die Hand und wünschte ihr eine gute Nacht.

Am darauf folgenden Sonntagsvormittage war es für Diejenigen, welche sich vor dem Anfange der Predigt in der Kirche befanden — und das war beinahe die ganze Gemeinde — ein rührender, wenn auch vielfältig getadelter Anblick, die junge Edith in dem luftigen weißen Kleide mit einem himmlisch strahlenden Ausdrucke auf ihrer Stirn, mit dem Kinde in ihren Armen, begleitet von einer langen Reihe Bauern und Bauersfrauen, durch die Kirche schreiten zu sehen.

Während der ganzen Handlung hatte Edith's engelschönes Antlitz — von welchem jener launenhafte Wechsel verschwunden zu sein schien — diesen Ausdruck, welchen wir (mit dem Bedürfnisse, der Schönheit des Geistes als der höchsten zu huldigen) überirdisch zu nennen pflegen; eine erhabene Würde lag in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Haltung und Stellung: nicht das Mindeste von der Verschämtheit und Blödigkeit eines jungen Mädchens, die Zielscheibe so vieler Blicke und Anmerkungen zu sein, war bei ihr

zu spüren. Es war eine jungfräuliche Mutter, welche Alles vergessen zu haben schien, was um sie her vorging.

Gegen das Ende der Ceremonie fiel aber ihr Blick auf die Sacristei, und jetzt mußte irgend ein irdischer Eindruck auf ihre Sinne eingewirkt haben, denn ein höherer Purpur flammte auf ihren Wangen, während ihr Blick noch einmal nach dieser Richtung hinglitt, um hernach ohne Unterlaß auf dem Kinde zu ruhen.

In der halboffenen Thüre der Sacristei stand Helmer an den Thürpfosten gelehnt in einer Stellung, welche den ganzen Adel und Weichheit seiner Gestalt zeigte. Der gewöhnliche ruhige und gleichmäßige Ernst seines Gesichtes schien heute einer — man möchte sagen — schwärmerischen Begeisterung Platz gemacht zu haben. Warm und seelenvoll, fast andächtig, ruhte sein Auge auf Edith, und da sie aufsah, trafen sich ihre Blicke, ohne daß der seinige sich veränderte oder senkte. Erst als sie sich zum zweiten Male begegneten, da sank auch sein Auge, als gäbe es nach vor dem Zwange des geheimen Befehles in dem ihrigen.

„Mamsell Octavie!" flüsterte Olga, indem sie ihre Lehrerin leise an dem Aermel zupfte, „sieh nur Herrn Helmer! sieh . . ."

„St! Olga, es schickt sich nicht, in der Kirche an etwas Anderes zu denken, als an Gott!"

„Daß Herr Helmer das nicht zu thun scheint, das wollte ich eben bedauern . . . Doch wie steht's, Octavie? — Ach, süße Octavie, Du befindest Dich gewiß nicht wohl!"

„Ich? Olga, wie Du schwatzest! . . . Doch sieh, nun ist die Taufe vorbei — Hast Du das Lied schon aufgeschlagen?"

———

Dreizehntes Kapitel.

Hinter den Coulissen.

„Nein, Murre, Du bist ein glücklicher Fisch, Du! Du weißt wenig davon, Murre, was es heißt, ein Herz zu haben, und noch dazu ein Herz, welches durch- und durchgeschossen ist. Doch ich, ich habe die Traurigkeit auf der grauen und auf der schwarzen Seite kennen gelernt. Erst war sie grau, da ich anfing, den Verdacht auf Lotta zu werfen, daß sie vielleicht dennoch an dem langen Kutscher Wohlgefallen gefunden hätte, schwarz wie Ruß aber wurde sie, als ich gestern um diese Zeit es ganz genau zu sehen bekam. Sie ging gewiß nicht um Nichts und wieder Nichts in den Stall, oder was meinst Du, meine Murre? — Nein, nein, das hörte man wohl den Worten an, die ich auffing!"

Durch diesen klagenden Erguß vor Murre, seinem einzigen Vertrauten in Liebesangelegenheiten, erleichterte Primus sein Herz, indem er mit dem treuen Freunde an seiner Seite in einem kurzen Trabe den Weg zwischen Dagby und Glanberg zurücklegte, an welchem letzteren Orte Lotta eben heute bei ihrer Schwester, die dort in Dienst war, einen Besuch abstattete.

Es war wohl eine offenbare Schwäche in dem Charakter des Primus, daß er sich noch weiter um diejenige bemühte, welche zufolge des Gespräches, das er selbst gehört, ihn nur als ihre Spielpuppe betrachtet hatte. Wie man jedoch weiß, hat die Liebe ihre Schwächen, und Primus wollte sich den herrlichen Genuß bereiten, der ehemaligen geliebten Lotta zu sagen, wie sehr er sie verachtete, und wie weit entfernt sie von seinem Herzen wäre, „woselbst sie übrigens noch nie gewesen wäre, obgleich sie aus weiblicher Eitelkeit und fuchsschwänzelnder Weiberlist sich und Andern hätte weismachen wollen, daß jede Mannsperson den Verstand verlöre, wenn sie nur die Augen auf ihn würfe."

Als Primus mit solchen Gedanken in seinem Kopfe von der Landstraße in das zu Glanberg gehörende Gebüsch gekommen war, jedoch auf dem Fußsteige, welcher nach dem Hofe führte, Lotta noch nicht sah, so beschloß er, zu desto größerem Effekt bei seinem unvermutheten Auftreten, sich in dem Gebüsche zu verstecken. Dadurch wäre ihr auch die Möglichkeit benommen, eine unschuldige Miene anzunehmen, ehe er gerade vor ihr stände und ihr anzeigte, daß mit ihm nicht zu spielen wäre.

Gesagt, gethan.

Die kleine Affengestalt des Primus verschwand unter den Büschen, und Murre, der schon früher mit bei Liebesabenteuern gewesen war, bewies einen Anstand und eine Zurückhaltung, die ihn seinem Herrn doppelt theuer machten. Er hatte sogar das Feingefühl, daß er sich bequem zusammenkauerte und entschlief.

Etwa eine halbe Stunde war verflossen, als der kleine Liebhaber — dessen Wache an dem Abende jenes Sonntages stattfand, da wir Zeugen des Tauffestes in der Kirche gewesen — die Schritte eines Gehenden vernahm; doch zu seinem größten Aerger bemerkte, daß diejenige Person, welche ging, nicht auf dem Fußsteige ankam, sondern auf einem von denjenigen, welche nur in dem schönen jungen Walde umherführten. Bald merkte er auch, daß es nicht bloß die Schritte einer Person waren, nein, leider waren es zwei, und die Stimmen, welche sich jetzt vernehmen ließen, ertheilten ihm ebenfalls die Versicherung, daß Lotta nicht mit dabei war.

„Wer kann das sein?" dachte Primus, welcher, so oft er mit seinen eigenen Angelegenheiten nichts zu thun hatte, auch gar nichts dagegen einzuwenden wußte, wenn er sich mit den Geheimnissen Anderer zerstreuen konnte; „eine Mannsperson und, so wahr der Tag licht ist, eine Weibsperson mit einer Stimme so fein wie eine Nachtigall . . . Ich muß nachsehen!"

Mit diesen Worten glitt Primus leicht wie eine Katze weiter vorwärts in dem Gebüsch und legte sich so, daß er, ohne selbst gesehen zu werden, die Kommenden sehr gut beobachten konnte.

Es war Helmer mit der jungen Wittwe.

„Sieh, das war schön! sie wollten mir einen lustigen Augenblick bereiten!" flüsterte Primus, indem er seine klugen Augen um die kleine Erhöhung spielen ließ, auf welcher Hortense mit einem leisen: „Ach, verzeihen Sie, ich muß ein wenig ruhen!" schnell Platz nahm und durch einen Blick ihren Begleiter einlud, den Ruhesopha mit ihr zu theilen.

So zudringlich war aber Helmer nicht, sondern er setzte sich in das Gras einige Schritte entfernt von seiner schönen Wirthin, welche ihn in den jungen Wald geführt hatte, um seinen Rath über die Veränderungen, die sie dort vornehmen wollte, zu hören, so wie sie auch schon früher in Betreff der Verpachtung eines kleinen Gehöftes, das von dem Gute getrennt werden konnte, seinen Rath nöthig gehabt hatte.

„Wie verzweifelt sieht sie aus!" dachte Primus, indem er mit wundernder Aufmerksamkeit das unaufhörliche Wedeln mit dem auf die Seite herabgespannten Sonnenschirm betrachtete, welcher Sonnenschirm, klein, rosenroth und gefallsüchtig wie Hortense selbst, sich äußerst nett in ihrer kleinen Hand ausnahm, von welcher sie wegen der beschwerlichen Wärme den Handschuh abgezogen hatte.

„Doch sieh den Bruksverwalter!" setzte Primus seine Beobachtungen weiter fort; „er hat wahrlich die große Kirchenmiene angenommen! Das ist ein verdammt hübscher Kerl, und wäre ich in seinen Kleidern, so . . . das ist doch die Katze, wie sie sich fächelt; gewiß geht von der Fächerrose bald der Stängel ab, und dennoch wird sie immer röther und röther! Ich wette, man kann bald einen kleinen passablen Weizenkuchen auf jeder Wange braten. Ich möchte wohl wissen, ob hier Eulen im Moose sind — hm, ich entsinne mich, gehört zu haben, daß es nicht so ganz ohne sein soll! — Doch st! nun hustet sie — jetzt gibt's Schnack! Lotta ist nicht zu sehen auf dem andern Steige, also kann ich mich einen Augenblick belustigen, wo ich bin! . . ."

„Also, Sie rathen mir nicht, Herr Helmer, meine Pläne mit

diesem schönen Walde auszuführen? Ach, eine arme Frau wie ich, kann sich nicht so leicht in diese ökonomischen Einzelnheiten und Geschäfte hineindenken?"

„Diese Sache ist doch sehr einfach. Das Gut hat keinen Ueberfluß an Wald — dieser aber, gnädige Frau, welchen Sie in einen Park zu verwandeln gedachten, wird, wenn er in Ruhe wachsen kann, künftig den Werth Ihres Gutes bedeutend erhöhen."

„Ihre Meinung reicht hin, mich zu bestimmen. Ich werde meinen schönen Wald nicht anrühren."

„Meine Meinung wird jeder Landmann theilen . . . Jeder von Ihren eigenen Häuslern, den Sie gefragt hätten, würde sich ebenso geäußert haben."

„Das ist möglich, ja sehr wahrscheinlich; aber ich stelle mir vor, daß ich als Herrin von meinen Untergebenen niemals einen Rath begehren darf."

„In Angelegenheiten, welche die äußere Landwirthschaft betreffen, sehe ich gar kein Hinderniß. Diese Herablassung — wenn man so sagen darf — würde die Leute freuen und aufmuntern. Ueberdies, gnädige Frau, ist es ja natürlich, daß diese Leute solche Dinge gründlich verstehen, die Ihnen so vielen Kummer verursachen."

„Ja, schrecklichen Kummer!"

„Ja, ja," meinte der schlaue Primus bei Seite — „Du Arme siehst auch wirklich sehr bekümmert aus!"

„Ach," fuhr Hortense fort, „eine Wittwe hat tausende von Schwierigkeiten vor sich; man weiß nicht, ob man nicht so betrogen wird, daß zuletzt gar Nichts mehr übrig ist. Dies ist auch dasjenige, was mein seliger Mann immer fürchtete — ach, wie er mich liebte, und ich ihn schätzte, obgleich er zwanzig Jahre älter war als ich! — Armes Kind, sagte er, wie wirst Du allein fertig werden mit Statthaltern, Köthnern, Knechten und allem Gewirre!"

Hortense schwieg, ihre thränenden Augen aber spielten um so lebhafter die Rolle der Madonna, während die tiefen Seufzer

den weißen Mousselin hoben, der ihre Schultern und ihren Hals umhüllte.

„Der Statthalter zu Glanberg," meinte Helmer, „ist gleichwohl allgemein geachtet wegen seiner Tüchtigkeit und Ehrlichkeit. Ich hoffe, seine Handlungen werden seinen Ruf nicht widerlegen?"

„Behüte, nein, so viel ich weiß, nicht — doch was kann ich wissen? ... Was meinen Sie, Herr Helmer? wäre es für mich wohl nicht das Allerbeste, wenn ich ganz Glanberg verpachtete? Ach, wenn ich einen geschickten und zuverlässigen Mann fände, der es übernehmen wollte, so wäre ich aus aller Verlegenheit!"

„Wenn die gnädige Frau sich dazu entschließen wollten, so würde es gewiß nicht an Spekulanten fehlen, und ich muß gestehen, daß dieses sehr klug wäre — besonders da man hoffen könnte, daß die Pachtbedingungen vortheilhaft würden."

„Ach, Herr Helmer, ich will nicht unbillig sein, nein, auf keine Weise; wer das Gut nähme, der leistete mir einen wirklichen Dienst, besonders ..."

„Besonders wenn er Dich mit in den Kauf nähme," flickte Primus ein, „denn ebenso gewiß, wie mein Herz wegen der undankbaren Lotta entzweigesprungen ist, ebenso gewiß fliegt Deines, meine kleine, hübsche junge Frau, dem Bruksverwalter zu! Er aber sollte sich schämen, daß er da sitzt wie ein Klotz und ein Stein und nicht begreifen will, daß ihm der Wind gerade in's Gesicht weht."

„Besonders?" fragte Helmer mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit.

„Ich meinte nur," sagte Hortense mit einer hohen, verrätherischen Röthe, „daß ich es am liebsten sehen würde, wenn die Pachtung auch zum Nutzen desjenigen sein könnte, der dieselbe übernehmen wollte."

„Diese Gesinnung ist sehr ehrenwerth," sagte der junge Bruksverwalter mit unverkennbarer Artigkeit; „und da die gnädige Frau mir die Ehre erzeigt haben, meinen Rath einholen zu wollen, so will ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen einen Mann vorzuschla-

gen, welcher nicht allein mit Freuden und Dankbarkeit auf jede billige Bedingung eingehen, sondern sich auch dadurch im höchsten Grade glücklich fühlen würde."

„Ach, Herr Helmer, was Sie sagen! Wenn es einen solchen gibt, so ...."

„Einen solchen gibt es, meine gnädige Frau, einen Mann, der in diesem Augenblicke mit seiner Stellung unzufrieden ist und keinen höheren Wunsch hat, als in eine eigene Thätigkeit treten zu können."

„Wetter!" — Primus spannte seine Ohren noch schärfer an — „ich glaube, er beißt am Ende doch noch an! Der letzte Nagel zog. Sonst meine ich, wer so gut wie Herr auf Dagby ist, der braucht eben nicht über Unzufriedenheit zu klagen."

„Gut, Herr Helmer!" — Hortense's Blick senkte sich zur Erde, und konnte sich von dort nicht wieder losreißen — „wenn Sie für diesen Mann gut sagen, so ... ist er schon ... schon angenommen."

„Nein, das hieße meinem geringen Urtheile allzu sehr vertrauen. Glücklicher Weise kennen die gnädige Frau den Charakter dieses Mannes selbst ein wenig — und was übrigens eine Empfehlung betrifft, so glaube ich kaum, daß ...."

„Nicht weiter, Herr Helmer!" fiel Hortense mit einem Lächeln voll kaum zurückgehaltenem Entzücken ein. „Sollte ich noch länger zweifeln können? Nennen Sie ihn nur!"

„Er ist der alte Ehrenmann, der Kapitän Törnlund, welcher jetzt die Inspektion auf dem kleinen Grönbo hat."

„Kap .... Kap .... Kapitän Törnlund? Der alte Kapitän Törnlund?"

Jetzt suchten Hortense's Augen Helmer, um sich zu überzeugen, daß er nicht scherze. Aber in diesen Augen lag nichts Anderes, als ein ruhiger und herzlicher Ernst.

„Gott tröste uns!" lächelte Primus, „welch ein garstiger Stoß, und noch dazu gerade in die Herzgrube! Mir ist bange, sie fällt

um vor lauter Verdruß und Schrecken. Aber in Jesu Namen, was ist er für ein Kerl, der das Glück nicht annimmt, da es ihm gerade in die Arme läuft? O, wer doch auch ein so glücklicher Käse wäre!"

Primus strich sich mit dem Rockärmel über den Mund, und fühlte sich so interessirt von dem kleinen Drama, welches er vor Augen hatte, daß er seine eigenen Angelegenheiten total vergaß; darum trippelte denn auch Jungfer Lotta ganz ungehindert vorbei auf dem andern Fußsteige und traf nicht weit davon „ihren Herzensschatz," mit welchem sie Arm in Arm nach Hause spazierte.

Welch ein Glück für Primus, daß er diesen Zwischenakt nicht sah: er hätte sonst gewiß in seiner billigen Aufwallung mit dem langen Nebenbuhler Streit gesucht und wäre von seiner gewaltigen Faust ohne Zweifel gleich einer Fliege zerquetscht worden, sofern nämlich der große Mann nicht lieber dem kleinen die noch größere Verachtung gezeigt und ihm einen Nasenstüber gegeben hätte, um ihn wegzuscheuchen, wie man es wohl auch mit nasenweisen Fliegen macht.

„Kapitän Törnlund?" wiederholte Hortense noch einmal mit einem tiefen und langen Athemzuge.

„Ja, gnädige Frau! Haben Sie etwas gegen ihn? Er hat auf jeden Fall große und gründliche Kenntnisse von der Landwirthschaft."

„Ich kann gewiß Nichts gegen ihn haben, außer, daß ich fürchte, es möchte nicht sehr angenehm werden, eine so zahlreiche Familie um sich zu haben — ich glaube, sie haben ein Dutzend unartige Jungen. Ueberdies ist die ganze Sache von allzu großer Wichtigkeit, als daß man sich ohne eine längere Ueberlegung entschließen kann. Also mag sie ruhen, bis ich mich näher darüber besonnen habe .... doch es ist wohl Zeit ..."

Die Fortsetzung blieb aus, die Handlung aber vollendete den Satz: unsere junge gnädige Frau stand auf und einige Sekunden später war sie mit ihrem Gaste auf dem Wege nach Glanberg.

„Adieu, Adieu! Danke für gute Unterhaltung und angenehme Gesellschaft!“ nickte Primus, indem er selbst zu seinem ersten Ausgucksposten zurückeilte. Hier aber lag er über eine Stunde — keine Lotta erschien.

„Sollte sie wohl vorbei gegangen sein, während ich ... alle kleinen Teufel, das wäre ein Unglück! In meinem Leben bekomme ich keine so gute Gelegenheit mehr, der Elenden, dem Kranich, der schwarzhaarigen Feuerzange, die mir das Herz abgekniffen hat, zu sagen, wie sehr ich sie bis in den bleichen Tod hinein verachte, wie ich auf den langen Kutscher spucke, und wie ich gegen Beide so mache!“

Primus erlaubte sich bei diesen Worten seine Nase mit beiden ausgestreckten Händen zu verlängern. Nachdem er sich darauf noch ein Dutzend Haare ausgerissen, die Ellenbogen an den herabgefallenen Zweigen des jungen Waldes gestoßen — höher hinauf reichte er nicht — und endlich einen ernsthaften Kampf mit Murre bestanden hatte, welchen er zu dergleichen Kämpfen immer durch Kneipen, Stoßen und allen möglichen Chikanen reizte, kurz: nachdem Primus auf seine eigenthümliche Weise Werther's Rolle zu Ende gespielt hatte, fühlte er, daß ein vergleichungsweise ruhigerer Zustand in sein Wesen einging. Jetzt streichelte er seinen Murre, zum Zeichen, daß die Berserkerwuth nun von ihm gewichen war, und setzte darauf die kleinen Beine wieder in Gang, that sich aber selbst das Gelübde, nicht eher mit seinen beiden Augen zu schlafen, als bis er sich auf eine glänzende Weise an seinem Gegner gerächt hätte.

Als er in den Park von Dagby gekommen, war er noch nicht weit gegangen, so hatte er, dessen kleine Hahnenschritte in der Ferne nie zu hören waren — einen neuen Anblick.

„Was in Gottes Namen ficht die an? Sollte sie Magenkrämpfe haben?“ sagte Primus zu sich selbst, indem er, von den laubreichen Bäumen versteckt, zusah, wie Mamsell Octavie — die natürlicher Weise allein zu sein glaubte — auf der Erde saß und

sich bald rechts, bald links warf, unter einem unaufhörlichen Gelächter, das wirklich etwas krampfhaftes an sich hatte:

„Ha, ha, ha! vortrefflich, göttlich! sie sehen selbst nichts, auch die Andern nicht; doch wartet, wartet! Ihr sollt schon sehen, wenn ich die Lichter anzünde! Und ich werde, ja ich werde — ha, ha, ha — ich werde sie anzünden! Wenn eine so unbedeutende Person, wie ich, nicht selbst leuchten kann, so ist es wohl nicht zu viel verlangt, wenn ich Euch die Lichter zum Schauspiel putzen darf... Und die Gans dort auch, und die Küchlein hier zu Hause, vier Stück, ha, ha, ha, so toll und besessen!"

„Die ist nun wohl ganz verrückt, oder auch hat sie die Cholera bekommen!" murmelte Primus bei sich selbst. „Sie sieht wirklich aus, wie des Teufels Tochter! Hier ist's am besten, sich zu trollen — sie erschreckt mich!"

Etwas weiter hin brachte ein neuer Anblick den Primus auf die Vermuthung, daß der Wald an den Sonntagsnachmittagen voll wunderbarer Dinge sein müßte, und daß er selbst ein sogenanntes Sonntagskind wäre, weil sich ihm Alles offenbare.

Was sah er aber wohl jetzt?

Gewiß etwas sehr Schönes, denn sein Gesicht nahm einen Farbenton von verschämter Ehrfurcht, seine Stellung den Ausdruck einer unverkennbaren demüthigen und herzlichen Ergebenheit an.

„Ach, Herr Gott!" stammelte er, „daß unser Herr auch für sie Traurigkeit geschaffen hat, obgleich sie so schön, so reich, so vornehm und in der Welt so ausposaunt ist!"

Primus widmete seine Theilnahme der jungen Edith, welche, auf der elastischen Grasmatte liegend, sich an einen großen Kastanienbaum lehnte, der sie in seinen tiefen Schatten hüllte.

Sie weinte, ohne vielleicht selbst etwas davon zu wissen, denn die Thränen rollten leise herab, eine nach der andern; doch keine Bewegung der im Schooße liegenden Hand verrieth eine Absicht, dieselben hinweg zu wischen.

„Wenn mein Herr das sähe," überlegte Primus, „so will ich

mich hängen lassen, wenn er nicht hinginge und sie zu trösten suchte. Nun, mein Herr und ich, sind wir nicht ein Leib und eine Seele? Ich will ihr kein Wort sagen — nein, behüte Gott, Respekt muß sein! — aber ich will dicht an ihr vorbeigehen; wenn sie mich sieht, so sagt sie vielleicht etwas, und dann will ich schnell das Eine und das Andere daran knüpfen."

Dem Beschlusse folgte die That.

Primus ging schräge über den Weg und kam dem jungen Fräulein bald so nahe, daß sie plötzlich zusammenfuhr und aufblickte.

Aber eben so schnell, wie der Blitz durch die Luft fährt, fuhr auch ihr Schnupftuch über die Wangen und verwischte die sämmtlichen Spuren der eben gefallenen Thränen. Darauf sagte sie freundlich zu dem „Däumlinge," der anständig den Hut abnahm und sich zierlich verbeugte:

„Bist Du an diesem schönen Abende auch draußen, Primus? Ich sitze hier und sehe die Sonne an, wie prächtig sie untergeht."

„Ja, Fräulein, ich will meinen, das ist ein herrlicher Anblick! Die Sonne ist doch das Schönste von Allem, was unser Herrgott geschaffen hat. Gegen sie will ich für den Mond und die Sterne nicht zwei Pfennige geben. Sie können für sich auch wohl gut sein, das versteht sich, und an einem spukdunkeln Abende heiße ich sie immer in aller Demuth willkommen. Doch sie haben keine Wärme und Freude in sich, wie die Sonne."

„Und Wärme und Freude hast Du gern, Primus?"

„Wer hat die nicht gern, gnädiges Fräulein! Doch das ist wahr, ich sah ja vor einem Augenblicke, daß nicht Alle die Wärme lieben" — und bei diesen Worten nahm Primus eine wichtige und altkluge Miene an, welche sich etwa so übersetzen ließ:

„Gib mir nur die geringste Aufmunterung, so will ich etwas erzählen, das Geld, oder besser, ein freundliches Lächeln werth ist!"

Um unserem Primus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir sagen, daß er von allen Dingen, die er auffing — und ihrer waren viele, denn wo konnte man nicht Primus finden! —

nicht die Hälfte in Umlauf setzte. Aber er sah es gerne, wenn er sich wichtig machen konnte, wo er gefragt wurde, und immer als derjenige gelten konnte, welcher die ganze innere Geschichte von Dagby eben so gut wußte, wie sein Vater-Unser. Genau gerechnet waren aber nur sein Herr und Murre seine wirklichen Vertrauten, denn in seinem nicht unbedeutenden Hochmuthe meinte Primus allzu hoch über den andern Bedienten zu stehen. Ja er hielt sich immer für etwas ganz Besonderes und hatte gar nichts dagegen, wenn die Kinder ihn „Herr" Primus nannten.

Um nun aber zu den vertraulichen Mittheilungen zurückzukehren, so verhielt es sich dießmal damit auf die Art, daß er augenblicklich die Versuchung fühlte, zu Gunsten des Fräuleins Edith eine Ausnahme zu machen. Er wollte das gute, liebe Fräulein so gern erheitern, und er hatte einen so angeborenen Instinkt, eine so richtige Auffassungsgabe, daß er es an seinen fünf Fingern wußte, daß Damen immer mit Aufmerksamkeit und Interesse von ihren gegenseitigen Niederlagen hören.

„Nun, was hast Du denn gesehen, Du Schwätzer? — woher kommst Du?"

„O, Fräulein, ich war zufällig — denn es ist so angenehm, am Sonntagsnachmittage spazieren zu gehen — auf dem Wege nach Glanberg."

„Nach Glanberg?"

Es sah zwar aus, als wäre das Fräulein im Begriff zu gähnen, doch die Bewegung, welche das Mienenspiel in ihrem Gesichte veränderte, wollte nicht recht mit dem Gähnen zusammenpassen.

„Ja wohl, gnädiges Fräulein! Und im Gebüsche, wo ich in aller Ruhe mit Murre Versteck spielte, sah und hörte ich . . . . etwas Wunderbares . . . ein ganzes Abenteuer."

„Ein ganzes Abenteuer?"

„Ja, mit Anfang, Mitte und Schluß am Ende — doch, gnädiges Fräulein, Sie haben wohl die Güte und erzählen es nicht

weiter, denn ich bin nicht Derjenige, welcher es will, daß die kleine feine, gnädige Frau um meinetwillen zum Gelächter in der ganzen Gegend wird, auch will ich dem Bruksverwalter nicht in die Hände gerathen, wenn er bei ernster Laune sein sollte, denn sie sagen, daß er dann nicht mit sich spielen läßt."

Es dauerte einige Augenblicke, ehe Edith, welche von einem kühlen Abendhauche berührt worden war, es vermochte, das Zittern zu besiegen, welches derselbe in ihrem Blute hinterlassen hatte.

Mit kurzer Stimme antwortete sie endlich: „Schweige nur, lieber Primus! Ich bin nicht im Geringsten neugierig auf Dein Abenteuer im Gebüsch!"

„Aber, gnädiges Fräulein! Sie könnten ein wenig lachen, und es thut so wohl, wenn man nicht bei frischem Muthe ist."

„Lachen? — also war Dein Abenteuer lustig und gehörte nicht zu der rührenden Art? Diese mag ich nicht!"

„Ich glaube gewiß, gnädiges Fräulein, es war — wenn ich mich nicht täusche — die Absicht, es noch weit rührender zu machen, als die Geschichte von der schönen Melusina und von dem Zauberschwan, was aber so sicher ist, wie Banco, das ist, es wurde aus dem Ganzen weiter nichts, als eine kleine Munterkeit."

„So laß denn hören!"

Ein Sonnenblick, der eben jetzt den kalten Abendhauch ablöste, verbreitete eine angenehme Wärme über Edith's Glieder.

Sie zitterte nicht länger.

„Sehen Sie, Fräulein, es war so: die kleine, gnädige Frau auf Glanberg — eine wirklich kleine Elfe von Frau — kam an der Seite des Bruksverwalters durch den Wald getrippelt; da sie aber vielleicht müde geworden war, so setzte sie sich auf eine kleine Anhöhe."

„Und er neben sie?"

„Nein doch, gnädiges Fräulein! Er setzte sich auf die Erde, und das ungefähr so weit von ihr ab, wie Murre jetzt von mir ist. Und nicht im Geringsten freundlicher, als Murre ist, wenn

er mit des Probstes kleiner Dido in Gesellschaft kommt – und diese hegt gewiß eine kleine Küsterliebe zu Murre — sah Herr Helmer aus, als er sich dort setzte."

„Herr Primus, jetzt wirst Du wirklich naseweis!"

„Naseweis, Fräulein? sagte Primus laut — zu sich selbst aber sagte er: „Aha! das ist schon ein anderer Ton — ich wußte wohl, daß sie Geschmack an der Geschichte finden würde — die Frauenzimmer!"

„Gewiß ist es naseweis, daß Du so spionirst!"

„Ich spionire niemals, gnädiges Fräulein!" sagte Primus mit verletzter Würde – ich höre nur — und sehe."

„Gut; ich darf wohl nicht allzu streng sein! Du sahst also . . . ."

„Daß die junge Frau sich mit der kleinen Fächerrose, die sie in der Faust hatte, ganz fürchterlich fächelte — gerade so!" Und Primus ergriff einen Zweig, so groß wie er selbst, und er fing an sich zu spreizen, die Augen zu verdrehen und sich Kühlung zuzuwehen, und zwar mit einem Talente, daß Edith ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Du bist ein wahrer Schauspieler, Primus!"

„Ich bin ja auch mit Komödianten gereist, Fräulein! Ich möchte nur wünschen, Sie hätten mich gesehen, wenn ich in der großen Husarenuniform auf Pan's Rücken ritt! Das war Ihnen ein Hund, accurat wie ein Löwe! Und wie regierte ich ihn! Ja, ja, ich brauche nicht zu prahlen; es gibt wohl noch Leute, die es gesehen haben, und wie man die Hände zusammenschlug und schrie: „Es lebe der Däumling! Es lebe der große Husar und der starke Pan!" Das war eine schöne Zeit, Fräulein!"

Gerührt durch die Erinnerung an seine eigenen Triumphe, wischte Primus eine Thräne ab, die gleichwohl nur um des Effektes willen dahin gekommen war — denn Primus war gewiß nicht so dumm, daß er nicht auf sein jetziges Leben größeren Werth hätte setzen sollen, ja, wenn er an die schreckliche Zwischenzeit dachte,

die er zu Hause zugebracht hatte, in der Gesellschaft des bösen Bruders, der die Rolle des Gebieters auf eine ganz andere Weise spielte, als der Onkel Janne, so erhielt sein jetziges Leben ein doppelt schöneres Licht.

„Ich sehe Dich, so oft ich will, in Deiner Husarenuniform vor meinen Augen, Primus, und begreife sehr wohl, wie vortrefflich Du den Löwen Pan regiert haben wirst! . . . Doch mit dem Allem kommst Du ja von der Geschichte ab!"

„Sehr wahr, gnädiges Fräulein; ich will sie also sehr fein wieder zusammenknüpfen. Ich blieb stehen bei dem Fächeln, das mir so unbeschreiblich schön vorkam; doch der Bruksverwalter muß wohl nicht meinen Geschmack gehabt haben, denn er saß da so steif, als ob ihm ein Centnergewicht am Nacken hinge. Da fing sie an von Diesem und Jenem zu reden, und wie schwer eine arme Wittwe es hätte, einem Gute vorzustehen, und dabei seufzte sie so tief und blickte mit so schönen Augen auf, daß sie einen Stein hätte rühren können. Doch das war Alles einerlei: er antwortete so höflich und geziert, daß ich — denn ich habe ein mitleidiges Herz — große Lust gehabt hätte, ihn recht tüchtig durchzuzausen."

„War es denn nicht recht, daß er höflich war?" fragte Edith, sichtlich unterhalten.

„Ich stehe dafür, Fräulein, daß die gnädige Frau es lieber gesehen haben würde, wenn er die Höflichkeit der Herzlichkeit nachgesetzt hätte. Nun aber war es einmal so, und darum gab sie es ihm auf eine gute Art zu verstehen, sie hätte die Absicht, ganz Glanberg zu verpachten, soferne — da sehe man, ob nicht Weiberlist über Schlangenlist geht! — sofern sie zu dem Nutzen, den sie selbst erhalten könnte, im Stande wäre, zugleich auch einem Andern zu dienen."

„Nun?"

Bei diesen Worten kam ein wenig Leben in den Verwalter, und er meinte, er kenne einen Mann, von welchem er wüßte, daß er mit seinem jetzigen Platze nicht zufrieden wäre."

„Bist Du sicher, daß Du nicht unrichtig hörtest? sagte Herr Helmer wirklich so?“

„Ja, Fräulein, so gewiß ich ehrlich sein will, und er sagte noch mehr; er meinte, der Mann würde glücklich und dankbar sein, wenn er ein solches Anerbieten erhielte.“

„Also!“ dachte Edith, und ein verächtliches Lächeln kräuselte um ihre Lippen, „er versprach Dankbarkeit — ein recht lustiges Abenteuer!“

„Sie haben das Lustige noch gar nicht gehört, Fräulein, aber warten Sie ein wenig! ... „Ich nehme ihn bestimmt auf Ihr Wort, Herr Helmer,“ sagte sie, und war in diesem Augenblicke, wie es mir aussah, bereit, den Herrn Helmer selbst anzunehmen. „Wer ist es?“ — „Der Ehrenmann, Capitain Törnlund!“ antwortete er ebenso ruhig, wie der Schnee, welcher vom Himmel fällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob er jemand naß oder kalt macht!“

„Törnlund?“ rief das Fräulein mit einem ganz andern Lächeln aus, als vor einem Augenblicke auf ihren Lippen weilte.

„Gerade so rief sie auch, Fräulein, aber nicht mit Ihrem Tone, sondern accurat so, als wollte sie auf der Stelle umfallen. Ich fühlte es ordentlich in meiner Herzgrube, welche „Revolution“ in ihr vorging. Wenigstens dachte ich, sie würde ersticken, die arme kleine Frau, oder umsinken. Aber sie erholte sich und gab dem Verwalter einen Blick — Jesus, welch ein Blick! — der sagte so: Du scherzest wohl nur? Du hast gewiß nicht das Herz, mich so zu behandeln! Doch der Verwalter muß ohne Gewissen geboren sein, denn er sah ihr starr in das Gesicht, ohne nur zu blinzeln oder zu erröthen — ja, er schien die Kunst zu verstehen, ebenso unschuldig zu sein, wie das Kind, das in dieser Nacht geboren ist. Da behauptete denn der Stolz zuletzt sein Recht; denn sie stand auf und sagte ein paar Worte davon, daß es eine zu wichtige Sache wäre, um sie ohne Ueberlegung abzumachen; sie

wollte sich erst besinnen — und damit ging sie, und damit schlage ich einen Knoten in die Geschichte, denn nun ist sie zu Ende."

„Und meine Geduld auch — Du hast mich allzu lange aufgehalten, Mosje Primus!

„Warum haben Sie mich denn nicht weggeschickt, gnädiges Fräulein?" antwortete Primus schlau. Da er jedoch sah, daß er mit dem Fräulein seine Absicht erreicht hatte, so verbeugte er sich, lockte Murre zu sich und eilte im vollen Galopp davon.

Was Edith von dem kleinen Drama im Walde dachte, werden wir vielleicht späterhin erfahren.

Vierzehntes Kapitel.

Eine wichtige Neuigkeit.

„Aber, meine Freunde, wo seid Ihr so lange geblieben, wo habt Ihr Euch aufgehalten?" fragte die Hofräthin, indem sie aus ihren eigenen Zimmern in das tägliche Gesellschaftszimmer trat, woselbst sich jetzt so allmälig Alle versammelt hatten; nur Helmer war noch nicht von Glanberg zurückgekommen.

Alles bei der Hofräthin — von dem ungeduldigen Tone bis auf die kurzen, eilfertigen Bewegungen — deutete auf etwas Wichtiges.

„Meine Entschuldigung," antwortete Onkel Janne, „ist die, daß ich mich verschlafen habe; Primus, der Schelm, sollte mich wecken, aber er hat seine eigenen Angelegenheiten zu besorgen, und darum mußte ich für mich selbst sorgen."

„Und ich habe meine Kranken besucht," fiel Mamsell Octavie mit einem Ton gezwungener Aufrichtigkeit ein.

„Und ich," rief Olga, indem sie den Arm um dem Hals der

Mutter schlang, „ich habe ein altes Schauspiel, eine Komödie gelesen, die ich in der Polterkammer in einem Kasten fand."

Olga hatte, um ganz ungestört zu sein, wirklich in der sogenannten Polterkammer gesessen; doch das Schauspiel, welches keine Komödie, sondern im Gegentheil eine Tragödie mit den wildesten Effektscenen war, hatte sie nicht im Kasten, sondern in ihrem eigenen Köpfchen gefunden — und, sonderbar genug — auch in Olga's Stück war Glanberg der Schauplatz und ein Theil der Personen eben jene, die Primus in seinem Schauspiele gesehen hatte — und wahrscheinlich hatte auch Mamsell Octavie sich dieselben Figuren bei demjenigen Schauspiele gedacht, für welches sie sich die anspruchslose Rolle einer Lampenputzerin vorbehalten hatte.

„Und Du, liebe Edith?"

„Ich, liebe Mutter, habe im Grünen gelegen und geträumt; um aber nach Deinem Aussehen zu urtheilen, so erhalten wir jetzt ganz gewiß einen gemeinsamen Ausgangspunkt für unsere Gedanken!"

„Ganz gewiß, mein Engel, und ich läugne nicht, daß ich, die ich sonst, wie Ihr alle wißt, die Ruhe selbst bin, mich jetzt sogar ein wenig alterirt fühle."

„Mutter alterirt?"

„Hört! Ein Besuch, von welchem ich noch kein Wort gesagt habe" — die Hofräthin schickte hiebei dem Onkel Janne einen Blick zu, welcher nebst den Worten ihn an das Ende des Morgengespräches im Pavillon erinnerte — „trifft hier so unvermuthet ein, daß ich kaum weiß, wie wir es in der Eile so comfortabel und nett einrichten sollen, wie ich wünsche, daß er es auf Dagby finden möchte."

„Da es ein Herr ist," entgegnete Edith, „so brauchen wir ja nicht verlegen zu sein! Steht nicht jetzt der ganze Cavalierflügel bis auf das Zimmer des Verwalters leer?"

„O ja, das weiß ich wohl; doch mit dem Grafen ist es etwas ganz Eigenes. Ich habe meine Gründe, daß ich ihn nicht in ein

Local bringe, welches, da das Haus oft voller Fremden ist, kein sehr ruhiger oder angenehmer Zufluchtsort sein kann."

„Was für ein Graf, liebe Mutter?" fragte Olga neugierig.

„Graf Hermann von P., mein bestes Kind!"

„Der Name ist ja eine complette Neuigkeit," scherzte Edith; „der Graf kommt wie ein versiegeltes Weihnachtsgeschenk! Nur Schade, daß wir noch mitten im Sommer sind; er bleibt also mehrere Monate lang unerbrochen liegen!"

„Meine gute Edith!" sagte die Hofräthin in einem sanften und mütterlichen, dabei aber auch verweisenden Tone; „scherze womit Du willst, nur nicht hiemit; denn ich will Dir sagen — und ich hoffe, daß Niemand diese Nachricht übersieht — bei dem Gaste, welchen wir jetzt empfangen, ist eine ausgezeichnete Delicatesse erforderlich!"

„Ist diese erforderlich um des Titels willen, Frau Schwägerin?" fragte der Onkel Janne in einem Tone, der seiner eigenen Meinung nach eine gute Portion Salz enthielt; doch — das Salz des Onkels enthielt niemals Bitterkeit.

„O Schwager, Du solltest mich besser kennen! Nein, es gibt wirklich eine andere, eine sehr gültige Ursache. Genug, Graf Hermann muß nicht allein mit Artigkeit behandelt werden — die versteht sich von selbst bei Personen, welche eine gute Erziehung genossen haben — sondern vor allen Dingen mit einer wohlwollenden Sanftmuth und einer feinen Achtung. Ich bürge dafür, daß er es verdienen wird; sollte es sich jedoch so fügen, daß er bisweilen einige Nachsicht bedürfte, nun wohl, so bürge ich ebenfalls, daß Niemand ihm diese versagen wird, sobald Ihr ihn erst kennen gelernt habt."

„Ich ahne beinahe, Ihro Gnaden, daß Sie irgend einen Romanhelden erwarten."

„Beste Mamsell Octavie! Vielleicht könnte mein Held besser als mancher Andere eine solche Rolle übernehmen. Um aber nur bei demjenigen stehen zu bleiben, was hieher gehört, so will ich

sagen, daß er die Zimmer des seligen Vaters bewohnen soll, und daß ich es mit besonderem Vergnügen sehen werde, wenn diejenige unter Euch, die den besten Geschmack hat, die Anordnung übernimmt."

„Aber, gute Mutter," entgegnete Edith mit ahnender Verwunderung, „was soll dieser unbekannte Mensch bei uns? wann hast Du ihn kennen gelernt?"

„Das ist Alles sehr einfach, meine süße Edith! Ihr Alle kennt meine alte Freundschaft mit der Oberstin von Stein. Sie kann in diesem Sommer nicht hieher kommen, bittet mich aber, statt ihrer — oder richtiger: sie hat mich schon vor mehreren Wochen gebeten, die Gastfreundschaft, welche ihr bestimmt war, auf ihren Schwestersohn, den Grafen P., zu übertragen. Er soll ein sehr achtungswürdiger Mann sein; doch da sie selbst ihn erst in den letzten Monaten persönlich kennen gelernt hat, so hat sie auch nie von ihm geredet."

„Das ist aber denn doch sonderbar!" fiel Olga ein.

„Das kann ich gar nicht einsehen -- Verwandte, die wir nicht kennen, die wir, die uns nicht brauchen, sind uns gewöhnlich auch gleichgültig. Die Schwester der Oberstin war in Jemtland verheirathet und starb früh. Der Sohn, von dem jetzt die Rede ist, wurde dort erzogen, ist aber dann mehrere Jahre . . . mehrere Jahre im Ausland gewesen, und erst neulich zurückgekommen. Seine Gesundheit ist, glaube ich, etwas derangirt, und darum wünscht er, anstatt die großen Städte zu suchen, in einer gesunden, schönen und angenehmen Gegend auf dem Lande zu wohnen!"

Wenn es die Absicht der Hofräthin war, eine gewisse Sensation zu erregen, so erreichte sie diesen Zweck vollkommen, besonders da sie gleich darauf fortfuhr:

„Ja, ja, meine Herrschaften, Ihr müßt Euch ja nicht einbilden, daß mein Graf als ein armer „Pensionär" zu betrachten ist; er hat selbst bedeutende Landgüter in Jemtland; aber es gefällt ihm dort nicht, und darum hat er sie verpachtet."

„Und wann kommt denn der liebe Graf, Mutter?“ fragte Olga, die offenbar am meisten interessirt war.

„Morgen.“

„Ist er jung? ist er schön?“

„Ich glaube, er ist in den mittleren Jahren — einige und dreißig Jahre; vielleicht etwas darüber. Ueber sein Aeußeres weiß ich aber weiter nichts, als daß er nach der Aussage der Oberstin interessant aussieht.“

„Aber,“ sagte Edith mit einem fragenden Blick auf den Onkel Janne, der in Gedanken versunken zu sein schien und sich nicht weiter in das Gespräch mischte, „liebe Mutter! warum soll ein Fremdling das Recht erhalten, in Vaters Zimmer zu wohnen?“

„Liebe Edith! diese Sache zu beurtheilen und zu entscheiden, kommt mir allein zu. Späterhin wollen wir weiter darüber reden. Jetzt habe ich Alles gesagt, was ich für nothwendig erachte, und muß sogleich in Betreff der Anordnung der Zimmer meine Befehle ertheilen. Darf ich hernach auf einen Augenblick um Deine Gesellschaft in der Bibliothek bitten, Schwager?“

Was bei dieser zweiten geheimen Berathung zwischen dem Schwager und der Schwägerin vorfiel, braucht hier nicht angeführt zu werden; nur die letzteren, mit großem Nachdruck ausgesprochenen Worte des Onkels wollen wir mittheilen:

„Nicht in meinem, sondern im Namen des seligen Franz ersuche ich Dich, Aurora, wohl zu bedenken, was Du beginnst! Es gibt Dinge, bei denen unsere ganze menschliche Philosophie so unzulänglich ist, daß wir vor Verzweiflung vergehen würden, wenn wir uns nicht mit dem hellsten von allen Lichtern — mit dem Lichte des Glaubens — in aller Demuth einen Pfad suchten; doch dieses Licht ist nicht für Alle vorhanden, und die Irrlichter, welche sich bisweilen zeigen, können nie, nein, niemals das einzig

wahre Licht ersetzen. Ueberdies — vergiß meine Worte nicht! — überdies ruht auf Dir eine Verantwortlichkeit, die Dir schwer zu tragen werden dürfte, falls Dir Deine Pläne auf der einen Seite gelingen, auf der andern dagegen fehlschlagen."

„Aber, lieber Janne, es ist ja auch die Möglichkeit da, daß die Sache einen guten Ausgang nimmt, und da darf ich mich ja eines doppelt guten Erfolges freuen. Im schlimmsten Falle bleibt es beim Alten."

Fünfzehntes Kapitel.

Der Vorbote des Grafen.

Am folgenden Tage um die Mittagszeit, als eben Mamsell Octavie, welche die Güte gehabt hatte, der Hausmamsell an die Hand zu gehen, die letzte Hand an die faltenreichen Gardinen in den eigenen Zimmern des seligen Hofrathes gelegt hatte, kam ein schwerbepackter einspänniger Wagen an. Auf dem Vordersitze saß ein großer, bräunlicher Mann von ernstem und respektablem Aeußern, und mit Formen, welche, wenn man nach der Breite der Schultern und der Brust urtheilen wollte, athletisch genannt zu werden verdienten. Es war ein Mann von sichtbarlich großer physischer Stärke.

„Kann das der Graf sein?" fragte Edith, während Olga ganz ungenirt den Kopf zum Fenster hinaus streckte.

„Ich glaube nicht; ich weiß nicht bestimmt, aber es ist wohl nicht möglich, daß er so einfach reist; überdies sieht es aus, als wäre dieser Mann älter, als der Graf, nach der Angabe der Oberstin, sein kann. Herr Helmer!" (dieser war eben auf den Ruf zum Mittagessen eingetreten) „gehen Sie doch hinunter und empfangen Sie den Herrn, und wenn es der Graf sein sollte, so führen Sie ihn in seine Zimmer und erkundigen Sie sich, was er befiehlt!"

In diesen Worten: „erkundigen Sie sich, was er befiehlt," lag nicht die geringste beabsichtigte Beleidigung gegen Helmer — denn um die Wahrheit zu sagen: so vertraulich auch die Hofräthin ihren Bruksverwalter behandelte, so träumte es ihr niemals, daß nicht eine Person in seiner Stellung im Nothfalle zu jedem Platze tauglich sein könnte. Dennoch erröthete Helmer stark, da er hinausging, und Edith, welche neben dem Onkel Janne stand, flüsterte diesem in das Ohr:

„Nun? habe ich recht oder nicht? Es steht ja dem belvederischen Apollo vortrefflich an, Bedientengeschäfte zu verrichten und sich zu erkundigen, was die Gäste auf Dagby befehlen?"

„Würde es ihm besser angestanden haben, die Rolle einer verletzten Würde zu spielen? Ich meine, es kann ihm sehr wohl anstehen, die Gäste Deiner Mutter zu empfangen . . . doch sieh, da ist er schon wieder!"

„Nun, lieber Herr Helmer!" rief ihm die gnädige Frau entgegen.

„Es war der Kammerdiener des Grafen. Ich habe den Lundin hinuntergeschickt, um sich zu erkundigen, was er zu melden hat."

Bald kam Lundin — der eine von den in Livree gekleideten Tagedieben, welche die Hofräthin zum Staate unterhielt — mit dem Rapporte an, daß der Kammerdiener des Grafen, Herr Nilman, gemeldet hätte, sein Herr würde zwischen sechs und sieben Uhr eintreffen. Jetzt wünschte Nilman in die Zimmer zu kommen, welche für den Grafen bestimmt wären, um sie in diejenige Ordnung zu setzen, an welche der Graf gewöhnt wäre.

Nach dieser Botschaft vertheilten sich augenblicklich die leichten Wolken, welche während einiger Sekunden über die Stirn der gnädigen Frau geflogen waren. Und augenblicklich wurde der Befehl ertheilt, dem Kammerdiener des Grafen ein Mittagessen zu geben, und für ihn zwei Treppen hoch ein Zimmer in Ordnung zu bringen. Herr Nilman zeigte indessen an, er pflege immer in

dem Vorzimmer seines Herrn zu schlafen, erklärte aber auch seine gnädige Zufriedenheit über das eigene Zimmer, wo er rauchen und ein wenig ruhen könnte, wenn sein Herr ihn nicht gebrauchte.

Bei Tische wurden keine Anmerkungen gemacht, obgleich ein Jeder an den erwarteten Gast dachte, und erst als man aufstehen wollte, sagte die Hofräthin mit verbindlicher Artigkeit zu Helmer:

„Es würde höchst angenehm sein, wenn Sie heute Abend hier sein und unsern Reisenden empfangen wollten!"

Schnell wie der Blitz fiel Edith's Auge auf Helmer.

Um seine Lippen spielte ein leichtes Lächeln, als hätte er verstanden, was sie meinte; doch antwortete er augenblicklich mit ungekünstelter Artigkeit: „Recht gerne, wenn Ihro Gnaden befehlen!" . . . .

In dem Zimmer des Grafen zeigte sich inzwischen der gentlemanähnliche Herr Nilman wie der Geist des seligen Hohenstaufen — überall und nirgends — denn bald war er hier, bald dort, und mit einer feenhaften Geschwindigkeit geschahen die verschiedenen Anordnungen.

Das Erste war, daß er mit tausend Entschuldigungen wegen seiner Freiheit die weißen Gardinen herabnahm, welche Mamsell Octavie mit so ausgezeichnetem Künstlertalente aufgemacht hatte.

Der Graf hatte unglücklicherweise einige kleine Eigenheiten, und zu diesen gehörte auch, daß er in keinem Zimmer mit weißen Gardinen schlafen konnte.

Statt derselben, nachdem das Zimmer noch einmal gelüftet worden war, wurde das ganze Fenster mit einem grünen chinesischen Wurzelgewebe, das Nilman mitgebracht hatte, überspannt; dieses bildete zu gleicher Zeit die Jalousie und die Gardine, ließ aber auch kein Oeffnen des Fensters zu, ohne das ganze Gewebe hinwegzunehmen, was nur geschah, wenn der Graf nicht zugegen

war; denn eine zweite Eigenheit war, daß er einen panischen Schrecken vor jedem Luftzuge hatte.

Zufolge dieses Umstandes wurde wahrscheinlich auch der Ofen sorgfältig zugemacht und hierauf die Zimmer mit einigen ausgezeichnet feinen Essenzen geräuchert. Die Blumen wurden hinausgebracht, denn der Graf duldete sie nicht im Zimmer, und dagegen die doppelte Anzahl von Lichtern, welche die Hofräthin befohlen hatte, hereingeschafft. Bettstelle und Betten wurden weggenommen und statt dessen auf einem Ruhesopha, der mehrere Ellen von der Wand abgezogen wurde, eine Art von improvisirtem Lager eingerichtet. Von dieser Schlafstätte, auf der Seite nach dem Zimmer zu, wurden vier und auf der andern Seite zwei Kissen, die Nilman ebenfalls mitgebracht hatte, auf den Fußboden gelegt.

Summa: sechs kleine Betten außer dem des Grafen.

Endlich wurde an jede Seite des Kopfkissens ein Tisch hingesetzt; auf den einen wurden Bücher und Schreibmaterialien gelegt und der andere mit einer großen Masse von größern und kleinern Schachteln angefüllt, in denen die neugierige Olga — welche während einer von Nilman's Hohenstaufen-Wanderungen in sein eigenes Zimmer eine solche in das Zimmer seines Herrn machte — mehrere Arten von kleinen gemalten Elfenbeinstücken fand, welche zusammengesetzt wahrscheinlich ganze Figuren bildeten, und man schloß aus ihrem Platze neben dem Bette auf ihre Bestimmung, daß sie nemlich nebst den Büchern in schlaflosen Nächten die Zeit verkürzen sollten.

Natürlich war die ganze Familie erstaunt über alle diese Anstalten für die Bequemlichkeit einer einzigen Person, und Niemand mehr interessirt, als Edith, welche mit Allem sympathisirte, was auf Laune und Eigenheiten hindeutete; die Hofräthin aber wiederholte beständig, sie hoffte, alle ihre Hausgenossen würden so viel Takt haben, daß sie gar keine Verwunderung zeigten: jeder Mensch hätte ja seine Lebensgewohnheiten, und es ziemte den Wirthsleuten von Allen am wenigsten, den Geschmack eines Gastes zu tadeln.

„Sind Sie ebenfalls neugierig, Fräulein Edith?“ fragte Helmer, welcher trotz der zurückweisenden Kälte des Fräuleins sich dennoch bisweilen die Freiheit nahm, sie anzureden.

„Ja, das gestehe ich. Und es kann wohl auch Nichts natürlicher sein, da wir Frauenzimmer, mit Ausnahme des Onkels Janne, hier gar keine männliche Gesellschaft haben.“

„Erweisest Du denn dem Herrn Helmer die Artigkeit, ihn mit unter „uns Frauenzimmer“ zu zählen?“ fragte die Hofräthin lächelnd, um Edith's Unhöflichkeit in Scherz zu verwandeln.

„Herr Helmer? — ach, ich beging den Fehler, ihn gar nicht mitzurechnen!“

„Das war ein ganz unschuldiges Versehen,“ entgegnete Helmer, „besonders wenn man die kleine Gewohnheit des Fräuleins, Alles zu sagen, was auf die Lippen kommt, in Betracht zieht. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht die Absicht hatten, mich zu beleidigen.“

Bei diesen Worten, die ohne allen Verdruß, aber nicht ganz ohne einen feinen Spott gesagt wurden, richteten sich alle Augen mit mehr oder weniger Schadenfreude auf Edith, welche hocherröthend auf den vermessenen Verwalter einen Blick schleuderte, ehe sie erwiederte:

„Da Herr Helmer selbst meine Vertheidigung übernimmt, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu gestehen, daß das Versehen ein absichtliches war. Da aber Herr Helmer meine kleine Gewohnheit, Alles zu sagen, was mir auf die Lippe kommt, eingesehen und erkannt hat, so wird er gewiß ebenso bereitwillig sein, mich zu entschuldigen, wenn ich offen erkläre, daß es nicht mein Fehler ist, wenn er mir Antipathie einflößt, und daß diese keineswegs durch den vertraulichen Ton der Gleichheit, welchen er anzunehmen für gut findet, gemildert wird!“

„Edith! Du vergissest Dich! Du machst, daß wir Alle über Dich erröhen müssen!“ fiel die Hofräthin mit einem strengen und verdrießlichen Blicke ein.

Onkel Janne trommelte einen Marsch auf der Fensterscheibe, während Olga und ihre Lehrerin Blicke wechselten, welche auf ein geheimes Entzücken deuteten; denn ohne Zweifel mußten sie jetzt wohl einmal sehen, daß Helmer böse wurde.

Aber obgleich ein augenblickliches Erbleichen über die männliche Röthe auf Helmer's Wange fuhr, so verließ ihn dennoch seine Kaltblütigkeit nicht, welche Edith vielleicht gerade darum am meisten reizte, weil sie sich selbst so wenig beherrschen konnte.

„Fräulein Edith!" sagte er, indem er ein Knäuel, welches Edith hatte fallen lassen, aufhob und ihr mit einer leichten Verbeugung zurückgab, „Sie sind wirklich artiger, als es im ersten Augenblicke aussehen möchte, da Sie sich auf diese Weise für die Erziehung eines so unbedeutenden Menschen interessiren. Ich hege nur den *einen* Wunsch, daß ich nicht allzu hochmüthig werden möge; denn wenige Auszeichnungen von Seiten einer Dame lassen sich vergleichen mit der, wenn man selbst hört, daß man ihre Antipathie ist!"

Mit diesem, wie Edith in ihrem Sinne es nannte, ebenso scharfen als schamlosen Sarkasmus, blieb der Sieg in Helmer's Händen.

Er hatte vermocht, was noch keinem Manne gelungen war, nämlich Edith, wenn auch nicht zu demüthigen, so doch wenigstens zum Schweigen zu bringen.

Aber kein triumphirendes Lächeln, das einen Mangel an Erziehung verrathen haben würde, flog über Helmer's Lippen. Als wäre gar nichts vorgefallen, wendete er sich an Mamsell Octavie mit einer Frage über ihre Meinung von dem Buche, in welchem sie eben las.

Es war Bulwer's eben erschienener Roman Devereux, welcher offen vor ihr lag.

„Er ist immer meine Morgenröthe, der geniale Bulwer," antwortete Mamsell Octavie, deren Wangen ebenfalls eine Morgenröthe erhielten, da Helmer sie anredete — „um jedoch meine

besondere Meinung über dieses Geistesprodukt zu sagen, so ist vielleicht ein wenig zu viel Philosophie darin."

„Das ist vielleicht eine etwas abgenutzte Meinung über die Arbeiten dieses Verfassers im Allgemeinen; von denjenigen aber, die ihn unter dem Sinnbilde der Morgenröthe anbeten, sollte man wohl ein individuelleres Urtheil vermuthen."

Ehe Mamsell Octavie diese Phrase fertig gedrechselt hatte, welche Helmer beweisen sollte, daß sie auch wohl im Stande war, ein solches Urtheil abzugeben, vernahm man das Gerassel eines Wagens — wahrscheinlich kam also der Graf — und Helmer, ohne den Wink der Hofräthin zu erwarten, eilte sogleich hinunter.

„So, meine Du!" flüsterte Onkel Janne der noch verstummten Edith zu, „ist er wohl noch zu einem Sklaven geboren? Aber Du bist ein eigensinniges Kind! das ist Alles der Fehler derjenigen, welche nicht das Unkraut ausrissen, da es noch feine Wurzeln hatte!"

„Du glaubst doch wohl nicht, Onkel, daß ich schwieg, weil ich mich besiegt fühlte?"

„Hm, hm — etwas dergleichen."

„O, Onkel, das ist unartig! Aber Du verstandest nicht alle Kühnheit, die in seinen Worten lag — daß er es wagte, einer Dame dergleichen zu sagen!"

„Beweist, daß er Kopf hat."

„Kopf? Mein Papagei hat auch Kopf, was er aber schwatzt, das hat nichts zu schaffen mit den kleinen Organen, die dort sind. Er weiß selbst nicht, was er plaudert, plaudert aber dennoch."

„Jetzt widersprichst Du Dir selbst. Eine blöde Niedergeschlagenheit, welche bewiesen hätte, daß er aus dem Concept gekommen wäre, oder eine Stichelei, die gezeigt hätte, daß er sich beleidigt fühlte, würde ihn in Deiner Meinung herabgesetzt haben. Jetzt warf er mit einem kühnen Manöver das ganze Spiel um und zeigte dadurch, daß Du in der That nicht im Stande warst, ihn herabzusetzen. Selbstbeherrschung ist keinem Papagei gegeben."

„Ich gehe ein auf Alles, was Du willst, Onkel, wenn ich nur nicht länger über diese unbedeutende Person Worte zu verschwenden brauche!" . . . .

Kaum einige Augenblicke hatte Helmer auf der Hausflur gestanden, während welcher jedoch ein ganz anderer Ausdruck, als noch vor einem Augenblicke auf seinem Antlitze ruhte und ein paar gedankenvolle Falten auf die hohe Stirne legte, als ein kleines, wohlverschlossenes Haus vor die Treppe rollte.

Nilman, der gnädige Kammerdiener, jetzt umgekleidet und ausgezeichnet stattlich in seinem olivenfarbigen Frack, eilte sogleich an die Wagenthür. Doch Helmer, welcher darauf wartete, den Grafen zu bewillkommnen, mußte sich so lange in Geduld fassen, bis sechs kleine Hunde, alle tigerfarben und von der schönsten Race, herunter gelassen waren.

Sechzehntes Kapitel.

Graf Hermann.

„Olga hat die Güte, ihren Kopf nicht zum Fenster hinauszustrecken!" warnte Mamsell Octavie in dem allerschärfsten Gouvernantentone.

„Ich strecke ja auch den Kopf nicht zum Fenster hinaus, sondern halte nur das Auge an eine kleine Oeffnung zwischen den Blumentöpfen. Ach, welche süße, entzückende Hunde er hat! eins, zwei, drei, vier fünf, sechs — aha, sie sollen also auf den kleinen Kissen liegen! . . . Jetzt tritt Nilman — ja, das ist mir ein Kammerdiener, Lundin wagt nicht anders, als Herr zu ihm zu sagen! — einen Schritt zurück, und Herr Helmer einen Schritt vor . . . Rufe nicht, liebe Mutter! warte nur einen Augenblick, und ich will Seine Gnaden vom Kopf bis auf die Füße beschreiben!"

„So mach schnell!" ermahnte Edith.

„Ja, der Henker auch; wer das wohl könnte! War ich nicht auch sehr dumm, als ich mir einbildete, ein Romanheld könnte ohne Mantel sein? Doch, Mutter, Edith, Mamsell Octavie, so kommt doch und seht, welch ein Aerger und Verdruß! er sieht ja gerade so aus, wie ein anderer Mensch — aus unserm Roman wird nichts! Der Mantel ist Alles, und jetzt zieht noch oben darein Nilman damit ab; und hier zeigt sich eine in Holz geschnittene und mit Kupfer beschlagene Figur mit einem Gesichte, worauf ich — wenn ich es betrachte — eine ganze Begräbnißceremonie tätowirt sehe. Nun, nun, davon wollen wir schweigen; ich fürchte sehr stark, daß der Herr Graf selbst begraben gewesen ist! Doch, mein Gott! ich glaube, er bildet sich ein, daß er in einem Museum steht und Herrn Helmer als ein Kunstwerk betrachtet! Nein, jetzt beginnt er zu reden und sich zu bewegen! Und Herr Helmer verbeugt sich und macht Umstände und segelt mit Seiner gräflichen Gnaden die Treppe herauf — und hiemit fällt der Vorhang nach dem ersten Tableau!"

„Mein Täubchen! Du setzest mich in Erstaunen mit Deiner Lebhaftigkeit!" sagte die Hofräthin, indem sie ihrem Liebling mit dem Finger drohte; — „aber das war fast zu stark — Mamsell Octavie hat gewiß für Deine Unart einen kleinen Verweis in Bereitschaft!"

„Unart, Mutter?"

„Ja, was Du sagtest über den Grafen? — st! . . . er befindet sich vielleicht nicht wohl!"

„Er sah gar nicht krank aus, liebe Mutter! Das habe ich nicht gesagt."

„Aber Du sagtest, er sähe aus, als wäre er begraben gewesen!"

„Ja, da kann ich nicht helfen — so ungefähr sieht er aus!"

Etwa eine halbe Stunde nach der Präsentation durch das Fenster zeigte sich der Graf in dem Salon seiner Wirthin.

Er war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, von einer schlanken, aber etwas gebückten Körperbildung und mit einem Aeußern, welches nur Diejenigen frappirte, die ihn näher betrachteten.

Bei einer solchen Musterung aber konnte Niemand umhin, durch den irrenden und melancholischen Blick seiner großen grauen Augen sich gerührt oder richtiger aufgeregt zu fühlen. Auf seiner breiten Stirn, die kaum von dünnen braunen Haaren beschattet war, zwischen welche sich hie und da schon ein Silberhaar eingedrängt hatte, ruhte das Gepräge des Gedankens und der Nachtwache, während seine fein gebogene Adlernase, dünne, ein wenig nach oben gezogene Lippen und eine steife Haltung ihm das Aussehen kalter Vornehmheit gaben.

Olga, welche ein ziemlich scharfes Auge hatte, sah in dem Gesichte des Grafen eine ganze Begräbnißceremonie. Aber es gab Leute, die darin den Wiederschein von etwas noch weit Schrecklicherem gewahrten. Das Gewisse ist, daß die Züge des Grafen gleichsam ein Register über eine Menge von mit Kreuzen bezeichneten Tagen bildeten.

Als er eintrat und sich mit einer gewissen genirten Bewegung vor den Damen verbeugte, war das Alles noch nicht zu bemerken gewesen und das allgemeine Urtheil fiel daher gegen ihn aus.

Edith sagte zu sich selbst:

„So etwas Besonderes ist an dem Manne eben nicht.“

Doch bei dem ersten, einfachen Worte an die Hofräthin, auf welche er jetzt seine Augen heftete, in denen ein flackerndes Licht bald leuchtete und bald verschwand, dachten sowohl Edith als auch die Uebrigen, daß doch wohl etwas Besonderes an ihm sein müßte, denn die Stimme, der Blick, die Worte, ja sogar die Geberde, welche jetzt ihre Steifheit ablegte, enthielten jene Beredtsamkeit, welche zum Herzen spricht.

„Ich danke Ihro Gnaden," sagte er, „daß Sie Ihr Haus einem armen kranken Fremdling öffnen wollen! Meine gute Tante versicherte mich, daß ich mich hier zu Hause fühlen werde, und ich habe das Bedürfniß, dieser Prophezeiung zu glauben."

„Mein bester Herr Graf!" entgegnete die Hofräthin mit einem Tone, der bei ihr äußerst selten war — es war nämlich kein Ton formeller Artigkeit, sondern der vollsten, einfachsten Herzlichkeit — „mein bester Herr Graf! seien Sie tausend Mal willkommen auf Dagby! Von diesem Augenblick sehen wir unseren theuren Gast als ein Mitglied der Familie an . . . Dies ist meine älteste Tochter . . . Dies ist meine jüngste! Ferner haben wir hier Olga's Gouvernante und unsere gemeinschaftliche angenehme Gesellschafterin, Mamsell Horner. Demnächst meinen guten Schwager; er ist der Onkel der ganzen Welt und bald, das weiß ich ganz gewiß, ein guter Freund des Herrn Grafen. Und endlich ist hier mein Verwalter, Herr Helmer, ebenfalls einer der Unserigen. Wir leben ganz patriarchalisch, wie Sie bald sehen werden — und nun haben Sie die Güte, hier auf dem Sopha neben mir Platz zu nehmen, und mich etwas Neues von unserer guten Frau Oberstin hören zu lassen."

„Das ging ja wie ein Tanz!" dachte Edith und konnte nicht unterlassen, das Talent ihrer Mutter zu bewundern, den Grafen so ohne alle Umstände in die Familie einzuführen. Warum er aber als ein armer Kranker betrachtet wurde, und warum er sich selbst für einen solchen hielt, das vermochte sie gar nicht zu ergründen.

Sie forschte sorgfältig darüber nach; doch mit Ausnahme der kupferfarbigen Haut waren keine Spuren eines körperlichen Leidens zu bemerken — was dagegen die Krankheit der Seele betraf, so konnte man in dieser Hinsicht nicht leicht fehlgreifen, obgleich auch sie weit tiefer in den Hintergrund gedrängt war, als die Außenseite zeigte.

Nachdem der Graf, wenn auch in der gedrängtesten Kürze,

mitgetheilt hatte, was die Hofräthin zu wissen wünschte, stand er auf indem er lächelnd äußerte, er wollte sich jetzt auch „mit den Gegenständen der Zimmer vertraut machen.“

Er machte den Anfang mit den Blumen im Fenster, wobei er gleichsam zufällig die für den Luftwechsel geöffnete Scheibe zumachte. Nachdem dieses gelungen war, ging er leise und sichtbarlich schon ermüdet durch die übrigen Zimmer und erklärte, daß sie „ein angenehmes und sehr wohnliches Aussehen“ hätten, blieb jedoch erst in der Gemäldegallerie stehen, wo er in dem Gespräche mit dem Onkel Janne — zu welchem er sich am meisten hingezogen fühlte – sich als einen Liebhaber und Kenner der schönen Kunst documentirte. Nach einer feinen Wendung, wozu ein seiner Meinung nach nicht günstig placirtes Seestück Anlaß gab, bat er um die Erlaubniß, die Sammlung der Hofräthin mit einem Gemälde von einigem Werthe, welches er mitgebracht hätte, vermehren zu dürfen.

Während er redete, fiel jedoch sein Blick oft auf Helmer. Und da die Hofräthin ihm scherzend zuflüsterte, man merke wohl, daß der Herr Graf mit den Damen in Betreff des Aussehens dieses jungen Mannes einerlei Geschmack hätte, antwortete er ganz kurz:

„Er soll mein David werden!“

Man erfuhr späterhin, daß der Graf ein geschickter Maler war und in diesem Augenblicke an einem Gemälde arbeitete, welches Saul in den Stunden seiner Anfechtungen vorstellte. Die Wildheit, der Schrecken, das unaussprechliche und verzehrende Leiden in seinem düstern Antlitz war so meisterhaft ausgeführt, daß man wohl glauben konnte, das Bild sei aus dem eigenen Innern des Malers entsprungen. Aber noch fehlte ein David, — ein David, in dessen Wesen nicht allein, was die Schrift verkündigt – „schöne Augen und schöne Gestalt“ — läge, sondern auf dessen jugendlicher Stirn auch jene ruhige Hoheit, jener reine und kräftige Ernst ruhte, der den künftigen Herrscher verkündigt,

und der endlich jenen mächtigen Zauber besäße, der nebst den Tönen des Harfenspieles die grausamen Plagen Saul's in Ruhe wiegt.

Mit Edith tauschte der Graf an diesem Abende nur ein paar Worte aus; doch betrachtete er sie mehrmals verstohlen, und einmal lächelte er sie auf eine Weise an, daß sie unfreiwillig dieses Lächeln erwiederte, so einladend, so seelenwarm, so ansteckend war dasselbe.

Etwa eine Stunde blieb der Graf in dem neuen Kreise. Da gestand er aufrichtig seine Müdigkeit und bat um Entschuldigung, daß er nicht bis zum Soupé bleiben könne. Und die Hofräthin, welche nicht eigensinnig sein wollte, begleitete ihn selbst bis an die äußerste Thür, woselbst Nilman bei der Hand war, um seinem Herrn aufzuwarten.

„Nun, Schwager?" sagte die Hofräthin zu dem Onkel Janne, der den Grafen ebenfalls hinausbegleitet hatte und mit der tiefsten Verbeugung, die er jemals gemacht hatte, von ihm geschieden war, „was sagst Du von meinem Gaste?"

„Ich sage: Friede sei mit ihm! möge sein Ausgang aus diesem Hause sein, wie sein Eingang!"

„Du warst so artig gegen ihn, Onkel, daß ich meinem Erstaunen beinahe Luft gemacht hätte," sagte Olga, indem sie zu dem Alten hintrippelte und ihren Arm vertraulich unter den seinigen steckte — „ich glaube, Du hast Dich kaum so tief vor dem König gebückt!"

„Meine Du! es gibt eine Majestät, die größere Ehrfurcht weckt, als die der Krone!"

„Ist es möglich, Onkel — welche kann das sein?"

„Die Majestät des Unglücks!"

„Auf jeden Fall," fiel die Hofräthin ein, „meine ich, daß das Seestück vortrefflich hängt. Ich weiß nicht, wo es besser hängen könnte?"

„Wenn Ihro Gnaden erlauben," sagte Helmer, welcher, da kein Anderer antwortete, den letzten Theil ihrer Rede aufnahm,

„so will ich morgen einen andern Platz suchen. Der Graf hat wirklich Recht."

„Onkel Janne hat die Gallerie geordnet!" wendete Edith mit ihrem gewöhnlichen Stolze ein.

„Das hindert gar nicht, daß nicht ein Fehlgriff begangen sein kann, meine Du! Und ich meines Theils danke Herrn Helmer, wenn er zeigt, daß er einen bessern Blick hat!" . . . .

Am folgenden Morgen, da Edith herabkam, galt ihr erster Besuch der Gallerie. Das Gemälde hing jetzt an einem andern Orte und zeigte sich jetzt in der rechten Beleuchtung bei weitem schöner. Lange weilte Edith vor demselben in tiefen Gedanken. Als sie sich umwendete, stand Helmer in der Thür der Gallerie. Edith sagte kein Wort, als sie vorbei ging, aber sie biß sich auf die Lippen, als ärgerte sie sich, daß er sogar in einer solchen Kleinigkeit einen Blick zu haben wagen konnte.

Siebenzehntes Kapitel.

Eine Verlegenheit und eine Entschuldigung.

Wir übergehen eine Woche nach der Ankunft des Grafen Hermann.

Während dieser Zeit hatte man bei dem neuen Gaste nicht mehr als drei Eigenheiten wahrnehmen können.

Die erste war, daß er die Luft scheute und sehr unglücklich aussah, wenn ihn Jemand zu einem Spaziergange verleiten wollte.

Die zweite, daß er sich an einem Orte unmöglich länger als einige Minuten aufhalten konnte, wenn er nicht eine mechanische Beschäftigung hatte, eine Eigenheit, welche die Damen, und unter diesen ganz besonders Mamsell Octavie, in Verzweiflung

brachte; denn er fragte nichts darnach, ihre Seide zu verwirren, ihre eleganten Muster zwischen den Fingern zu zerreiben, oder was noch ärger war, dieselben mit den abscheulichsten Gesichtern vollzuzeichnen, weßhalb Mamsell Octavie sich auch durch die Erklärung rächte, daß der Graf die „personificirte Schwindsucht" sei.

Die dritte Eigenheit bestand darin, daß er Alle, und vor Allen sich selbst, mit dem Auslegen seiner bizarren Elfenbeinstücke unterhalten wollte, so wie mit der Belehrung, wie alle diese unzähligen einzelnen Stücke zuletzt anwuchsen und sich zu einem schönen Ganzen vereinigten.

In dieses Vergnügen konnte er sich mehrere Stunden lang so ausschließlich vertiefen, daß er es ganz vergaß, wie diejenigen Personen, deren Aufmerksamkeit er zu Anfang seiner Arbeit zu fesseln gesucht hatte, ihn nach und nach verließen und ein wenig über ihn und über seine Figuren gähnten.

Wer jedoch eine nicht zu verkennende Geduld zeigte, das war Onkel Janne, den der Graf auch bald so schätzte, daß er ihn zu sich in sein Zimmer einlud.

Onkel Janne war jedoch nichts weniger als belustigt, wenn er den ganzen Nachmittag festgenagelt sitzen mußte, um über eine Sache nachzudenken, welche seine bewegliche Seele so bald ermüdete; denn diese befand sich am besten draußen in der freien Natur und beschäftigte sich am liebsten mit denjenigen Gegenständen, welche ihm dort begegneten; da der alte Mann jedoch so seelengut war, so hätte er es unmöglich über das Herz bringen können, einen Ausdruck des Schmerzes auf dem Gesichte des Grafen hervorzurufen, geschweige denn ihn durch ein schlecht verhehltes Gähnen zu beleidigen. Der feinfühlende Onkel Janne!

Wir müssen aber auch gestehen, daß an den Abenden oft in den Zimmern des Grafen Gegenstände des Gespräches vorkamen, welche die ungetheilte Aufmerksamkeit des Onkels auf sich zogen.

Oft leitete nämlich Graf Hermann das Gespräch auf die Lehren Swedenborg's, Jung's und anderer Denker, über den Zu-

sammenhang zwischen der Sinnen- und der Geisterwelt, oder auf andere gleichartige Gegenstände. Er entwickelte hiebei eine solche Belesenheit in den metaphysischen Werken, und seine Worte zeugten von einem so tiefen Studium dieser für die Forschung der Menschenseele so dunklen Gegenstände, daß Onkel Janne erschrak — er, dessen Forschungen über diese Gegenstände immer bei und in dem Satze geendigt hatten: „Je näher der Natur, um so näher Gott.“ Zu seiner großen Verwunderung und Freude entdeckte jedoch Onkel Janne in diesem Chaos von verwickelten Vernunftgründen und Schlüssen bisweilen einen klaren, freundlichen und rein christlichen Gedanken, welcher mit seiner eigenen einfachen und von allen Spitzfindigkeiten freien Seele in Einklang stand.

An einem Nachmittage — da Olga mit ihrer Gouvernante auf Glanberg einen Besuch abstattete, der Graf noch in seinem Zimmer war, und Onkel Janne um des lieben Bretspieles und des respectabeln Bieres willen auf den Pfarrhof spaziert war — saßen die Hofräthin und Edith allein im Saale.

Bis jetzt hatte die gnädige Frau die Rede noch nie auf den Gast gebracht; jetzt aber, da die Gelegenheit so passend zu sein schien, sagte sie in leichtem Tone:

„Liebe Edith! ist er nicht ein interessanter und gebildeter Mann, unser Graf?“

„Gebildet? — o ja, wenigstens fragmentarisch.“

Das Gesicht der Hofräthin verfinsterte sich.

„Und interessant ist er in so fern, als er nicht so abgenutzt aussieht, wie Andere.“

„Das ist gleich ein größeres Lob, als ich jemals aus Deinem Munde gehört habe.“

Edith schwieg.

„Gibt er Dir nicht einen vortrefflichen Begriff von dem Bilde des Hamlet?

„Nein, er gibt mir nur die Vorstellung von einem gezähmten Hausthier, mit welchem es gleichwohl gefährlich sein dürfte, wenn man mit demselben spielen wollte."

„O, Edith, Du bist allzu schonungslos in Deinen Ausdrücken!"

„Du wolltest ja wohl wissen, liebe Mutter, welchen Eindruck er auf mich gemacht hat?"

„Und dieser gefällt mir gar nicht. Der Graf trägt in seinem Innern ein großes Unglück, das Du späterhin erfahren wirst. Du mußt zärtlich, nachsichtig gegen ihn sein. Mir kommen die Thränen in die Augen, wenn ich sehe, mit welchem Blicke er Dich bisweilen betrachtet. Er scheint Dich zu bitten, daß Du ihn verstehen sollst."

„Thut er das?"

„Thut er das?" wiederholte die Hofräthin beinahe verdrießlich.

„Ja, ich habe es noch niemals bemerkt."

„Und warum nicht? — weil Du seit dem Abende seiner Ankunft so still und zerstreut gewesen bist, daß ich mich wirklich betrübt habe."

„Liebe Mutter!"

„Olga gibt sich wirklich weit mehr Mühe, ihn zu unterhalten, als Du."

„O, er unterhält sich ja selbst sehr gut."

„Ja, Gott sei gelobt, er hat seinen eigenen kleinen Zeitvertreib! Was wollen wir aber von Helmer sagen?"

„Von Helmer?"

„Ja, ist es nicht sonderbar, daß er sich hier oben beinahe gar nicht sehen läßt?"

„Ist er denn jetzt seltener hier, als sonst?"

„Liebe Edith, ich glaube wirklich, Du machst Dich durch diese Frage einer kleinen Ziererei schuldig. Es kann unmöglich Deiner Aufmerksamkeit entgangen sein, daß er seit längerer Zeit nur bei Tische hier gewesen ist.

„Nun was denn weiter?"

„Ich sage aufrichtig, dieser Mann steht meiner Oekonomie mit einer solchen Tüchtigkeit vor, daß ich die größte Achtung gegen ihn hegen muß, und ich würde es höchst ungerne sehen, wenn er Grund zur Unzufriedenheit hätte."

„Hast Du Grund zu der Vermuthung, liebe Mutter, daß Jemand von den Arbeitern oder Köthnern sich schlecht aufgeführt hat?"

„Fi, Edith!"

Edith sah ihre Mutter an . . . das glücklichste Bild des Erstaunens.

„Du vergissest es immer, daß dieser Mann nicht als ein bloßer Diener betrachtet werden darf. Du siehst ja, daß er ein Mann von Erziehung ist, daß alle unsere Nachbarn durch ihre Artigkeit gegen ihn die Art und Weise billigen, wie ich ihn bei uns aufgenommen habe. Warum willst Du allein diesen einfältigen und dummen Hochmuth zeigen, der in unseren Tagen nur in einem niedrigeren Kreise zu finden ist? Ich bin nicht im Stande, diesen Mangel an Takt zu begreifen."

„Aber wie gehört das hieher?"

„Insofern, als Du — wie Du sehr gut weißt — und nicht die Arbeiter und Köthner, ihn mit seiner Stellung bei uns unzufrieden gemacht hast."

„Liebe Mutter!"

„Und Du stellst Dich selbst zu hoch, und ihn zu niedrig, wenn Du glaubst, daß er nicht einmal das Recht haben soll, sich durch Deine Unarten beleidigt zu fühlen."

„Das ist ein Recht, um welches ich ihn gewiß nicht beneide."

Schritte im Vorzimmer unterbrachen das Gespräch.

Die Hofräthin dachte mit einem Male daran, daß sie Briefe zu schreiben hatte — und als sie sich eben durch eine Thüre entfernte, trat durch die andere der Graf mit jenem stillen und träumenden Gang, der ihm so eigenthümlich war, in den Saal.

Nach einem leichten Gruße und einigem Bedenken, nahm er neben Edith auf dem Sopha Platz.

Ohne ein Wort zu sagen, zog er einen Nähtisch zu sich und begann langsam, aber mit großer Behendigkeit, ein Bund Sandperlen aufzulösen, und diese lagen, ehe Edith, die selbst ein wenig zerstreut war, um Schonung gebeten hatte, durch einander gerührt auf einem kleinen krystallenen Teller, welcher recht eigentlich zu diesem Zwecke da zu stehen schien.

„O, Herr Graf, Sie machen mir ja eine unendliche Mühe!" sagte Edith in einem Tone, der von Aerger nicht ganz frei war; „wie soll ich nun jede Art wieder zusammen suchen?"

„Verzeihen Sie, Fräulein! Ich will sie hernach wieder trennen."

„Ja, das ist keine leichte Arbeit!"

„Ist es nicht lustig, zu sehen, wie munter, frei und selbstständig sie durch einander rollen? Denken Sie, wie langweilig muß es nicht für die armen Dinger gewesen sein, immer still und auf Fäden gereiht da zu liegen!"

„Warum wollten wir sie bedauern, da sie es nicht schlimmer haben, als wir selbst?" scherzte Edith. In dem Scherze lag jedoch eine kalte Bitterkeit nur schlecht versteckt.

„Wir selbst?" wiederholte der Graf.

„Ja, leiden wir nicht auch Alle von dieser Vermengung, und sind wir nicht sämmtlich auf die Fäden der Formen gereiht, so daß wir uns nur mit Mühe bewegen können?"

„Wenn wir die Sache von dieser Seite betrachten, so ist es dennoch besser, eng zu wohnen in dem Gebiete der Formen, als geräumig außer demselben. Sie würden sich, Fräulein Edith, nicht glücklicher in dem großen leeren Raume fühlen, wo man in Gefahr kommt, sich selbst zu verlieren."

„Und noch vor einem Augenblick," antwortete Edith spottend, „priesen Sie die Freiheit der Perlen?"

„Ihre Freiheit ist begrenzt, sie tanzen nicht außer dem Teller."

„O, für eine solche Freiheit gebe ich nicht viel ... Doch sieh,

jetzt emancipiren sie sich selbst und schweifen hinaus in das Unendliche!" sagte Edith herzlich lachend, als der Graf in diesem Augenblick den Teller fallen ließ und alle Perlen über den Saal dahin rollten.

Als jedoch Edith jetzt einen Blick auf den Grafen warf, so war sie kaum im Stande, einen Ausruf der Bestürzung zurückzuhalten, so verändert war sein Gesicht.

Der Graf war so bleich geworden, daß es aussah, als ob jeder Blutstropfen von ihm gewichen wäre; und indem ein Zittern seine Glieder noch in Erschütterung setzte, drückte sein Gesicht ein so tiefes und schreckliches Leiden aus, daß Edith mit unendlichem Interesse und mit der wärmsten Theilnahme wartete, daß er sich erklären möchte.

Doch er schwieg; endlich legten sich die wunderbaren Erschütterungen und sein Haupt sank machtlos auf die Brust herab, aus welcher sich jetzt ein Seufzer von dem tiefsten Umfange hervorarbeitete.

„Um Gotteswillen, bester Herr Graf, reden Sie! — Was soll ich thun? soll ich Nilman holen lassen?"

Edith war unruhig, daß sie mit dem sonderbaren Gaste allein war.

„Rufen Sie keinen Menschen, es geht bald vorüber," antwortete er leise — „thun Sie nur ein Werk der Barmherzigkeit an mir!"

„Sehr gerne! welches?"

„Nehmen Sie meine Hand in die Ihrige . . . O Dank — tausend Dank für Ihre Güte!"

„Wird Ihnen jetzt besser?

„Es ist merkbar!" sagte er mehr zu sich selbst, als zu ihr. „Gott, es ist bewunderungswürdig! Solltest Du es wohl gestatten, daß ich endlich Trost finde! Wie edel," fuhr er fort, indem er seinen Blick zu Edith erhob, „muß nicht Ihr Herz sein, da das

Gefühl, welches aus demselben strömt, meine Plagen lindert, wenn ich Sie blos berühre!"

Edith sah ihm mit einem forschenden Blick in das Auge.

Dort war keine Verwirrung, wohl aber eine Mischung von Schmerz und himmlischem Genuß.

Und so sehr waren Edith's sämmtliche Sinne mit dem Grafen und seinem Benehmen beschäftigt, daß sie erst, da sie ihn mit der freien Hand eine freundliche, aber abweisende Bewegung nach der Thüre hin machen sah, ebenfalls dorthin blickte.

Dort war Helmer, welcher mit einem Ausdruck des Erstaunens ihre vertrauliche Stellung zu dem Grafen betrachtete, sich aber auch sogleich auf den Wink des Letzteren zurückzog.

„Herr Helmer, einen Augenblick, ich bitte!" rief Edith, ohne sich zu besinnen. „Sie sehen ja, daß der Herr Graf krank ist! Rufen Sie seinen Kammerdiener!"

Helmer verschwand.

„Das war nicht edel von Ihnen!" sagte der Graf, indem er, alle seine Seelenkräfte anstrengend, seine Hand Edith entzog.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf! Doch .... forderte wohl nicht das Feingefühl eine Erklärung?"

„Vielleicht — mir aber that es so unaussprechlich wohl, daß ich glauben durfte, Ihr Mitleiden, Ihre Theilnahme könnte so viel über Sie vermögen, daß Sie diese Formen vergäßen, welche Ihnen in der Einbildung noch vor einem Augenblick so verhaßt waren!"

Edith fühlte sich betroffen.

Sie war einer Laune gefolgt, welche wahrscheinlich auf ein Bedürfniß gegründet war, dem sie nicht zu widerstehen vermochte, da sie sich zu einer Rechtfertigung herabließ vor diesem Helmer, den sie gerne für ganz unbedeutend halten wollte.

Jetzt folgte sie einer neuen Laune, welche die Worte des Grafen ohne Zweifel hervorgerufen hatten, und in Verzweiflung, der

Bruksverwalter möchte stolz sein über eine Erklärung, welche sie dem Primus oder jedem andern, der eingetreten wäre, wahrscheinlich ebenfalls gegeben haben würde, ergriff sie mit einer Eilfertigkeit, die der Graf Hermann für so ungemein edel hielt, die in der That jedoch nichts weniger als edel war, den Arm des Grafen, als er aufstehen wollte, und bot ihm mit einer Stimme, an deren Zauberkraft sie nicht einmal dachte, ihre Hülfe bis an die Thür — eine Freiheit, die der Zustand der Schwäche, in welchem er sich noch befand, wohl rechtfertigen konnte.

„Niemals," sagte der Graf Hermann, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte, „niemals in meinem Leben werde ich dieses vergessen! Nichts brauchte Sie zu dieser Nachgiebigkeit gegen die verletzten Gefühle eines Fremdlings zu zwingen. Keine von seinen Körper= und Seelenleiden, so tief sie auch sein mochten, würden Sie hiezu überredet haben, wenn nicht die Engelreinheit Ihres Herzens Mitgefühl empfunden hätte an dem Schmerze, den Sie ohne Ihren Willen mir zugefügt hatten. Gott lohne es Ihnen — ich werde gewiß auch einen weniger schlimmen Abend haben, als ich sonst erwarten durfte."

„Möge es so sein, mein guter Herr Graf!" antwortete Edith mit jener Gedankenlosigkeit, welche macht, daß wir von einer Sache reden, während unsere Sinne weit entfernt und mit etwas ganz Anderem beschäftigt sind . . . „Doch sieh, da ist ja Nilman! Jetzt übergebe ich Sie guten Händen!"

Mit einer tiefen Verbeugung und mit einem Blicke, in welchem die höchste Dankbarkeit lag, ergriff der Graf den Arm seines Kammerdieners und entfernte sich.

Die Thüre wurde von Außen nicht zugemacht, denn Helmer trat wieder ein. Ohne jedoch Edith mit einem Gespräche zu belästigen, holte er ein Buch aus der Bibliothek und setzte sich auf der anderen Seite des Saales.

Edith hatte ihre Arbeit wieder vorgenommen und gab sich alle Mühe zu glauben, sie wäre allein.

Und es verfloß eine volle Viertelstunde, ohne daß sie Anlaß hatte, über ihre ununterbrochene Einsamkeit zu klagen.

Achtzehntes Kapitel.

Warnungen.

„Herr Helmer! wie finden Sie den Grafen?“ fragte endlich Edith, welche nicht im Stande war, einem neuen Bedürfnisse zu widerstehen, welches sie gleichwohl ebenso sehr verachtete, als das vorhergehende — wir meinen das Bedürfniß, Helmer's Stimme zu hören.

Während dieser ganzen abscheulich langen Woche hatte er sie kein einziges Mal angeredet.

Helmer legte sogleich das Buch weg und antwortete so ungenirt, daß Edith, wenn sie wollte, es für einen bloßen Zufall halten konnte, daß er nun seit sieben Tagen so unsichtbar gewesen war:

„O, den Grafen? — ich finde ihn meiner ganzen und lebhaftesten Theilnahme würdig!“

„Warum denn gerade Ihrer Theilnahme?“

„Ich meine, Sie, mein Fräulein, zeigten vor einem Augenblicke, daß er auch Ihnen dieses Gefühl eingeflößt hat?“

„Das ist wahr, Herr Helmer; aber Sie wissen nicht, was dieses Gefühl veranlaßte. Es kam über ihn, ich weiß nicht welche Art von Entsetzen, ein geheimnißvoller Zustand, welcher . . . .“

„Welcher?“

„. . . . Barmherzigkeit forderte.“

„Und der unglückliche Graf, ermuntert von so vieler Güte, wird ganz gewiß diese Barmherzigkeit mehr denn einmal in Anspruch nehmen.“

„Von so vieler Güte?“ wiederholte Edith — „ich weiß nicht, ob es zu viel war!“

„Ich noch viel weniger.“

„Aber Sie scheinen es doch andeuten zu wollen!“

„Wie könnte ich dergleichen wagen?“

„Gerade das möchte ich gerne wissen!“

„Und wie wollen Sie das erfahren, mein Fräulein, wenn ich fragen darf, da schon die bloße Voraussetzung einer solchen Kühnheit von meiner Seite eine undenkbare Herablassung von Ihrer Seite ist?“

„Lassen Sie uns keinen Wortkrieg führen!“ entgegnete Edith, welche, um ihre Würde zu behaupten, gegen den Aerger ankämpfte. „Sagen Sie mir lieber ganz einfach, was Sie meinten — denn Etwas war es!“

„Ich meinte, Sie werden ohne Zweifel am sichersten selbst wissen, was Sie mit einer solchen Person wagen können und wagen wollen.“

„Haben Sie die Güte, etwas weniger in Räthseln zu reden! „der unglückliche Graf,“ „eine solche Person“ und so fort, sind Redensarten, die ich nicht verstehe. Ich meines Theils finde an dem Grafen Hermann gar nichts, das die Theilnahme, welche er einflößt, zu einem Wagestücke machen kann.“

„Nach einer so bestimmt ausgesprochenen Aeußerung sehe ich nicht recht ein, wozu . . .“ Helmer brach ab.

„Weiter!“

„Wozu meine Meinung dienen kann.“

„Nein, insofern sie mein Betragen betrifft, so ist es ganz richtig, daß diese Meinung weder . . .“

„Ich glaube, mein Fräulein,“ fiel Helmer ein, indem er jetzt zum ersten Male in seinem Tone und in seiner Miene einige Ungeduld blicken ließ, „Sie haben mich dieses schon so oft merken lassen, daß es nur eine unnöthige Wortverschwendung sein würde, wenn Sie wieder darauf zurückkommen wollten.“

„Gut,“ entgegnete Edith und ihr schönes Auge weilte mit geheimer Anziehungskraft auf Helmer's gerunzelter Stirn; „wenn

aber die Frage eine Insinuation gegen den Grafen betrifft, so scheint es fast eine Pflicht zu sein, daß Sie offen reden!"

„Wie Sie befehlen!"

„Ist er nicht ein vollkommen achtungswerther Mann, sowohl hinsichtlich seiner Eigenschaften, als auch seines Betragens?"

„Ich habe nicht den geringsten Grund, von seiner Ehre, von seinen Grundsätzen und von seinem Charakter etwas Anderes als Gutes und Vortreffliches zu denken; natürlich aber kann Ihnen der Umstand nicht unbekannt sein, daß er leidet an . . ."

„An?"

„An einer Gemüthskrankheit, welche ihm bisweilen auf Monate alles vernünftige Nachdenken raubt."

„Nein, bei Gott, davon habe ich kein Wort gehört!"

„Ich kann mir denken, daß die Frau Hofräthin diesen Umstand aus Feingefühl nicht hat bekannt machen wollen, ehe er sich selbst verrathen würde. Meines Theils bin ich seit vorgestern schon auf zweifache Weise damit bekannt geworden."

„Ist es mir erlaubt, zu fragen, wie Sie zu diesen Nachrichten gekommen sind? . . . In seinem großen Unglücke flößt der Graf mir ein doppeltes Interesse ein."

„Erstlich durch seinen Kammerdiener, dem es ein Bedürfniß geworden war, sich an mich zu wenden, und ferner durch einen Brief von einem Freunde, welcher den Grafen ebenfalls kennt und sich ganz besonders für seine Besserung interessirt, die seit seiner Rückkehr von Paris, wo er sich während der drei letzten Jahre aufgehalten hat und bei einem ausgezeichneten Arzte einaccordirt gewesen ist, stete Fortschritte gemacht hat."

„Aber — aber, in Gottes Namen," rief Edith aus, als erwache sie aus einem Traume, „was sollte er denn hier?"

„Ohne Zweifel die Gesundheit suchen!"

Dieses sagte Helmer in einem Tone, daß Edith nicht umhin konnte, zu merken, er wollte mehr sagen, als in den Worten lag.

Beide schwiegen einige Augenblicke.

Sein Blick ruhte auf einer prunkenden Kamelia, der ihrige auf dem Fußboden.

„Herr Helmer!" begann endlich Edith, indem sie ihre Augen langsam zu ihm erhob, „kann ich eine aufrichtige Antwort erwarten, wenn ich Ihnen eine aufrichtige Frage vorlege?"

„Ja, mein Fräulein!"

„Wohl! Haben Sie nicht die Absicht gehabt, mich zu warnen?"

„Das will ich nicht läugnen!"

„Und der Grund?"

„Wenn ich es wagte, diese Frage direct zu beantworten, so fürchte ich, Sie, mein Fräulein, würden mich von Neuem anklagen, daß ich die Grenzen überschritte, hinter denen Sie mich zu halten wünschen . . ."

„O, reden Sie jetzt nicht davon! Ich will Ihre wahre Absicht mit dieser Warnung wissen!"

„Sie wollen?"

„Ja, war das nicht deutlich genug?"

„Ja, vollkommen; doch ich kann mir nur Ein Frauenzimmer denken; vor welcher ich mich vielleicht der Schwäche schuldig machen dürfte, auf die Aufforderung ihres bloßen Willens zu antworten."

„Nun?" sagte Edith, und ein Schneeduft thaute auf die Rosen ihrer Wangen herab — „und diese wäre?"

„Diejenige, welche ich liebte, falls ich nämlich jemals lieben werde."

„Da bleibt also einer so unbedeutenden Person, wie ich bin, nichts Anderes übrig, als zu bitten. Darf ich es also wagen, Sie ganz ergebenst zu ersuchen, daß Sie die Güte haben, meine Bitte zu erfüllen?"

„Wenn es Sie interessirt, mein Fräulein, über die geheimnißvolle Krankheit des Grafen einige Nachrichten zu erhalten, so will ich dieselben geben, und da versteht sich die Erklärung, welche Sie wünschen, von selbst."

„Gegen eine solche Delikatesse habe ich um so weniger Etwas einzuwenden, als dieselbe zugleich meine Neugierde befriedigt. Haben Sie die Güte, den Anfang zu machen — ich bin ganz Ohr!"

Helmer setzte seinen Stuhl ganz in die Nähe des Sophas, auf welchem Edith saß.

Aber das stolze Mädchen ließ nicht einmal mit einer Miene ein Mißfallen über diese Vertraulichkeit merken. Dieses ganz unerwartete „Selbander" war so neu, so mächtig anziehend, daß sie nur mit einer dunkeln Zufriedenheit an den Umstand denken konnte, daß es wahrscheinlich nicht gestört werden würde.

„Um mit der Kindheit des Grafen den Anfang zu machen, so verlor er früh Vater und Mutter und wurde als Knabe zur Erziehung einem alten Onkel übergeben, welcher auf eine einseitige, von allen gesellschaftlichen Gewohnheiten, abweichende Weise auf seinem Gute in Jemtland gewohnt haben soll, woselbst auch der Graf einen großen Theil seines Lebens zugebracht hat."

„Ich denke mir schon ein altes, unheimliches Nest mit einem Waffensaale, wo in jeder Sonntagsnacht die Schwerter der Vorfahren rasseln und klingen! Ich höre den Wind durch die Ritzen spielen und die Eule in den Ruinen des Thurmes schreien."

„Ich fürchte wirklich," fiel Helmer lächelnd ein, „wir müssen uns ohne diese Scenerie durchhelfen! Der Hof besaß, so viel mir bewußt, gar nichts Romantisches, wenn wir nicht seine isolirte und öde Lage so nennen wollen."

„Wenigstens muß doch der Onkel eine von vielem Studiren übergeschnappte, poetisch-tragische Figur gewesen sein, die nach einer Kette von düstern Schicksalen der Welt entsagt hat?"

„Wieder eine fehlgeschlagene Hoffnung! Er soll im Gegentheil ein Mann ohne Bildung, ohne Poesie, ohne alle tragische Beimischung gewesen sein — ein mürrischer, geiziger, abergläubischer

alter Mann, der seinem jungen Mündel und Erben alle unschuldige Freude raubte, welche sein von Natur verschlossenes, melancholisches und kränkliches Gemüth so nöthig gehabt hätte."

„Armer, verlassener Knabe! Ich will nicht länger lachen," und Edith's schöne und in diesem Augenblicke so sanfte Augen waren voller Thränen.

„Wie glücklich wäre er, Fräulein Edith, wenn er Sie mit mir in diesem Augenblicke so sähe!"

„Fahren Sie fort, Herr Helmer! — Ich glaube, wir halten uns bei der Einleitung allzu lange auf."

„Er wurde in keine Schule geschickt, sondern zu Hause unter der Aufsicht eines Informators unterrichtet. Dieser war ein wirklich gelehrter Mann, ein alter Philosoph, der ebenfalls nicht daran dachte, daß sein Zögling etwas Anderes als Gelehrsamkeit brauchte. Wenn das junge Gemüth bisweilen einer Erquickung bedurfte, so warf er sich in Ermangelung von etwas Besserem — obgleich er in dieser Erquickung bald eine Grube voll unerschöpflichen Genusses fand — über die Bücher her, welche er in der Bibliothek des Onkels fand. Und diese Bücher bestanden zu seinem Unglücke gerade aus solchen, die ihm höchst schädlich werden mußten, wie Jung's Geisterlehre, Spieß's Romane, Sammlungen von Gespenstergeschichten, Legenden von bezauberten Schlössern mit wandernden Burggeistern, kurz: es war jene ganze Literatur, welche damals ihre Triumphe feierte, und welche nach und nach dazu beitrug, seinen Kopf mit Bildern aus einem verworrenen Chaos anzufüllen. Der Geschmack für diese mystischen Studien nahm mit den Jahren zu, und mit denselben auch auf eine schreckliche Weise die Kränklichkeit seines Gemüthes, wozu vermuthlich auch die tiefe Einsamkeit, in welcher sie lebten, das ihrige mit beitrug."

„Also dort ist sein Uebel zu suchen? Es sieht sonst doch nicht aus, als wäre er ein Phantast."

„Er ist wohl etwas noch Schlimmeres!"

„Schlimmeres?"

„Ja, ein sogenannter Doppelgänger."

„Was ist das?"

„Ein Mann in Duplo."

„Lauter Räthsel!"

„Er lebt seiner eigenen Meinung nach in zwei verschiedenen Gestalten."

„Hu, mir wird bange! Es wäre wahrlich kein Wunder, wenn er auf diese Art ganz wahnsinnig würde!"

„Das ist er auch wirklich schon zweimal gewesen!"

„Oh!"

„Und seine Leiden sollen ganz fürchterlich sein. Schon als Knabe behauptete er, daß er sich in zwei Auflagen sähe und daß er gewöhnlich einige Mal im Jahre, bald im Walde, bald zu Hause im Zimmer seinem eigenen Schatten begegnete. So lange aber das Uebel in nichts Anderes ausartete, soll er nur eine beständige Niedergeschlagenheit gefühlt haben."

„Das ist leicht begreiflich!"

„Er versuchte gleichwohl dieser Niedergeschlagenheit, diesem erstickenden Drucke entgegenzuarbeiten, und zwar in seinen frühesten Jahren durch anhaltende Arbeit, späterhin — nachdem er nach dem Ableben des Onkels das ganze Vermögen desselben geerbt hatte — durch Reisen und allerlei Zerstreuungen ..."

„Und nichts wollte helfen?"

„Warten Sie, Fräulein; hören Sie weiter! In dem Alter von fünfundzwanzig Jahren, da sein Seelenzustand sehr verbessert war, und er noch überdies die gewisse Hoffnung hatte, durch die Abschließung einer innigern Verbindung seinem bisher so freude- und planlosen Leben Form und Plan zu ertheilen, starb diejenige, welche er liebte, und tief getroffen von diesem Unglück, fiel sein Geist nicht allein unter die vormalige geheimnißvolle Macht zurück, sondern er wurde auch noch dazu von neuen, weit schrecklicheren Phantasien heimgesucht."

„Armer, bedauernswürdiger Mann!" seufzte Edith.

„Ja, in der That bedauernswürdig! Nunmehr begegnete er nicht allein seinem zweiten Ich, sondern dieses fand sich des Tages an seiner Seite, des Nachts an seinem Bette ein, um eine Rechenschaft über Alles abzulegen, was dieses Doppelwesen während der Zeit seiner Entfernung von seinem Bruder gethan hatte ... Und diese Mittheilungen erfüllten die Seele des edlen und gebeugten Mannes mit allen möglichen Schrecknissen, weil sie eine Kette von Verbrechen enthielten, das eine immer fürchterlicher als das andere, welche aber sämmtlich auf dem Gewissen des Unglücklichen lasteten und dasselbe mit tausend neuen, unbegreiflichen Qualen geißelten."

„Daß er sich nicht das Leben nahm!"

„Dergleichen soll er noch nie versucht haben. Jahre lang aber war er ganz menschenscheu und konnte keinen Menschen um sich leiden, als Nilman, diesen treuen Diener, der seinen Herrn ganz versteht und ihn mit ebenso großer Zärtlichkeit als Klugheit pflegt ... Endlich nahm seine Gesundheit in dem Grade ab, daß er der Auflösung seiner Leiden nahe zu sein schien."

„Wie angenehm muß ihm nicht der Gedanke an den Tod gewesen sein!"

„So war es doch nicht. Ohne Schlaf während der Nacht, ohne Ruhe während des Tages, stets den Fieberphantasien und jenen imaginären Luftzügen ausgesetzt, von denen er sich stets angehaucht fühlt, sobald sein zweites Ich naht, und zu deren Entfernung er im Stande wäre, sich alle Luft zu entziehen, sollte man wohl glauben, daß er der Erlösung aus einem Fegefeuer mit Freuden entgegen sähe; doch keineswegs ... Und vielleicht war es der wilde Schrecken vor dem Richterspruch über sein geträumtes Sündenregister, was die Krankheit brach und ihn nicht zu einem Bewohner des Grabes, sondern zu dem Mitgliede eines noch engeren Gefängnisses, nämlich zu dem Gefängnisse des Geistes machte. Er war mehrere Monate lang vollkommen wahnsinnig."

Edith's Herz schwoll vor Theilnahme.

„O!" seufzte sie, „warum werden manche Geschöpfe nur zu Leiden geboren?"

„Warum? — Ja, wohin sollen wir uns wenden, um auf diese Frage Antwort zu erhalten? Doch um auf den Grafen zurückzukommen, so trat endlich eine hellere Zwischenzeit ein. Als jedoch diese Gnadenzeit ihrem Ende nahte — dies fühlte er sehr gut — so reiste er nach Páris, und dort hat er, drei Jahre lang von einem ausgezeichnet geschickten Arzte behandelt, wie ich schon erwähnt habe, seine körperliche und geistige Gesundheit in einem solchen Grade wieder erlangt, daß zu seiner vollkommenen Genesung die beste Hoffnung vorhanden ist. Weder in den beiden letzten Jahren seines Aufenthaltes zu Paris, noch in den Monaten, da er in Schweden gewesen ist, hat er die geringste Verstandeslosigkeit gezeigt."

„Auch die schrecklichen Besuche nicht gehabt?"

„Seine Erscheinungen sind leider nicht ganz gewichen, kommen jedoch nur selten. Vielleicht aber leidet er nicht viel weniger an seiner Furcht vor denselben. Daß ihn immer noch eine fieberhafte Spannung verfolgt, das sieht man auch aus seinem Eifer, sich während der Nachtwachen, wenn er müde ist zu studiren, andere Zerstreuungen für den Gedanken zu schaffen, und ferner aus der kindischen Idee, viel Licht und zwei stets wachende Hunde um sich zu haben, deren feinem Geruch er sich anzuvertrauen scheint. Nilman hat mir gesagt: so lange er sieht, daß diese Wächter ruhig bleiben, so lange hat auch er die frohe Ueberzeugung, daß nichts Störendes in der Nähe ist."

„Wir dürfen uns über diese Schwachheiten, so unmenschlich sie auch zu sein scheinen, kaum wundern; denn wer kann seine Ansichten, seinen Ideengang nach denen anderer Menschen beurtheilen? Wahrlich, Herr Helmer, sie ist sonderbar, diese Geschichte von den geheimen Leiden und Verirrungen einer Seele! Ich fühle mich mit meinen Gefühlen und Gedanken gerührt, interessirt, be-

schäftigt — doch immer noch weiß ich Nichts von demjenigen, was Sie mit Ihrer beabsichtigten Warnung eigentlich meinten!"

„Mir bleibt noch etwas übrig hinzuzufügen. Seit zehn Jahren leidet er auch im Herzen. Eine unaussprechliche Leerheit, die seit dem Verluste des Gegenstandes seiner Zärtlichkeit niemals wieder gefüllt worden ist, erweckt in ihm oft die Vorstellung, die Finsterniß in diesem Leben würde sich vertheilen, wenn Gott ihm noch einmal einen guten Engel zuschickte, der es nicht scheute, sein Leben zu theilen. Mit einer rührenden Hoffnung, einer brennenden Sehnsucht hängt er fest an diesem schönen Glauben, daß diese Macht des Lichtes die Macht des Bösen unterjochen wird. Und begabt mit mächtigen, allzu schwärmerischen Gefühlen, wird es ohne Zweifel eine große und ernste Leidenschaft sein, die er diesem Engel weiht, welchen er sucht, und welchen seine Gebete vielleicht von dem Himmel zu erflehen das Glück haben."

Während Helmer die letzten Sätze aussprach, ruhte sein Auge unverwandt auf Edith.

Ihre Stirne und ihre Wangen waren mit einem dunklen Purpur übergossen, während der Ausdruck eines unbestimmten Leidens ihrem Antlitze jene Art von einer höheren und edleren Schönheit verlieh, welche sich bei ihr nur in selteneren Augenblicken offenbarte.

„Mein Rapport ist beendigt!" sagte Helmer, indem er sich erhob.

„Dank! ich habe verstanden. . . . Haben Sie mir noch etwas Weiteres zu sagen?"

„Gewiß möchte ich noch einige Worte sagen, doch fürchte ich, Sie schon ermüdet zu haben — ja, ich fürchte, Sie zu beleidigen!"

„Heute Abend, Herr Helmer, können Sie sagen, was Ihnen beliebt — ich bin nicht in der Laune, es übel zu nehmen!"

„Wohlan denn, Fraulein Edith! Als der Graf von hier ging, las ich in seinen Augen, daß seine Seele dicht an dem Lichte vorübergekommen war. Bedenken Sie Alles, was ich Ihnen mitgetheilt habe, erwägen Sie es ernstlich! Es wäre etwas Entsetz-

liches, wenn dieser Mann mit seinem kindlichen und vertrauensvollen Herzen ein neuer Spielball in der Hand derjenigen werden sollte, welche stets neuer Spielsachen bedarf, um sie zu zerbrechen und wegzuwerfen, nachdem sie nicht länger interessiren und belustigen!"

„Herr Helmer!"

Zitternd vor Bestürzung und Gemüthsbewegung streckte Edith ihre Hand aus — ob es geschah, um ihn zu beschwören, daß er gehen möchte, oder ob es aus einer andern Ursache, oder ob es ganz unbewußt geschah, das ließ sich nicht entscheiden. Wie es aber auch sein mochte: Helmer ergriff die Hand, und während er dieselbe einige Secunden in der seinigen behielt, sagte er leise mit einer Stimme, die in Edith's Seele drang:

„Fräulein, wenn ich zu kühn war, so verzeihen Sie, und glauben Sie, daß nur ein Freund so reden konnte!"

Ueber Edith's Seele war eine Wolke gegangen.

Als Helmer die Hand, welche er zu berühren gewagt hatte, achtungsvoll losließ, schien das junge Mädchen in einen Traum zu versinken; sie bewegte sich nicht, redete nicht, ja sie schien gleichsam aufgehört zu haben, zu athmen. Plötzlich fuhr sie jedoch auf, zerriß gewaltsam den Zauber, und sagte in einem gezwungenen, spöttischen Tone:

„Es lag etwas Altdeutsches in dieser Geschichte; sie hat sogar das Zimmer mit der sentimentalen deutschen Luft angefüllt. Lassen Sie uns vor Allem in unsere gewöhnliche Sphäre zurückkommen!"

„Ich bin schon zurückgekommen!" sagte Helmer. „Doch es ist wohl Zeit für mich, eine Promenade nach der Schmiede zu machen!"

„Und für mich," dachte Edith, „in mein eigenes Wesen hinein zu gehen!"

Neunzehntes Kapitel.

Ahnungen und Hoffnungen.

Die Uhr hatte elf geschlagen.

In dem Schlafzimmer des Grafen Hermann, welches eher zu einem Feste, als zu dem Gebrauche eines einzelnen Mannes erleuchtet zu sein schien, lag er selbst noch gekleidet zur Hälfte ausgestreckt auf seiner Matraze.

Zwei von den schönen Hunden saßen aufmerksam auf ihrem Posten mit erhobenem Haupte, während die vier andern sich gemächlich auf ihren Kissen dehnten. Nilman, der Kammerdiener, Vertraute und Intendant seines Herrn, stand am Ofen und war mit dem Nachttrunk beschäftigt.

Auf dem Antlitze des Grafen lag ein Schimmer, der fast noch blendender war, als derjenige, welcher von den Lichtern auf seine ganze Person fiel.

Sein Ideengang schien so gespannt zu sein, daß Nilman, der oftmals nach dem Bette hinschielte, mit Verwunderung bemerkte, daß die gewöhnlichen Zeitvertreibe heute Abend nicht angerührt wurden.

„Wollen der Herr Graf sich jetzt nicht entkleiden?" fragte er endlich mit einer gewissen freundlichen Vertraulichkeit, welche, wenn auch weit entfernt von Naseweisheit, dennoch zu verstehen gab, daß Herr und Diener auf einem Fuße mit einander lebten, wo der Standesunterschied nicht so genau berücksichtigt wurde.

„Nilman!" sagte der Graf, ohne auf die Frage zu antworten, „komm und setze Dich zu mir!"

Nilman schien über diese Einladung nicht im Mindesten verlegen zu sein. Er war wohl hundertmal während der einsamen nächtlichen Stunden der Gesellschafter seines Herrn gewesen; doch jetzt seit längerer Zeit nicht.

„Befehlen der Herr Graf vielleicht, daß ich die Schachfiguren in Ordnung setze?"

„Ich will nicht spielen, sondern mit Dir plaudern."

Der Kammerdiener nahm ganz ungenirt auf dem Lehnstuhle, der in der Nähe des Lagers seines Herrn stand, Platz, und wartete nun mit ehrfurchtsvollem Schweigen auf die Anrede des Grafen.

Hierauf mußte er jedoch lange warten.

Der Graf schien auf's Neue in seine innere Anschauung versunken zu sein, und eine volle Viertelstunde war verflossen, ehe er, mit dem Blick in den leeren Raum hinausschweifend, plötzlich ausrief:

„Nilman! wo bist Du?"

„Hier, Herr Graf!"

Nilman war augenblicklich an der Seite seines Herrn.

„Dank!" sagte der Graf sanft und verbindlich; „hätte ich Dich nicht, so stände es sehr schlimm mit mir!"

„Herr Graf!"

„Ja, ja, es ist, wie ich sage und Dir schon unzählige Male gesagt habe, daß Du durch Deine Ergebenheit, Aufmerksamkeit, und Unermüdlichkeit eigentlich mein zweites Ich bist. . . . Hast Du übrigens bemerkt, während Du hier saßest, daß . . . daß Frei und Oberon einige ungewöhnliche Symptome gezeigt haben?"

„Gar keine Symptome, Herr Graf!"

„Weißt Du das gewiß?"

„Ja, Herr Graf! die klugen Thiere sind so ruhig, daß sie sehr gerne schlafen würden, wenn sie die Erlaubniß erhielten!"

„Nein, nein, sie dürfen nicht schlafen — hörst Du! Du weißt, ich erlaube das niemals!"

„Es war nur ein „Wenn," Herr Graf!"

„Frei, Oberon! kommt her, meine Jungen!" rief der Graf eifrig.

Die prächtigen kleinen Wächter eilten zu ihrem Herrn und erhielten nebst ihrer bestimmten Nachtkost — ein halbes Dutzend

Zwieback – einige freundliche Liebkosungen von der streichelnden Hand des Gebieters.

„Wie findest Du mich?“ fragte Graf Hermann, nachdem die kleine Unterbrechung vorüber war. „Ich habe kein Fieber, keinen Frost — oder wie?“

„Der Herr Graf sehen ganz gesund aus.“

„Ist es aber nicht sonderbar, daß ich mich in dieser Ruhe befinde? Ich fühle Nichts von demjenigen, das dem Fürchterlichen vorherzugehen pflegt. . . . Und dennoch, Nilman, als ich heute Nachmittag im Saale war – Du verstehst wohl?“

„Wie, Herr Graf?“

„Ja, er stand plötzlich vor mir, verschwand jedoch ebenso schnell wieder. Sage mir, was kann wohl die Ursache sein, daß ich trotz dieses Gesichtes auf eine Art reden kann, welche beweist, daß ich mich vollkommen zu beherrschen weiß?“

„Ich glaube,“ entgegnete Nilman, der einen bewunderungswürdigen Scharfsinn hatte, „es liegt in der Luft hier zu Dagby etwas, das wohlthätig auf die Nerven des Herrn Grafen wirkt.“

„Sehr richtig. Auch segne ich die Idee meiner Tante, mich hieher zu schicken.“

„Sie sah ein, daß der Herr Graf hier auch eine angenehme Gesellschaft finden würden.“

„Ohne Zweifel – die Hofräthin ist auch als Salondame recht gut; doch dergleichen Leute wärmen niemals das Herz; sie gleichen den Strahlen des Mondes in einer Winternacht: sogar ihr Glanz glimmt vor Kälte. Als überwiegendes Gegengewicht erhielten wir aber die Sonnenstrahlen, und ein solcher gesegneter Strahl ist Onkel Janne!“

Nilman hielt es nicht für passend, eine Antwort zu geben. Vielleicht hätte der Herr die Stirne gerunzelt über eine Vertraulichkeit, welche wohl oft eine unbewußte war.

„Mit dem jungen Bruksverwalter — der das Modell zu mei-

nem David werden soll — möchte ich gerne reden, aber er ist so selten oben."

„Wenn er den Wunsch des Herrn Grafen erfährt, so wird es ihm gewiß Vergnügen machen, dem Herrn Grafen alle Zeit zu schenken, die seine Geschäfte ihm übrig lassen."

„Die Gouvernante gefällt mir nicht."

„Sie ist nur als die Ausfüllung einer Lücke zu betrachten."

„Die kleine Olga ist zu altklug, bisweilen aber doch recht artig."

„Sie ist ja noch ein Kind."

„Wie gefällt es Dir hier, Nilman? — Ich hoffe, man behandelt Dich gut?"

„Ja, so gut, daß nur die große Theilnahme, welche sie gegen den Herrn Grafen hegen, das Wohlwollen erklären kann, welches ich, ein bloßer Diener, genieße."

„Du erfreust mich mit diesen Worten — ist Jemand da, gegen den Du Dich ganz besonders verpflichtet fühlst?"

„Fräulein Edith, die mir von Anfang an eine herablassende Güte zeigte, hat heute Abend selbst darnach zu sehen beliebt, daß ich ein anderes Zimmer erhalten möchte, um dem Herrn Grafen um so näher bei der Hand zu sein."

„Ach, sie ist ein Engel an Güte, eine Heilige! — glaubst Du das nicht auch, Nilman?"

„Von meinem niedrigen Standpunkte aus kann ich darüber nicht urtheilen — ohne Zweifel ist aber das Urtheil des Herrn Grafen um so sicherer."

„Was ist die Uhr?"

„Gleich Zwölf."

„Ich athme leicht, mein Herz klopft nicht von jener siedenden Unruhe, die mich sonst während der Angst der Erwartung verbrennt — weißt Du, was ich mir beinahe einbilde?"

„Nein, Herr Graf!"

„Ich glaube die Gestalt meines schrecklichen Schicksals hat

nicht mehr die Macht, sich mir länger als auf einen kurzen Augenblick zu zeigen."

„Ach!"

„Höre! In mir ist ein Gefühl von gleichsam geheimem Triumph, und dieses sagt mir, daß meine Gesundheit, die sich in den letzten Jahren immer gebessert hat, bald vollkommen befestigt sein wird, und daß zu gleicher Zeit alle diese Erscheinungen, die mich bisweilen um den Verstand gebracht haben, für immer in den Abgrund zurücksinken werden, aus dem sie aufgestiegen sind."

„Gott gebe, daß der Herr Graf eine so wohlthuende Ueberzeugung recht lange festhalten können!"

„Ja, ja, sie wird mich nicht verlassen, und in diesem Falle bin ich eher glücklich als unglücklich durch die Erscheinung, welche ich heute Nachmittag hatte."

„Wie so?"

„Verstehst Du das nicht? durch die ausgebliebene gewöhnliche Wirkung sowohl auf meine Seele, als auch meinen Körper zeigt es sich ja deutlich, daß dieser Zauber der Finsterniß sich dem Augenblick seiner gänzlichen Vernichtung naht."

„Das ist sehr wahr!"

Erst nach zwei Uhr begab sich der Graf zur Ruhe mit einem Herzen, das fast von einer fanatischen Dankbarkeit gegen diejenige glühte, welche er von diesem Abende an als seinen Schutzengel betrachtete.

Wie war es wohl möglich, dieses unverwerfliche Zeugniß seiner eigenen Sinne zu bezweifeln! Es war ihre Gegenwart, die Berührung ihrer Hand, welche mit einer Art von magnetischer Kraft auf seine Seele eingewirkt und den unglücklichen Einfluß der Macht, welche ihn bisher beherrscht, verjagt hatte.

O himmlische Freuden, unbegreiflich für Alle außer ihm

selbst! . . . Wie genoß er nicht seiner Befreiung! . . . Wie von Neuem geboren, wie frisch, wie schwellend von Muth und Hoffnung fühlte er sich nicht! . . .

Die Zeit der Rückkehr des schrecklichen Gesichtes war still und ruhig verflossen.

Die Fieberphantasie hatte nicht mit daguerreotypischer Genauigkeit das Bild seines Plagegeistes, den gespensterhaften Schatten seiner selbst abgezeichnet, welcher sich neben ihn zu setzen, ihn höhnisch anzulächeln und ihm ohne Mitleiden mit der gräßlichsten Angst, die seine Seele marterte und ihm den Schweiß in großen, kalten Tropfen von der Stirne trieb, allerlei fratzenhafte Grimassen zu machen pflegt. Auch waren in dieser glücklichen Nacht seine Ohren verschont worden, die Stimme des fürchterlichen Phantoms zu hören. Kein neues Verzeichniß von gräßlichen Verbrechen wurde auf sein Gewissen gewälzt.

Helmer hatte dem Fräulein Edith die Züge aus der Seelengeschichte des Grafen mitgetheilt, welche er kannte, doch wie matt, wie wenig sagend waren diese Züge im Vergleich mit der Wirklichkeit!

Sei es nun, daß die Natur, eine vernachlässigte Erziehung oder eine ungezügelte Phantasie, gesteigert durch die Schriften, welche er in seiner Jugend verschlungen hatte, ihn zu demjenigen gemacht hatte, was er geworden war — wer vermag das zu sagen — gewiß aber ist, daß er seit langer Zeit ein Märtyrer einer der schrecklichsten von allen Seelenkrankheiten war.

Mit jedem Jahre hatte seine fixe Idee sich zu einer immer bedauernswürdigeren Genauigkeit ausgebildet, und die Arbeiten, welche er in seinen reiferen Jahren studirte, um die Ursachen seiner Gemüthskrankheit und Heilmittel dagegen aufzusuchen, machten dieselben nur noch schlimmer.

Daß er bei dem Nachdenken über die Geisterwelt auf religiöse Grübeleien kommen mußte, versteht sich von selbst; doch er

fand in keinem von diesen Systemen, die der menschliche Geist aufgebaut hat, um sie bald wieder einzureißen, Befriedigung.

Nachdem er bald mit älteren französischen und englischen Denkern das Christenthum verlacht und verhöhnt, bald mit neueren deutschen dasselbe in Uebereinstimmung mit der Vernunft zu erklären gesucht hatte, ohne dabei Beruhigung finden zu können, lenkte er auf einen neuen Weg ein, wo er durch das Läugnen des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit der Seele in seinem Leiden Trost zu erhalten hoffte.

„Nur der Tod," dachte er, „ist ewig, das Leben ist zeitlich: im Grabe werde ich meinen Plagegeist los und mit ihm auf ewig vernichtet werden."

Als der unglückliche Grübler auf dieses unheimliche Endresultat gekommen war, wurde er gleichwohl bald von einer wilden Verzweiflung ergriffen. Er konnte, er wollte nicht mehr zufrieden sein mit dem Troste, den er sich selbst geschaffen hatte; ihm war vor demselben beinahe ebenso bange, wie vor dem Gespenste; denn auf dem Grunde seines Herzens lag ein unabweisliches Bedürfniß, welches stets zurückkehrte, nämlich das Bedürfniß, an ein Wesen von Licht und Liebe zu glauben. Und so hin- und hergerissen zwischen zwei gleich fürchterlichen Mächten, zwei gleich tiefen Abgründen — seinem eigenen Schatten im Leben, Vernichtung im Tode — wurde er zum ersten Male wahnsinnig.

Nach drei Monaten einer thierischen Vergeßlichkeit kehrte er zu dem Verstande zurück, aber leider nur, um denselben von Neuem in den Armen des Aberglaubens zu verlieren.

„Es gibt einen Gott," so dachte er jetzt, „denn ich fürchte ihn; aber er hat mich verworfen, er hat mich den Mächten der Finsterniß überliefert ... Kein guter Engel wacht über mich, ich rolle hinab in den schwarzen Fluß, und bis dahin verfolgt mich dieser dienstbare Geist, den der Satan heraufgesendet hat, um mir schon in der Zeit einen Vorgeschmack von meinen Qualen in der Ewigkeit zu geben."

Anstatt der Zweifel hatte er also eine Gewißheit, eine Vorstellung von dem Künftigen erhalten, aber eine schreckenvolle, finstere Gewißheit, die unheimlicher war, als die Vernichtung selbst.

Ein Raub dieser peinigenden Gedanken, wurde er von Neuem von dem Dämon des Wahnsinnes gefaßt.

Aber noch einmal rollten die Nebel dahin und seine Seele genas.

Die Gespräche mit seinem Arzte und einigen andern menschenfreundlichen Männern mit umfassender Bildung, die sich warm für ihn interessirten, zertheilten nach und nach die Finsterniß in seinem Gehirne und riefen lichtere, frohere Bilder in demselben hervor.

Ein wahres Christenthum, ebenso entfernt von Skepticismus, als von Aberglauben, das Vernunft und Glauben in sich vereinigte, fand endlich Eingang in seiner Seele. Und mit dieser wohlthätigen Gemüthsstimmung kehrte das Verlangen zurück, den Menschen wieder näher zu treten, das Verlangen nach jenem Hauche, der von Gott ausgeht und wieder zu ihm zurückkehrt: das Verlangen nach Liebe.

So zerrissen seine Seele auch gewesen, so verbannt und elend er sich auch gefühlt hatte, so meinte er dennoch einige frische Schößlinge im Herzen übrig zu haben, und wenn diese nur feste Wurzel fassen dürften, so konnten sie vielleicht heranwachsen und unter ihrem Schatten Vieles verbergen von demjenigen, was gewesen war.

Er überwand seine Blödigkeit und redete über diese Angelegenheit mit seinem Arzte, zu welchem er ein unbegrenztes Vertrauen, eine unveränderliche Achtung hegte.

Und wie schlug ihm nicht das Herz, wie eilten ihm nicht neue Lebensströme durch die Adern, als dieser Mann, dessen Worten er fast glaubte, wie den Worten Gottes, ihm die Versicherung ertheilte, er könnte es wagen, an diesen Schritt zu denken, und es wäre alle Hoffnung zu der Vermuthung vorhanden, daß die Liebe, dieses Gefühl, welches im Stande ist, die Seele so gänzlich zu

erfüllen, daß sie dieselbe von allen andern Visionen abzieht, ihn heilen würde, indem sie ihm eine neue und gesunde Willenskraft verleihe.

Er eilte zurück in das Vaterland.

Einmal in seinem Leben hatte er geliebt, das war in seiner ersten Jugend gewesen. Aber diese Liebe hatte auf fremder Erde geknospet, darum war sie auch gestorben, ehe sie Früchte angesetzt hatte.

In den Tönen der Heimath klang die heilige Sprache der Liebe am schönsten.

Aber wo, wo sollte er sie suchen, die der Gegenstand seiner Liebe werden konnte?

Er sah viele Mädchen, viele, die sich ihm freundlich nahten, aber noch nicht diejenige, welche bestimmt war, sein rettender Engel zu sein, denn sein Herz schwieg: es wollte um keinen Takt geschwinder schlagen.

Da flößte ihm, wie er nachmals eine Zeitlang glaubte, sein guter Stern die Idee ein, die einzige Verwandte aufzusuchen, welche ihm noch übrig war.

Sein nach vertraulichen Banden sehnsüchtiges Herz schloß sich willig an diejenige, welche die Schwester seiner Mutter gewesen war. Sie war zwar, diese Tante, nur eine ganz gewöhnliche Frau; aber sie hatte ein mildes Lächeln auf den Lippen und nichts Böses im Herzen.

Sie war es, die, gelockt von der gewöhnlichen Manie alter Damen, Ehen zu stiften, es im Stillen mit der Hofräthin abmachte, daß der Graf zu Dagby auftreten sollte. Und so wie sie ihrer Freundin den Schwestersohn beschrieb — nichts verhehlend — meinte sowohl sie selbst, als auch besonders die Hofräthin, daß er ein Mann nach Edith's Sinn sein müßte.

Er war ja in seinen mittleren Jahren, weder häßlich noch auch schön, mäßig reich, eigen, bizarr, unglücklich und auf jede Weise interessant: es konnte gar nicht fehlen, daß dies Alles zu-

sammen paßte — vorausgesetzt, wie es sich von selbst versteht, daß der Graf so vollkommen hergestellt würde, daß er seine Bizarrerie nie wieder so weit triebe, daß er den Verstand verlöre.

Ihm sagte man jedoch kein Wort.

Ein ordentlicher Plan würde Alles verdorben haben. Die werthe Tante begnügte sich damit, Dagby als ein Non-plus-ultra angenehmer Orte zu beschreiben. Und wenn sie dann ja ein Wort über Edith fallen ließ, so geschah es ohne berechnete Absicht. Sie scherzte ein wenig über ihre Einfälle, alle glänzenden Freier zu verabschieden, und glaubte, daß derjenige, welcher auf die kleine Olga warten könnte, eine glücklichere Wahl träfe.

Die Hauptsache aber war, den Grafen hinzuschaffen: seine Blödigkeit, seine angeborene Delicatesse hatte so Vieles einzuwenden; nachdem sie ihm jedoch einen Brief von der Hofräthin gezeigt hatte, in welchem diese sagte, daß sie sich unendlich für einen Mann interessire, der mit ihrer besten Freundin so nahe verwandt wäre, und daß sie sich ebenso unendlich geschmeichelt fühlen würde, wenn der Herr Graf auf seiner Reise durch Wermland einige Zeit auf Dagby verweilen wollte — so war Alles sehr bald angeordnet.

Als erst der Sinn des Grafen auf Dagby gerichtet worden war, so begann er einen solchen Anfall von Sehnsucht zu empfinden, daß er seinen Aufenthalt bei der guten Tante verkürzte, um schon einige Wochen früher das neue Dasein beginnen zu können, welches er in seiner Einbildung vorhersah, und welches sich auch — nach dem Angeführten zu urtheilen — in der Wirklichkeit ganz bekräftigen zu wollen schien.

Zwanzigstes Kapitel.

Widersprüche und Kämpfe.

Im Laufe der folgenden Tage konnte Jeder sehen, daß der Graf Hermann mit einem Vertrauen, das durch Nichts gestört werden zu können schien, offen zu Edith seine Zuflucht nahm. Er mußte in ihrer Nähe sitzen und kannte jetzt ganze Stunden lang keine andere Beschäftigung, als sie zu betrachten.

Daß er dabei sehr wenig redete, hatte seinen Grund keineswegs in der Blödigkeit des Grafen — bei Edith fühlte er nicht jenes drückende Gefühl, welches ihn ehemals in seiner Krankheit so sehr belästigt hatte — sondern es war vielmehr die Folge einer innern Glückseligkeit, welche ihm für den Augenblick genügte.

Bisweilen griff er eifrig nach einem Blatt Papier und begann zu zeichnen.

Während er jedoch mit der einen Hand die Bleifeder führte, verbarg er mit der andern sorgfältig seine Arbeit. Niemand fragte, Niemand beunruhigte ihn mit Anmerkungen. Und so war er denn noch auf eine andere Art glücklich, indem er von Edith's Bild den einen Entwurf nach dem andern vollenden durfte, worin nur der Ausdruck des Gesichts verändert war, so wie derselbe sich jedes Mal zeigte, wenn er mit ihr redete.

Und jetzt redete Edith oft zu dem dankbaren Gaste in einem Tone feiner und herzlicher Achtung.

Die Hofräthin war entzückt, Olga und Mamsell Octavie erstaunt; doch auf die sonst so glatte Stirn des Onkels Janne legte sich bisweilen eine Wolke.

Der Alte war nicht zufrieden.

Obgleich seine Schwägerin ihn zu überzeugen suchte, daß es das Klügste wäre, es Edith's eigenem Scharfsinne zu überlassen,

die Wahrheit zu errathen — wobei ohne Zweifel der Graf in einer vertraulichen Ergießung ihr helfen würde, und was ihr auf keinen Fall könnte, wenn sie seine vielen Sonderbarkeiten sähe — so billigte der Onkel doch keineswegs diese feinen Betrügereien, sondern beschloß mit Edith zu reden, was er auch in einer vertraulichen Stunde that.

Zu seinem größten Erstaunen hatte er kaum angefangen, über die sonderbaren Gesichte des Grafen zu reden, so fiel Edith ihm mit diesen Worten in die Rede:

„O, Onkel, ich habe von Anfang an eingesehen, daß er an einer Gemüthskrankheit gelitten haben muß, obgleich ich natürlicher Weise nicht ahnen konnte, unter welcher Form die Phantasien des armen Mannes sich offenbarten." — Edith wollte nicht einmal dem Onkel Janne den Kanal mittheilen, durch welchen ihre Kenntniß gekommen war. — „Ja, noch mehr," fuhr sie fort, „in einem Augenblicke, da ich mit ihm allein war, habe ich sogar gesehen, wie er auf eine kurze Zeit der Macht dieser schrecklichen und sonderbaren Visionen hingegeben war."

„Wie, meine Du! ist es möglich, daß Du dieses Phänomen gesehen hast? Welche Symptome gewahrtest Du denn?"

Edith beschrieb den Zustand des Grafen während jener Augenblicke, sowie sein Bedürfniß, in ihrer Nähe zu sein. „Der Mann," sagte sie, „war ein Kind geworden."

Hatte Edith diesen Instinkt nicht anders verstanden, oder wollte sie ihn nicht verstehen?

Wollte sie überdies Helmer's Warnung vergessen, verachtete sie dieselbe, trotzte sie ihr, hatte sie beschlossen, blind und taub zu sein, oder hatte sie beschlossen, sich in eine Lage zu versetzen, welche wegen der Neuheit einen Reiz für sie hatte?

„Wurde Dir bange?" fragte Onkel Janne mit dem tiefsten Interesse; „fühltest Du Widerwillen gegen den unglücklichen Schwärmer?"

„Nein, im Gegentheil!"

„Was meinst Du?"

„Ich fühle eine Art von Vergnügen über den Einfluß, welchen ich auf ihn auszuüben schien."

„Eine Art von Vergnügen? — O Edith, mein Kind, eile hier nicht blindlings vorwärts mit Deinem gewöhnlichen Leichtsinne! Wäge Deine Worte, Deine Blicke, ja selbst Dein Lächeln; denn über jedes Lächeln, welches Du ohne Bedeutung verschwendest, wirst Du dereinst Rechenschaft ablegen müssen, wenn es, vielleicht in Thränen verwandelt, Dir auf Deinem Gewissen brennt!"

„Onkel!"

„Still, meine Du! Alles könnte ich Dir verzeihen, außer wenn Du diesen Mann zerstörtest, dessen ganzes Wesen neulich umgewandelt worden ist, und der eben darum eine so behutsame und liebevolle Behandlung heischt."

„Aber, lieber Onkel, Theilnahme und Mitleid sind ja Gefühle, welche alle Menschen ehren — warum sollte ich sie in mir ersticken?"

„Behüte mich Gott, daß ich so etwas wünschen sollte! Doch in ihren Aeußerungen erfordern diese Gefühle Nachdenken; denn — verstehe mich recht, meine Du! — sie können für mehr ausgelegt werden, als was sie in der That sind."

„Wenn sie nun aber etwas mehr werden könnten? Ich sage nur: Wenn!"

„Deine Kraft ist nur die Kraft einer jungen, wilden Phantasie, nicht die tiefe Kraft des Geistes in einer ernsten Seele, welche sich einer andern opfert ... Hüte Dich, Du bist gewarnt!"

„Ja, zum zweiten Male," sagte sie halblaut, indem sie einen Vorwand suchte, sich zu entfernen.

Gegen Helmer war Edith jetzt so eisig, beißend kalt, daß es klar war, er mußte es auf ewig vergessen, daß zwischen ihnen Beiden ein vertraulicher Augenblick stattgefunden hatte.

Helmer, welcher auf diese Wendung gefaßt zu sein schien, zeigte nicht das mindeste Zeichen von Verwunderung; er nahte sich nicht einmal der Seite, wo Edith saß.

Acht Tage lang dauerte der Sonnenschein für den Grafen und die Finsterniß für den Bruksverwalter.

An dem Morgen des neunten Tages aber verkündigte Edith, sie hätte von einer jungen Frau unter ihren Bekannten (Edith hatte keine Freunde) einen Brief erhalten, in welchem diese sie um einen Besuch bäte, und sie hätte daher beschlossen, gleich am Vormittage diese kleine Reise anzutreten.

Das Gut, welches sie besuchen wollte, hieß Ternsta und war drei Meilen von Dagby entfernt.

Die Hofräthin machte Einwendungen, und der Graf schien über die unerwartete Neuigkeit niedergeschlagen zu sein. Edith aber bestand auf ihrem Entschlusse, und um halb zwölf Uhr hielt die Droschke vor der Treppe.

Helmer, welcher artig das Pferd hielt, während der Bediente das vergessene Brod für dasselbe holte, erhielt keinen einzigen Blick, geschweige denn ein Wort, und mit genauer Noth nur einen vornehmen und steifen Gruß, als er ihr mit dem Hute in der Hand eine glückliche Reise wünschte.

„Dieser Einfall kam — wie Edith's sämmtliche Launen — sehr ungelegen!“ sagte die Hofräthin ein wenig ärgerlich, als sie mit Mamsell Octavie in einem entlegenen Fenster stand.

„Glauben denn Ihro Gnaden, daß es ein anderer Einfluß, als eine Laune gewesen ist, was Fräulein Edith's Handlungsweise während der letzten Tage geleitet hat?“

„Es wäre wenigstens dann die vernünftigste Laune von allen, die sie jemals in ihrem Leben gehabt hat, und die einzige, von der ich wünsche, daß sie fortdauerte. Ja, das wünsche ich von ganzem Herzen!“

„Ich ebenfalls,“ sagte Mamsell Octavie mit einer bei ihr

ungewöhnlichen Stärke der Stimme; „denn, denn — es wäre ohne Zweifel gut für Viele.“

„Für Einen ganz besonders,“ erklärte die Hofräthin, indem sie die Stimme senkte; „jetzt aber wollen wir es versuchen, unsere gesellschaftlichen Talente zu verdoppeln, wenn er wieder kommt.“

Der Graf ließ jedoch vor dem Mittagessen nichts von sich sehen. Und kaum hatte man sich um den Tisch gereiht, so ging die Thüre auf, und wer trat herein? — Niemand anders als Edith, die einen neuen Einfall gehabt hatte und umgekehrt war.

Es war rührend, die tiefe, unverstellte Freude zu sehen, welche sich in diesem Augenblicke auf dem Antlitze des Grafen malte und dasselbe wirklich verschönerte. Diese Freude war so beredt, daß sie fast auf Alle überging, außer auf Helmer.

Helmer's Gesicht war bleich geworden, da Edith sich so unvermuthet zeigte.

Was ahnte Helmer?

Vielleicht eben dasselbe, was Onkel Janne dachte, daß nämlich, wenn Edith mit ihrer Reise die Absicht gehabt hatte, frei überlegen zu können, der Grund ihrer schnellen Rückkehr kein anderer wäre, als zu zeigen, daß es keiner weiteren Ueberlegung bedürfte.

Edith, deren lebhafte Augen mit einem einzigen Blicke Alle überflogen, bemerkte sogleich den Farbenwechsel auf Helmer's Gesicht. Ein Zittern zeigte sich auf ihren Lippen, doch verschwand es augenblicklich, indem sie mit einer bezaubernden Freundlichkeit an der Seite des Grafen Hermann Platz nahm.

Während der folgenden Stunden und während dieses ganzen Abends war der arme Graf im Himmel.

So seelenvoll, so sanft, so engelähnlich war Edith noch niemals gewesen.

Am folgenden Morgen aber war es wieder eine ausgemachte Sache, daß sie reisen mußte.

Diesmal führte sie ihren Beschluß auch wirklich aus, doch

mit der Veränderung, daß sie die zu ihrer Abwesenheit bestimmten Tage auf einen einzigen beschränkte.

Bei ihrer Rückkehr schien sie verwandelt zu sein.

Still und zerstreut, haschte sie jetzt nach jedem passenden Vorwande, den Grafen zu vermeiden, doch niemals unfreundlich; überhaupt zeigte sie in ihrem ganzen Wesen jene Unentschlossenheit, welche stets wankende Ideen zu erkennen gibt.

So verfloß wieder eine Woche.

„Vielleicht belästige ich Sie mit meiner Gegenwart, mein Fräulein?“ sagte der Graf eines Tages, da ihm dies wirklich der Fall zu sein schien.

„O nein,“ entgegnete Edith, „was mich belästigt, ist einzig und allein meine Laune. Ich habe keinen schlimmeren Freund, als mich selbst!“

„Und ich,“ sagte er leise, „glaube keinen besseren zu haben, als Sie mir in Ihrer unendlichen Güte sind!“

Edith lächelte, aber das Lächeln war matt.

„Was habe ich wohl gethan, um dieses Lob zu verdienen? — Gar nichts!“

„Um Gotteswillen, sagen Sie nicht so! Sie haben mir ebenso viel gethan, wie die Engel, als diese ehemals die Sterblichen besuchten, um ihnen Botschaft vom Himmel zu bringen; diejenigen, denen sie diese Botschaft brachten, wurden gestärkt und getröstet: sie fühlten, wie das Paradies in ihrem Herzen erwuchs, und sie beteten die heiligen Boten an in stummer, aber demüthiger Entzückung.“

In Edith's Augen glänzte eine Thräne — sie wendete sich ab.

„Habe ich etwas gesagt, das Ihnen beschwerlich ist oder mißfällt?“

„Das nicht; aber ich fühle mich beklemmt, Herr Graf, wenn Sie so schwärmen!“

„Entschuldigen Sie — ich wußte nicht, daß dieses Schwärmerei ist, Fräulein Edith — ich glaubte hiemit nur zu sagen, daß ich hoffte, sie als meine Freundin betrachten zu dürfen.“

„Betrachten Sie mich so, denn das bin ich von Herz und Seele! Entschuldigen Sie jedoch, wenn ich es nicht immer zu zeigen vermag; denn," fuhr sie fort, indem sie plötzlich in einen ganz andern Ton fiel, „Sie haben gewiß schon längst bemerkt, Herr Graf, daß ich ein verzogenes Kind bin, dessen Launen zahlreicher sind, als die Tage im Jahre."

„Sie klagen sich ungerechter Weise an, Fräulein!"

„Ungerechter Weise? — das werden wir sehen! Inzwischen gebe ich Ihnen den Rath, sich zu verhärten: denn, glauben Sie mir, die Engelgestalt, in welcher Sie mich bis jetzt zu sehen das Glück gehabt haben, fällt gewiß sehr bald."

„Ach, dieser Scherz ist allzu grausam! Vermuthlich ist es ein Conversationsausdruck, doch ein solcher, den ich nicht verstehe. Ich bitte Sie, schonen Sie meiner!"

In einer solchen Laune war jedoch Edith in diesem Augenblicke nicht.

„Es gehört," entgegnete sie, „dasjenige, was ich eben sagte, keineswegs zu den stereotypen Conversationsausdrücken, und keineswegs dürfen Sie geschont werden, Herr Graf — alle Illusionen sind gefährlich!"

Das war dem Grafen Hermann allzu stark.

Er betrachtete Edith mit einer gewissen Bangigkeit. Sie that ihm weh, obgleich er ihrer Selbstbeschuldigung keinen Glauben beimessen konnte.

„Ach nein," bat er sanft, „rauben Sie mir meine Illusion nicht — ich bin allzu glücklich darin! Aber es ist auch keine Illusion: für mich sind Sie immer das Ideal des Guten und Reinen. Ihre Fehler, wenn Sie solche haben — sehe ich gar nicht."

„Aber Sie leiden durch meine Fehler," sagte Edith in einem Anfall von Reue, „und das ist schlimm . . . um so schlimmer, als ich fürchte, daß dieses nicht das letzte Mal ist . . . . Ich bin unverbesserlich!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein nothwendiger Blick nach Innen.

Wie war denn wohl eigentlich die Heldin dieser Erzählung, diese Edith, welche wir bisher nur durch das Augenglas des äußeren Lebens betrachtet haben?

Dieses hat uns keineswegs ihre Handlungen mit allen Fehlern und launenhaften Schattirungen verborgen, hat uns jedoch hinsichtlich der inneren Seite, welche die Ursache der Wirkungen enthält, nur einen rund umgrenzten Horizont geliefert.

Es war ein großes Unglück für Edith, daß sie selbst über jene Ursachen, jene geheimen Impulse in Unwissenheit war, und ihnen nur blind gehorchte, ohne sich Zeit zum Nachdenken zu geben, woher sie kamen.

Und dennoch weinte dieses junge Mädchen oft im Stillen über sich selbst und über die vollkommene Unmöglichkeit, eine Einheit in die unharmonischen Bestandtheile zwischen ihrer Vernunft und ihren Gefühlen zu bringen.

Edith war nicht glücklich, weder in ihrer Umgebung, noch in ihrem Innern.

Es war ihr bisweilen ganz unbeschreiblich enge in ihren glänzenden Zimmern.

Sie kannte nicht alles Himmlische, das in dem Verhältnisse zwischen einer Mutter und einer Tochter liegen kann. Sie kannte nur jene passive Zärtlichkeit, welche Kinder ihren Eltern zu zollen schuldig sind, und den Gehorsam, welchen diese zu fordern das Recht haben. Doch so lieblich es für sie gewesen sein würde, Alles aus Liebe zu geben, so bitter war es ihr, Alles aus Schuldigkeit geben zu müssen.

Und dennoch hatte die Hofräthin sich gewöhnt, eben von dieser ihren Tribut zu fordern, seitdem Edith's trotziges Gemüth mit dem ihrigen in Opposition getreten war.

Edith hatte viele gute Neigungen, wenn sie nur hervorgerufen worden wären, und eine tiefe Verachtung gegen alles Niedrige; doch feurig, romantisch, mit einer ausschweifenden Phantasie, war sie zugleich eigensinnig, übermüthig, eine Sklavin ihrer Eindrücke, ein Spielball ihrer Launen.

So war sie, und wenn es möglich war, daß aus dem Allem etwas Gutes werden konnte, so war dazu eine Kraft erforderlich, unter welche ihre eigene sich beugen mußte — doch woher sollte diese Kraft kommen?

Bis jetzt erkannte sie keine andere Macht, als die ihrer Einfälle; und war es wohl denkbar, daß Graf Hermann — er, der den ermüdenden Ringkampf mit seinen eigenen Verirrungen so eben erst beendigt hatte und sich nur nach der Ruhe, dem Frieden und dem schützenden Engel sehnte — im Stande sein sollte, so viele verschiedene Elemente zusammenzuhalten?

Jetzt aber wollen wir einen Theil von demjenigen beleuchten, was für Edith selbst noch finster war.

Bis vor drei Monaten hatte sie ein Vergnügen gefunden an der Stellung, welche sie sich verschafft hatte, ja sogar an der Verleumdung, deren Ziel zu sein sie sich bewußt war .... ein Vergnügen an ihren Eroberungen, ein Vergnügen an ihrer Koketterie, ein Vergnügen an der Verzweiflung, die ihre Veränderlichkeit hervorrief — mit einem Worte: sie hatte bemerkt, daß gerade ihre Launen es waren, die ihr so sinnreiche Zerstreuungen verschafften. Sie hatte dieselben daher begünstigt und ihnen erlaubt, sie auf jede Weise zu zerstreuen.

Seit drei Monaten aber waren ihr alle Eroberungen, alle Vergnügungen, ihr ganzes zweckloses Leben zuwider, und sie aller dieser Dinge herzlich müde.

Vor Allem war sie eben jener Launen müde, welche sie umher

jagten und sie die Fesseln einer Sklaverei empfinden ließen, welche sie nicht länger tragen wollte, und welche sie dennoch trug.

Wir haben gesehen, daß ein großer Kampf in Edith's Herzen, oder wie sie sich noch zu glauben überredete, zwischen ihrer Phantasie und ihrem bessern Wissen vorging. Und wir haben gesehen, wie sie sich an jenem Sonntage, da sie ihre drei alten Freier verabschiedete, vorher auf ihrem Zimmer — nach ihrer Rückkehr aus der Kirche — der zügellosesten Verzweiflung hingab.

Was hatte diese Verzweiflung hervorgerufen, welche sie in eine ganz neue Welt warf?

Sie hatte während des Gottesdienstes Helmer gegenübergesessen und zum ersten Male mit wirklichem Schrecken eingesehen, welchen tiefen Eindruck die äußere Gestalt auf das Gemüth machen kann.

Auch über einen andern, ebenso bedeutungsvollen Umstand erschrak und schauderte sie.

Während sie in ihrem Gedächtnisse kein einziges von den Worten, die von den Lippen des Geistlichen kamen, zu behalten vermochte, widerhallten in ihren Ohren unaufhörlich die wenigen Worte, welche Helmer ihr gesagt hatte, als sie bei dem Zusammentreffen auf dem Kirchhofe die Treppe zu dem Tempel hinaufstiegen. Und dieses Zusammentreffen, war es wirklich ein Zufall? Hatte sie nicht eine Ahnung gehabt, eine Ueberzeugung — nein, sie zwang sich, an eine so tiefe Erniedrigung gar nicht zu glauben. Sie, die ihre Blicke auf so Viele werfen konnte, sollte sie auf eine schwache Hoffnung gereist sein, um eine so unbedeutende Person wie den Bruksverwalter zu treffen?

O, es war nur eine Phantasie, es konnte nicht anders sein.

Inzwischen wurde sie von einem tiefen Ekel vor dem faden Spiele mit den drei betagten Rittern ergriffen. Sie hielt es nicht länger damit aus, es war vergebens, sich eine Zukunft mit Einem unter ihnen zu denken; und indem sie ihre Laune auf etwas warf, wo dieselbe nicht weilen durfte, mußten die armen Freier die Zeche bezahlen.

Aber dieser Tag war doch allzu unglücklich! Es war ein Tag voll von lauter bösen Einflüssen.

Sie hatte bis jetzt Helmer's Gesangstimme noch nicht gehört. Diese Stimme, diese Töne verfolgten sie die ganze Nacht.

Dieses Alles, die mit jedem Tage immer deutlicher werdenden Beweise von der verabscheuten Gewißheit, daß auch sie vor dem Gegenstande brannte, welcher die Gouvernante, die kokette Hortense, ja die unreife Olga — vergötternder Hausmamsellen, Jungfern und Dienstmädchen gar nicht zu gedenken — in Feuer und Flammen setzte, diese Beweise drohten sie zu verzehren, denn sie zermalmten ihren Hochmuth, ihren weiblichen Stolz, welcher ihr sagte, daß *sie* über den Sinnenrausch erhaben sein müßte.

Daß etwas Gefährlicheres, als ein bald verschwindender Sinnenrausch zu befürchten sein könnte, davon träumte sie in diesem Augenblicke noch nicht.

Sie hatte nie geliebt. Außerdem waren die Symptome nicht so, wie sie sich dieselben für diesen Fall gedacht hatte; was jedoch vorhanden war, das reichte vollkommen hin, daß sie sich selbst verachten mußte.

Wie unendlich gerne hätte sie nicht auch ihn, der diesen Aufruhr hervorgerufen hatte, verachten mögen, wenn sie nur einen Anlaß dazu hätte finden können. Und hätte er es nur gewagt, seine Blicke zu ihr zu erheben, wie würde sie ihn nicht mit ihrem Uebermuthe, mit ihrem unermeßlichen Erstaunen über eine solche Kühnheit zermalmt haben! Aber von einer solchen Kühnheit ließ sich gar nichts vernehmen, und der Aerger, zu wissen, daß ein Mann, der täglich Gelegenheit hatte, sie zu sehen, es vermochte, ihr zu widerstehen, reizte ihr ohnehin schon erregtes und verletztes Gemüth nur noch mehr.

Nicht war es eigentlich Helmer's vergleichungsweise niedrige Stellung in der Gesellschaft, was da machte, daß ihr der Abstand zwischen ihnen so unermeßlich erschien, daß ihr niemals die Möglichkeit einfiel, derselbe könnte übersprungen werden. Aber er war

eine Art von Diener im Hause, ein Titel, der — so achtungswürdig er übrigens sein mochte — mit der Liebe zusammengelegt, doch etwas Unbegreifliches war.

Ferner gab sie sich alle erdenkliche Mühe, um sich ein eigenes System von Helmer's Geringheit zu bilden, sowohl was seinen Verstand, als auch was seine Bildung und seine Lebensgewohnheiten betraf.

Je tiefer sie ihn herabzusetzen vermochte, desto geringere Schwierigkeit machte es ihr, sich zu überzeugen, daß der Enthusiasmus, den er in ihr erweckte, von derselben Natur wäre, als derjenige, den ein Gemälde, ein Marmorbild oder ein Naturstück, mit einem Worte, Alles, worin die ideelle Schönheit sich in dem kleinsten Detail offenbart, in ihr hervorgerufen haben würde. Ja, wäre es einer von den Arbeitern, einer von den Knechten gewesen, der von der Natur mit eben diesem göttlichen Geschenk begabt gewesen wäre, so würde sie ohne Zweifel ganz dieselben Gefühle gehabt haben.

Beherrscht von den unwiderstehlichen, stets hin und her wankenden Gemüthsbewegungen, konnte sie ihn bald nicht oft genug sehen, bald dagegen seinen Anblick gar nicht ertragen. Und ein unsägliches Leiden war es für sie, zu sehen, mit welcher Fassung, ja Gleichgültigkeit er sich in alle ihre kindischen Aus- und Einfälle fand, welche sie zwar selbst verabscheute, aber dennoch nicht unterlassen konnte, weil ihre Kälte und ihr Stolz das einzige Bollwerk bildeten, hinter welchem sie sich zu verschanzen wußte.

Seine Weigerung, ihr gegenüber Gevatter zu stehen, schrieb sie anfänglich dem niedrigen, eigennützigen Beweggrunde zu, daß er ihrer Mutter gefallen wollte. Aber die Art, mit welcher er sie während des Aktes in der Kirche betrachtet hatte, flößte ihr andere Gedanken ein, bei welchen die erste Vorstellung von einer Erniedrigung ihre Seele mit Blitzesschnelligkeit berührte.

Wie kam es aber, daß diese Vorstellung, anstatt in ihr Hohn und Verachtung zu wecken, ihr Wesen durchbebte, als wäre ein

Strahl vom Himmel dort eingedrungen und hätte daselbst ein neues blendendes Licht, eine neue Wärme verbreitet?

O Elend ohne Gleichen! Waren es nicht Thränen des Glückes, welche sich mit den Thränen der Eifersucht in jenem Augenblicke mischten, als Primus sie überraschte und ihr eine Erklärung gab, die sie zwar nicht zu bedürfen behauptete, die jedoch tausend thörichte Gedanken der höchsten Glückseligkeit in ihr erweckten.

In der Mitte dieser Umwälzung traf die Nachricht von der Ankunft des Grafen ein. Sogleich griff Edith mit Begierde nach der Hoffnung auf eine Zerstreuung, die nie gelegener kommen konnte.

Sie beleidigte Helmer absichtlich, in der Hoffnung, seinen Verdruß zu wecken und ihn auf diese Art ganz von sich zu entfernen. Die Folge war, daß Helmer sie ein Uebergewicht fühlen ließ, welches sie zum Schweigen brachte und sie zu gleicher Zeit überzeugte, es müßte nur ein betrüglicher Schimmer sein, was sie in der Kirche zu sehen vermeint hatte. Hätte er es wirklich „gewagt, den Blick zu ihr zu erheben," so würde er nicht so kaltblütig gewesen sein, die Beleidigung auf sie selbst zurückzuwerfen.

Und welchen Gewinn hatte sie endlich von ihrem erfüllten Wunsche? Helmer hielt sich in der Entfernung, und ihre Laune wurde schlimmer als jemals.

Nun aber kam wie aus den Wolken gefallen die einsame, vertrauliche Stunde, da er ihr die Geschichte des Grafen Hermann erzählte, da er sie warnte und ihre Hand einige Sekunden lang in der seinigen hielt.

In eben jenem Augenblicke, da ihre tiefen und gewaltsamen Gefühle ihr beinahe das Bewußtsein geraubt hatten — da sie bei der Berührung seiner Hand, unter dem Einflusse eines Blickes, wie sie ihn noch nie aus seinem Auge gesehen hatte, leise fühlte, daß sie über dem Abgrund schwebte und sich von demselben hinwegreißen müßte — da vermochte sie es auch durch eine von jenen Kraftanstrengungen, in denen die Verschämtheit und der Hochmuth sich um den Sieg streiten.

Von diesem Augenblicke an — den sie fast als eine Zauberei betrachtete — war sie aber auch entschlossen, zu zeigen, daß sie an keine Zauberei glaubte, und daß keine ihrer unwürdige Schwäche sie ferner noch zwingen sollte, vor sich selbst zu erröthen.

Was dagegen ihr Verhältniß zu dem Grafen betrifft, so war die Theilnahme, welche sie gegen ihn hegte, wirklich von einer so wahren und innigen Natur, daß sie sich mehrmals selbst fragte, ob sie nicht der gute Engel dieses Mannes werden müßte.

Was hat sie wohl dabei zu verlieren? — Gar nichts.

Mit allen seinen Visionen war er weit interessanter und tausendmal mehr werth, als die Marionetten, mit denen sie es bisher zu thun gehabt hatte. Mit ihm wollte sie nicht spielen, nein: sie wollte ihn glücklich machen; denn er fragte nicht im Mindesten nach ihrem Reichthum, sondern nur nach ihr selbst. Ihm konnte sie überdieß nützlich werden. Und unter allen Männern, die um ihre Hand geworben hatten, war kein einziger, dem sie so gewogen gewesen war.

Sie reiste und kehrte zurück, sie überlegte und kämpfte; es war ja so lächerlich, daß dabei immer ein Gedanke an den widerlichsten von allen Gegenständen sich ihr aufdrängen wollte. Dieser Gedanke gehörte ja gar nicht hieher. Ihr Herz war ja ganz frei, und wenn sie litt, so war es ja nur eine Vision, die kaum weniger wahnsinnig war, als die des Grafen Hermann.

Sie paßten also vortrefflich zu einander, und darum war es gut und konnte unmöglich besser werden, bis wieder eine Reihe von Wenn und Aber ihr neue Grillen in den Kopf und neue Leiden in das Herz setzte.

Während dieser bunte Wirrwarr von Liebe, Hochmuth, Mitleiden, Reue und Vernunft in stetem Kreislauf durch Edith's Seele fuhr, verschwanden wieder einige Wochen, und noch immer stand Alles auf gleichem Punkte mit Ausnahme der Hoffnungen des Grafen Hermann, die stets neue Triebe schlugen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Schrecken in der Familie. Mamsell Octavie beginnt ihre Lampen anzuzünden.

Um diese Zeit — man war jetzt in der Mitte des September — begann Onkel Janne gewisse Zeichen von jener Unruhe zu empfinden, welche ihn immer heimsuchte, wenn er sich eine längere Zeit an einem und demselben Orte aufgehalten hatte. Ueberdies fühlte es der Ehrenmann, trotz seiner Liebe zu Edith, diesmal so peinigend leer auf Dagby.

Es war nicht allein die Leere, welche aus dem Hinscheiden des seligen Franz entsprang — diese konnte dem Zurückbleibenden dessen Herz und Gedächtniß noch von ihm voll war, nichts rauben — sondern es war die Leere, welche eine so gute und warme Seele empfinden muß, wenn sie sich gewissermaßen überflüssig fühlt.

Nicht daß Onkel Janne einen Werth darauf setzte, daß man ihm den Hof machte, oder in Worten ihm sagte, daß seine Anwesenheit Freude bereitete; aber der Alte hatte es gerne, wenn er merkte, daß er Freude um sich her verbreitete; er hatte auch die kleine Schwäche, daß er vergnügt war, wenn man ihn bat, ein Stückchen aus seinen Reiseerinnerungen und von demjenigen zu erzählen, was dem seligen Franz so angenehm und ehemals in den vertraulichen Abendkreisen auch die Lust der Uebrigen gewesen war.

Jetzt dagegen hatten Alle so viel zu thun, daß er keine andere Rolle erhielt, als die eines Vertrauten, der aus der einen Hand in die andere geht, ohne daß man sich jedoch sehr viel aus seinem Rath macht.

Des Abends war es überdies sehr oft sein Loos — obgleich Helmer und die gnädige Frau ebenfalls ihre Loose hatten — mit dem Grafen Schach oder Tivoli und zur Abwechslung wohl ein=

mal Wira zu spielen; da jedoch Kartenspiel nie seine schwache Seite, sondern zu den Zeiten des Hofraths nur eine Nachgiebigkeit gewesen war, und der Graf das alte, ehrliche Bretspiel nicht mochte, so ermüdete der Onkel immer mehr. Da hiezu ferner noch kam, daß der Graf, welcher ihn anfänglich gar nicht entbehren konnte, jetzt in seinem träumerischen Entzücken kaum bemerkte, wenn er an einem ganzen Vormittage gar nicht kam, und Edith, welche stets zwischen Fieberhitze und Fieberfrost schwebte, an sich selbst genug zu haben schien, so hielt der Alte es für das Beste, den Ranzen zu packen und davon zu gehen.

Es war gerade noch Zeit, einige Wochen zu wandern, und sich dann auf Grandalen in die Winterquartiere zu begeben, wo es Zeit sein konnte, von der Colonie und von der Ernte Notiz zu nehmen.

Aber es war mit Onkel Janne's Anwesenheit an einem Orte gerade so, wie mit der Wärme und dem Sonnenschein nach einer kalten und nassen Zeit! man merkt, daß es besser, ruhiger, angenehmer wird; aber man weiß der Sonne keinen Dank dafür, daß sie uns wärmt und wohlthut; man wird nur unruhig, wenn sie uns zu verlassen droht.

So gab es auch Unruhe auf Dagby, als es verlautete, daß der geliebte Onkel Aller aufbrechen wollte.

„Nein, um Gottes willen! rief Edith aus und warf sich dem Greise in die Arme; ich fühle, daß alles Unglück über uns kommt, Onkel, wenn Du uns verläßest! Glaube mir: nur Deine Anwesenheit hält es ab."

„Aber, meine Du! wie kannst Du so kindisch schwatzen! Es gibt vielleicht Menschen, denen ich wirklich nützen kann. Hier bin ich ganz überflüssig."

„Ueberflüssig? — wir werden's schon sehen, Onkel, wenn Du nicht mehr hier bist! Wie sanft, gut und gnädig ist nicht Mutter jetzt: sie weiß, daß ich in meinem Onkel einen Vertheidiger habe."

„Kind! bei Deiner Mutter bedarfst Du keines andern Ver-

theidigers als ihres Herzens; doch Du hast — ich muß es Dir leider sagen — ihre Geduld auf die Probe gesetzt."

„Ach, Onkel, Du weißt nicht, wie oft sie die meinige auf die Probe gesetzt hat — doch gleich gut; ich will davon jetzt nicht reden, sondern nur Dich, mein Onkel, anflehen, daß Du hier bleibst!"

„Unmöglich, Schwager! ganz unmöglich!" erklärte die Hofräthin, als sie den Alten in der Bibliothek, wo alle inneren Angelegenheiten gewöhnlich abgemacht wurden, in eine Ecke eingekeilt hatte; „Du siehst ja selbst, daß einzig und allein Deine Anwesenheit Edith wenigstens so vernünftig macht, wie sie jetzt ist. Zwar plagt sie mich auch jetzt noch bisweilen, im Ganzen aber ist sie ihrer Pflichten unvergleichlich besser eingedenk. Sie weiß es recht gut, daß ich doppelt stärker bin, so lange ich Dich an meiner Seite habe."

„Geschwätz, Frau Schwägerin! lauter Geschwätz!"

„Nein, ich betheure, daß ich kein Wort ohne Bedeutung sage! Wenn Du nur noch ein wenig warten willst, so denke ich, Du kannst ihre Verlobung segnen: es sieht in dieser Rücksicht sehr gut aus. Ich war überzeugt, daß ein solcher Mann auf sie Eindruck machen würde." . . . .

Nun kam auch noch der Graf mit seinen Bitten.

Wohin sollte er fliehen in den Stunden, ja wohl Tagen, da seine Sonne sich in den Wolken verbarg, wenn er nicht zu dem geduldigsten von allen Menschen seine Zuflucht nehmen konnte. In seiner feinfühlenden Delicatesse wußte er auch nicht einmal, ob er bleiben könnte, wenn der einzige männliche Verwandte das Haus verließe, und jetzt von Dagby zu reisen — hu! schon der bloße Gedanke regte ihn auf.

Zuletzt war es Helmer, welcher bei einem Besuche in den Zimmern des Onkels ganz im Vertrauen die Rede darauf lenkte,

wie nothwendig seine Anwesenheit gerade jetzt sein würde für den Fall, daß — sich etwas ereignete.

„Was sollte sich denn wohl ereignen können, das ich zu hindern vermöchte?“ fragte Onkel Janne aufmerksam.

„Es gibt Dinge, welche, wenn sie auch nicht zu hindern sind, sich dennoch durch Klugheit und herzliche Theilnahme mindern, ändern, verbessern lassen, wenn — ich setze nur den Fall“ . . .

„Welchen Fall setzen Sie?“

„Daß der Graf“ . . .

„Weiter!“

„Daß der Graf um diejenige anhält, nach welcher er strebt.“

„Was weiter?“

„Und daß sie ihn ausschlägt.“

„Hm!“

„Niemand kann voraussehen, was das Fräulein in diesem Falle thun wird.“

„Das ist wahr; die Sache hängt von einer Laune ab.“

„Leider! Wird aber diese Laune ein Nein, so können hier mit dem Grafen — einem Manne, der von einer so schrecklichen Gemüthskrankheit heimgesucht und so lange in eine Hoffnung eingewiegt worden ist, die vielleicht plötzlich getäuscht wird — Umstände eintreten, bei denen nicht allein eine männliche Hilfe, sondern vor allen Dingen ein Verwandter nothwendig ist.“

„Herr Helmer, es ist Ihnen, meiner Treu, gelungen, mich besser zu überzeugen, als irgend ein Anderer; und da es so ist, daß ich vielleicht nützlich werden kann, so bleibe ich in Gottes Namen für's Erste, wo ich bin. Eine Dummheit aber war auf jeden Fall die ganze Veranstaltung mit dem guten Grafen; denn kommt er einmal recht in den Zug, so kann er dem Rufe sämmtlicher Damen viel schaden.“

„Ja, gewiß war die Einladung eine sehr gewagte Sache, so viel ist abgemacht.“

„Und eben so abgemacht ist es, daß kein Mensch aus einem

solchen Mädchen wie Edith klug wird — Gott segne sie; sie ist dennoch mein Augapfel! . . . . Kann es wohl möglich sein, daß sie sich in den Grafen verliebt hat?"

„Das glaube ich kaum."

„Nun so wird sie ihn doch auch wohl nicht heirathen!"

„Das möchte ihr dennoch vielleicht einfallen."

„Ach, welch ewiger Schade, daß ein so außerordentlich schönes und anmuthiges Mädchen so viele Fehler haben kann — und man kann nicht läugnen, daß sie Fehler hat!"

Der Alte sagte das Letzte in einem Tone, aus dem abzunehmen war, daß er es sehr gerne sehen würde, wenn Helmer ihm widersprechen wollte.

Helmer's einzige Antwort aber war ein leichtes Kopfschütteln, und ein wenig verdrießlich, daß Niemand da war, der seinen Liebling vertheidigen wollte, da er es selbst nicht konnte, brach der Alte das Gespräch kurz ab.

Nachdem Helmer gegangen war, wurde Primus gerufen und erhielt den Befehl, die hervorgesuchten Sachen auf unbestimmte Zeit wieder einzulegen.

„Das war ein schöner Entschluß, Herr!" erklärte Primus, „ein prächtiger Beschluß! Wir haben's nicht so schlecht, wo wir sind."

„O, auch nicht so gut!" meinte der Onkel, der mit dem besten Willen von der Welt nicht umhin konnte, sich nach dem freien Leben auf der Landstraße mit seinen Beschwerden, Vergnügen und tausend Gelegenheiten zu guten und frohen Gedanken zu sehnen.

Ja, wie war es wohl möglich, eine einzige, so lustige und angenehme, Entzücken ausdrückende Grimasse zu sehen, wie die, über welche er so oft gelacht hatte, wenn er den ledernen Beutel von Murre's Hals losband und vor den Augen froh gaffender Köthner-Abkömmlinge einen Pfefferkuchen hervorsuchte, dessen bloßer Anblick ihre Wangen zu der der entzückendsten Trompete erweiterte . . . und die Thräne, welche er hier abwischte, und die

Freude, welche er dort theilte, wer hatte einen Begriff davon, wer kehrte sich daran?

„O Herr! man soll nicht die Sonne im Sinken sehen, wenn sie noch so ziemlich hoch am Himmel steht, wie jetzt! Sie müssen die Sehnsucht fahren lassen und zeigen, daß Sie ein Mann für Ihren Hut sind! Es ist nicht genug, sein Wort und Versprechen zu halten, es muß auch mit frohem Herzen geschehen, sonst wette ich mit Diesem und Jenem darauf, Fräulein Edith weint das Schnupftuch voll und die Schürze dazu, denn sie ist stark in ihrer Liebe zu Ihnen — o Gott, wie stark sie ist!"

Primus hatte seine besonderen Gründe zu so vieler Beredtsamkeit.

Er war eben jetzt so recht im Zuge mit einer Intrigue, die nichts Geringeres bezweckte, als den langen Kutscher ebenfalls etwas von Demjenigen fühlen zu lassen, was Primus früher empfunden hatte.

Primus hatte nämlich auf verschiedenen Umwegen die beunruhigende Neuigkeit in Umlauf gesetzt, daß Jungfer Lotta für keinen Geringeren, als den vornehmen Nilman, ihre Angeln auswerfe. Und Jonsson hatte so schnell und so eifrig angebissen, daß er jetzt Lotta nur anglotzte, anstatt sie anzusehen.

Wie konnte wohl Primus geneigt sein, den Schauplatz eines so großen Triumphes zu verlassen!

Einige Tage nach dem plötzlichen Aufstande, den die beabsichtigte Reise des Onkels Janne verursacht hatte, erhielt Edith eine Einladung, als Gevatterin bei einem neuen Taufakt zugegen zu sein.

Es war jener Fall, über den sie früher schon mit ihrer Mutter geredet hatte, und sie war sogleich entschlossen, ein abschlägige Antwort zurückzuschicken.

„Nun ja," sagte die Hofräthin, welche sie diesmal nicht zu überreden suchte, sie werden es wohl entschuldigen müssen!"

Beim Thee an jenem Abende, da mit Ausnahme Edith's, die vor dem Piano saß und phantasirte, die ganze Familie vor dem nach anmuthiger Herbstart flammenden Feuer in Ruhe Platz genommen hatte, erzählte die gnädige Frau der Mamsell Octavie — den Grafen hielt jedoch nichts ab, es zu hören — daß Edith die Einladung zum Baron G. ausgeschlagen hätte. Es wäre wirklich wunderbar, wie gerne sie jetzt zu Hause bliebe; und, um zu keiner Antwort Zeit zu lassen, begann die Hofräthin, sich zu wundern, welche Gevattern dort wohl sonst noch gebeten sein könnten.

„Ueber Einen wenigstens kann ich Aufklärung geben," entgegnete Helmer, denn ich habe die Ehre, gebeten zu sein."

„Nun, ich muß sagen, das war recht artig . . . denken Sie hinzufahren?"

„Ich habe es gedacht!"

Das Gespräch kam nicht weiter auf diesen Gegenstand zurück, auch fragte Niemand Edith, was ihre abgeschickte Antwort enthielt.

Doch an dem Morgen des zur Taufe bestimmten Tages erhielt die Hofräthin von der Mamsel Octavie einen Wink, daß Fräulein Edith wahrscheinlich einen besondern Grund hätte, den ganzen Vormittag auf ihrem Zimmer zu bleiben.

„Welchen besonderen Grund meinen Sie?"

„Ich kann es nicht so genau wissen, Ihro Gnaden; ich fürchte nur, Sie haben sich ein wenig in der Vermuthung geirrt, daß eine gewisse Person einen Antheil daran hat, daß Fräulein Edith so viel zu Hause ist. Eher glaube ich, wenn ich es wagen darf, damit zum Vorschein zu kommen," fuhr in giftigem Tone das boshafte Geschöpf fort, „daß eine andere gewisse Person sie zur Reise veranlaßt."

Es war das erste Mal, daß Mamsell Octavie es wagte, eine solche Anspielung zu machen. Die Hofräthin jedoch, welche un=

möglich errathen konnte, was die Gouvernante meinte, sagte in einem gutmüthigen Tone:

„Ich bin wirklich neugierig, zu vernehmen, wer das sein kann, denn so viel ich weiß, habe ich den Mann noch nicht gesehen, welcher Edith vermocht hat, aus Liebe einen Entschluß zu ändern -- alles Andere außer diesem."

Mamsell Octavie schwieg, nahm aber eine Miene an, in welcher zwanzig Widersprüche lagen.

„Ich weiß, meine gute Octavie," fuhr die Hofräthin fort, „daß Sie ein sicheres Urtheil haben, und gestehe, daß ich viel Vertrauen darauf setze; vielleicht aber bin ich selbst auch nicht ganz blind, und ich habe in dieser Beziehung gar nichts gesehen. Um damit anzufangen: wie wissen Sie, daß Edith reist? Ich meine, sie kann sich nicht wohl so lächerlich machen, da sie es einmal ausgeschlagen hat."

„Wenn sie es nun aber nicht ausgeschlagen hätte?"

„Das war ja ganz sicher."

„Vielleicht ist das noch sicherer, was i ch zu erzählen habe."

„So lassen Sie hören!"

„Ich erfuhr gestern im Pfarrhofe, sie hätte versprochen, zu kommen. Die Hausmamsell bei Baron G. hatte es erzählt und auch gesagt, Fräulein Edith würde einem Rittmeister von Linden gegenüberstehen."

„Ach so, dem Cousin der Freiherrin! Ich habe von ihm gehört und weiß, daß er erwartet wird; doch von ihm kann auf *keinen* Fall die Rede sein, da Edith ihn noch nicht einmal gesehen hat."

„Versteht sich, nein!"

„So singen Sie denn aus, Mamsel Octavie, was Sie wissen; denn dieses wird langweilig!"

„Es ist meine Pflicht, mich zu äußern, da Ihro Gnaden es so bestimmt wünschen! Inzwischen schmerzt mich der Gedanke

außerordentlich, daß ich die Erste sein soll, die Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenkt."

„Meine gute Octavie, beunruhigen Sie sich darüber nicht! Ich bin überzeugt, daß es ein lächerlicher Irrthum ist."

„Lächerlich ist es gewiß, doch kein Irrthum . . . der Bruksverwalter . . ."

„Nun, ich muß sagen, ich bin eine gute Prophetin?"

Und die Hofräthin fiel in das allerunschuldigste Gelächter.

„Ihro Gnaden! es gibt Gefühle, die sich nicht wägen und bestimmen lassen."

„Mamsell Octavie! es gibt Thorheiten, die so außordentlich sind, daß sie nur für die Lachmuskeln erfunden zu sein scheinen. Jedermann weiß, daß ich nicht zu denjenigen Leuten gehöre, die über Alles lachen; traktirt man mich jedoch mit so lustigen Dingen, die nicht einmal im Stande sind, meinen Verdruß zu wecken, so erlaube ich mir es auch, lustig zu sein."

„Halten Ihro Gnaden es denn aber für das achte Wunder der Welt, wenn das Fräulein sich unter ihrem Stande verlieben sollte?"

„Nein, das nicht! Wir haben in Romanen, so wie im wirklichen Leben tausend Beispiele davon — und Helmer ist hübsch genug, daß eine solche Liebe gar kein Wunder sein würde."

„Also geben Ihro Gnaden zu, daß es möglich ist?"

„Nein, ich gebe nur zu, daß es ein sehr natürliches Ereigniß sein könnte!"

„Und dieses sagen Ihro Gnaden mit einer solchen Ruhe?"

„Ja, warum sollte ich das nicht? Wenn Edith den Herrn Helmer liebte, à la bonne heure! sie machte da Bekanntschaft mit einer Epidemie, welche ebenso gewöhnlich, ja noch gewöhnlicher ist, als die Masern und die Blattern. Der ganze Unterschied wäre nur der, daß sie keines andern Arztes bedürfte, als ihres Verstandes, der sie gewiß auch zu rechter Zeit kuriren würde."

„Sollte dieses wohl nicht bei dem Charakter des Fräuleins Edith einigem Zweifel unterworfen sein?"

„Nicht im Mindesten! Gerade ein Mädchen mit ihrem Charakter kann sich niemals so weit vergessen, daß sie diesen Gefühlen im Ernste nachgibt. Nein, Liebe von dieser Bekanntschaft kann zwar entstehen, und ich verdamme dieselbe ebenso wenig, als ich mich darüber wundere, denn wer kann sagen, woher die Liebe kommt? Aber sie entsteht, blüht, leidet und stirbt zu ihrer gehörigen Zeit, und es bleibt nichts Anderes davon übrig, als eine — — Erinnerung."

„Ihro Gnaden haben Ihre eigene Philosophie."

„Vielleicht! doch diese ganze Abhandlung hätten wir uns recht gut ersparen können: denn Edith's unpassender Hochmuth hat dem armen Helmer einen Platz angewiesen, der hinlänglich zeigt, daß sie ihn nicht einmal im Gesellschaftsleben als ihresgleichen erkennen will."

„Und Ihro Gnaden glauben . . ."

„Nichts mehr! Und um Ihnen deutlich zu zeigen, wie ungereimt ich diese Beschuldigung finde, für welche Sie nicht den geringsten Beweis haben, will ich in dem Falle, daß Edith wirklich reist, ihr Helmer zum Kutscher vorschlagen."

„Oh, Ihro Gnaden! Ihro Gnaden!"

Die Stimme der Gouvernante zitterte. Was hatte sie jetzt von ihrem ersten Manöver?

Nichts weiter, als daß die Hofräthin sie klar durchschaut hatte und im Geheimen über die Thorheiten lächelte, zu denen die Eifersucht verleiten kann.

In demselben Augenblicke trat Edith mit einer Schachtel voll französischer Blumen in der Hand herein.

Mit einem zur Hälfte gezwungenen, zur Hälfte scherzhaften Tone sagte sie:

„Lache mich aus, liebe Mutter! Ich komme, um Dich über meinen Putz um Rath zu fragen. Soll ich die Camelien nehmen, oder diesen prachtvollen Halbkranz? — vielleicht ist er doch beinahe zu glänzend?"

„Du fährst also trotz Deiner Weigerung?"

„Ich habe es nicht ausgeschlagen, denn . . ."

„Denn?"

„Ich hatte mich besonnen."

„Nun, ich bin Deiner Einfälle allzu gewohnt, meine liebe Edith, als daß ich mich sehr wundern sollte! Ich will den Landauer anspannen lassen, und da auch der Bruksverwalter hinreist, so braucht er keinen eigenen Wagen zu nehmen. Er kann ja das Vertrauensamt erhalten, Dich zu fahren."

Ein Paar sehr natürliche Falten verdüsterten Edith's schöne Stirn, und man konnte kaum etwas Uebelgelaunteres sehen, als ihre Miene, da sie antwortete:

„Liebe Mutter, wenn zum Beispiel von dem Grafen Hermann die Rede gewesen wäre — vorausgesetzt, daß er es annehmen wollte — so könnte dieses Project ein Vertrauensamt genannt werden; aber ich fürchte, gegen Herrn Helmer wäre es nicht artig: bedenke, den Kutscher mit dem Bruksverwalter zu ersetzen!"

Die Hofräthin warf einen herausfordernden Blick auf Mamsell Octavie.

Diese sah hinweg, um ihr tiefes Erröthen zu verbergen.

Und so wie die Hofräthin es beschlossen hatte, so geschah es. Denn ehe Edith noch etwas Weiteres einwenden konnte, hatte ihre Mutter mit den Worten: „oh, er wird schon verstehen, daß es eine Artigkeit ist!" das Fenster geöffnet, Helmern, der eben über den Hof ging, gewinkt und die Sache auf eine eben so artige als kluge Weise abgemacht.

Die Hofräthin wollte sich den Bruksverwalter sehr gerne verbinden . . . .

In einer Toilette, welche den Glanz ihrer vollen weiblichen

Blüthe im höchsten Grade erhöhte, kam Edith gleich nach dem Mittagessen herab, um Abschied zu nehmen.

Graf Hermann betrachtete sie mit stummer Bewunderung.

Niemals hatte ein wärmerer Purpur ihre Wangen geröthet, niemals hatten ihre großen, hellbraunen Augen einen größeren und zugleich milderen Glanz gehabt. Auf der weißen Stirn theilte sich das schöne, seidenweiche Haar und fiel in mehreren Locken auf den Hals herab, deren Form und glänzend weiße Farbe den armen Grafen in gleichem Grade blendete.

Edith aber bemerkte diese Bewunderung gar nicht, sie hörte nicht den unterdrückten Seufzer, welcher sich seiner Brust entwand, als sie, anstatt ihm, wie gewöhnlich, einige liebliche Worte zu sagen, an den Spiegel trat und ganz ungenirt den eleganten Kranz ein wenig höher auf die Flechte schob.

Einige Minuten darauf war sie verschwunden.

„Mein lieber Graf!" sagte die Hofräthin, indem sie ihren Arm vertraulich auf die Schulter des Grafen legte, „wir wollen gemeinschaftlich irgend eine Reform erdenken, welche die kleinen Zerstreutheiten der jungen Damen bessern kann. Doch Gott sei mir gnädig! ich fürchte, so lange die Welt steht, sind die Mädchen immer ein wenig zerstreut, wenn sie in Gesellschaft gehen. Nun, nun, sie werden um so klüger als Gattinnen!"

„Werden Sie das?" fragte der Graf mit einem verschämten Blick durch das Fenster.

„Natürlich!"

Der Graf hörte die Antwort nicht — Edith hatte im Wagen mit einem freundlichen, warmen Blicke zu ihm heraufgesehen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Taufe.

„Befehlen Sie schnell oder langsam zu fahren, mein Fräulein? die Wege stäuben noch so ziemlich!" sagte Helmer, indem er sich umwendete und in den Wagen blickte, der eben jetzt die Allee verließ.

„Wenn es die Zeit irgend zuläßt, so muß ich bekennen, daß ich ein wenig besorgt bin wegen meines Putzes."

Edith sagte dieses in einem Tone, welcher ihr selbst vielleicht unbewußt die Eigenschaft hatte, anzuzeigen — daß die große Schranke fiel.

Helmer sah sie an; es war ein schneller, aber tiefer Blick, halb ein Lächeln, halb ein Schauder.

Darauf blickte er auf seine Uhr und erklärte, daß keine Eile von Nöthen wäre.

„Um so besser!" erwiederte Edith.

Mehr vermochte sie nicht zu sagen, denn Helmer's Blick hüllte gleichsam eine Wolke um ihre Seele. Sie empfand einen stechenden Schmerz. Sie hätte Alles geben wollen, um diesen Blick noch einmal, aber langsam, sehen zu können, damit sie Zeit hätte, dasjenige zu deuten, was jetzt eine brennende Unruhe hinterließ.

Doch die Augenblicke vergingen. Helmer's Aufmerksamkeit schien nur auf die Zäume gerichtet zu sein.

„Wie befindet sich unser kleiner Jockey an seinem Platze?" fragte sie endlich.

„Er ist nicht zu sehen, doch hoffe ich, er wird sich festhalten."

„Behüte uns Gott vor andern Dingen! Ich habe die Schwäche, mit den Launen der Könige in der Vorzeit zu sympathisiren; Sie wissen wohl, Herr Helmer, daß die Großen der Erde in alten Ta-

gen den Zwerg über die ganze Hofbedienung setzten; das thue ich auch, und so oft ich den Primus bekommen kann, so erhält Lundin, selbst wenn er in der neuen Livree brillirt, von mir Dienstfreiheit."

Dieses sagte Edith, während der Wagen eine Anhöhe hinabrollte. Ehe aber Helmer antworten konnte, vernahm man eine andere Antwort, nämlich einen heftigen Schrei hinter ihnen.

Fast in demselben Augenblicke hielt der Wagen an der nun erreichten Krümmung des Weges, wo der Abhang endigte.

„Ei, ei, mein Jockey!" rief Edith ganz ängstlich — „schnell, Jonsson! eile!"

Der lange Kutscher — der verhaßte Nebenbuhler des Primus — machte einige Herkules-Sprünge den Berg hinauf und kam gleich darauf mit dem zappelnden Liebhaber auf dem Arme zurück.

Zwar war Primus ein wenig wirr im Kopfe, ja halb bewußtlos und an mehreren Stellen seines Leibes von dem heftigen Fall übel mitgenommen; nichts desto weniger wäre er jedoch lieber gekrochen, als daß er sich dieser für seine Würde so schrecklichen Kränkung, von seinem Todfeinde getragen zu werden, unterworfen hätte.

„Nun, wie steht's mit Dir, mein Junge?" fragte Helmer freundlich. „Nichts Ernsthaftes — oder wie?"

„Ernsthaftes!" knirschte der in Wuth versetzte Zwerg; denn es machte Jonsson Spaß, ihn noch immer wie eine Puppe auf dem Arm zu behalten, indem er ihn, um seinen wohlbekannten Nebenbuhler noch mehr zu reizen, immerwährend streichelte und mit deutlicher Theilnahme seufzte: „Armes Ding — mein armer kleiner Däumling! daß er sich so übel stoßen mußte!"

„Aber, mein guter Primus! was soll ich nun mit Dir machen?" fragte Edith bekümmert.

„Ich bin nicht so ganz todt, wie das gnädige Fräulein glaubt!" entgegnete Primus; und um zu zeigen, daß er seine Kräfte wieder erhielt, begann er hurtig einen Einbruch zu machen zwischen

Jonsson's Hals und Halstuch und seine zehn flüchtigen Finger so gründlich in dem respectablen Hals des Kutschers zu begraben, daß dieser ihn schnell von sich zu Boden schleuderte mit einem: „Aha, Du kleiner Satan! ich glaube gar, Du willst mich erdrosseln!“

Als Primus sich stolz wieder erheben wollte, so sah man, daß es ihm außerordentlich schwer wurde, seine Person aufrecht zu erhalten.

„Ich muß ihn in den Wagen nehmen,“ sagte Edith.

„Nein, Fräulein, um Alles in der Welt nicht! Ich bin nicht im Stande, rücklings zu fahren, da werde ich ganz wirr in der Mütze!“

„Wäre es da nicht vielleicht das Beste, wenn Sie, Herr Helmer, den von Primus verschmähten Platz einnähmen?“

Helmer schien sich einen Augenblick zu besinnen, doch auch nur einen.

Darauf antwortete er scherzend: „Nein, mein Fräulein, ich wage es nicht, auf mein Gewissen zu nehmen, Ihre Geduld so sehr auf die Probe zu setzen; das könnte ich ein anderes Mal entgelten müssen. Ich weiß etwas Angemesseneres: Primus soll hier neben mir sitzen und Jonsson kann seinen Platz einnehmen.“

Und diese Anordnung wurde getroffen zur größten Freude des Primus, welcher nicht wenig stolz seinen hohen Platz einnahm und ganz vornehm dasaß und die kleinen Füße baumeln ließ, während er mit Verachtung zusah, wie Jonsson mit geheimem Verdrusse hinten aufsteigen mußte.

Mit tiefer, ärgerlicher, fast erstickender Bewegung sagte Edith zu sich selbst:

„Welch ein Klotz! . . . Doch, das wußte ich ja schon! Dieser Mensch hat keine Seele, keinen Geist, keine Bildung, nicht einmal den allergeringsten Schwung; er hat nichts außer dieser Schönheit, welche abgeschmackt, ja wirklich ekelhaft wird, weil sie ohne Leben ist — o, wie sehr verachte ich ihn!“

Aber es war eine Ehrensache, diese plötzliche Veränderung während des Restes der Reise nicht merken zu lassen.

Als Helmer sich daher wieder zu ihr umwendete, so wurde er mit einem Lächeln belohnt, welches eine hinlängliche Aufmunterung hätte sein müssen, wenn er nämlich im Stande gewesen wäre, unterhaltend zu sein.

Jetzt aber ging es ganz schief mit allen Versuchen, die Helmer machte.

Er begann mit vielen Gegenständen, immer aber war in Edith's Augen, Miene oder Kopfbewegung etwas, das ihn zwang, abzubrechen.

Helmer war jedoch kein blöder Mann, kein Neuling, kein Klotz.

Zwar hatte er, mit Ausnahme jenes Nachmittages, da Graf Hermann der Gegenstand ihres Gespräches war, sich vor Edith nicht offen und vertraulich gezeigt und mit ihr niemals die ernsten und poetischen Gedanken und Eindrücke ausgetauscht, welche seine warme und frische Seele bewahrte, er hatte nicht einmal dadurch, daß er die Talente geltend machte, welche er besaß, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln gesucht; aber er hatte sich dagegen freimüthig und ungenirt gezeigt in der Art des Umganges, der ihm gestattet war. Er hatte nie mit einem Worte, einer Miene, einer Geberde gezeigt, daß er sich in einer fremden Sphäre befand. Jetzt konnte er jedoch den rechten Ton nicht treffen. Wer hat aber nicht bisweilen gleich Helmer — nach der abgeschlagenen Einladung, in dem Wagen Platz zu nehmen — Augenblicke gehabt, in welchen die Unbeholfenheit wie durch eine Hexerei gekommen ist?

„Gott sei Lob und Dank!" sagte Edith, indem sie sich zwang, zu gähnen, „ich glaube, wir sind bald da."

„Vielleicht friert Sie, Fräulein? Die Luft ist neblig."

„Ich finde sie nur schwül .... gewiß aber friert Sie, Herr Helmer!"

„Mich? warum denn das?"

„O, aus bloßer Sympathie — es ist ja so viele Sympathie zwischen uns!"

„Davon habe ich nichts bemerkt!" entgegnete Helmer, der

bei diesem kleinen Kriege wieder zu sich selbst zu kommen anfing. „Ueberdies, mein Fräulein, beklagten Sie sich über die Hitze.“

„That ich das? Das habe ich schon vergessen — man ist nicht im Stande, an Alles zu denken.“

„Aber, mein Fräulein, sollten Sie wohl nicht an Ihren eleganten Haarputz denken? Ich versichere, daß dieser bedeutend leidet, wenn Sie den Kopf so gegen die Wagenkissen werfen!“

„Herr Helmer! Haben Sie den Jean Paul gelesen? haben Sie einen Cholerakranken gesehen? haben Sie Madame Taglioni bewundert? sind Sie zu Medevi *) gewesen?“

Weiter aber kam Edith nicht mit ihren kindischen Einfällen, denn Helmer's erstaunter Blick hinderte sie.

„Nun ja!“ rief sie mit erzwungenem Lachen aus: „friert Sie nicht, Fräulein? beklagten Sie sich nicht über die Hitze? sollten Sie nicht an Ihren eleganten Haarputz denken? . . . Sehen Sie denn nicht, daß ich weder friere, noch schwitze, sondern daß ich ganz einfach im Begriff bin, vor Müdigkeit und Schläfrigkeit zu sterben?“

Ohne ein Wort zu erwiedern, gab Helmer den Pferden einen Klatsch, der sie in schnelleren Trab versetzte, und dieser Trab hörte erst auf, da der Wagen vor dem Hauptgebäude von Ramswik, dem Gute des Barons G., still hielt.

Nach einer nothwendigen Uebersicht der wirklich etwas übel mitgenommenen Toilette trat Edith wieder ruhig und mit allen ihren Reizen strahlend in das Zimmer, wo die Damen versammelt waren.

Hier kam ihr die Nachricht entgegen, daß der Rittmeister von Linden, der die Ehre haben sollte, ihr gegenüber Gevatter zu stehen,

*) Ein Badeort in Oestergöthland.

Anmerk. des Uebers.

sich unterwegs einen Fuß verrenkt hatte, so daß er an sein Zimmer gefesselt war, weßhalb denn auch die Wirthsleute in der größten Verlegenheit waren, wie sie ihn ersetzen sollten.

Zwar befand sich dort ein unmündiger Baron und der alte mürrische Adjutant — ebenfalls ein Junggeselle — doch davon auch nur ein Wort zu sagen, verlohnte sich nicht der Mühe.

Während dieses noch lebhaft discutirt wurde, kam ein zweiter Rapport an.

Fräulein A. ließ absagen, weil sie plötzlich erkrankt war — ein Mißgeschick, durch welches auch Helmer sein Vis-à-vis verlor.

Jetzt konnte wohl nichts einfacher sein — und das meinten auch Wirth, Wirthin und sämmtliche Gäste — als daß Edith und der Bruksverwalter einander gegenüber stehen sollten. Doch der bekannte Hochmuth des Fräuleins Sternfelt und ihre ebenso bekannte Freiheit, ihre Meinung gerade heraus zu sagen, machten den Vorschlag zu einer delicaten Sache.

Endlich da der Augenblick der feierlichen Handlung näher kam und das dritte unverheirathete Paar nicht gut getrennt werden konnte, weil sie verlobt waren, trat der Baron G. artig zu seinem schönen Gaste und stellte seine Verlegenheit dar, zugleich aber auch seine Hoffnung, daß sein Sohn durch diese verdrießlichen Zufälle nicht vier Pathen verlieren würde.

„Der Verlust ist ja schon eingetreten!" entgegnete Edith ungekünstelt.

„Das möchte ich nicht gerne annehmen, Fräulein Sternfelt; denn wenn Sie die Güte haben wollten, Herrn Helmer gegenüber zu stehen . . ."

„Ich fürchte, daß ich diesem Vergnügen entsagen muß; doch sollte nicht die kleine Mamsell Berntson" — so hieß Baron G.'s Hausmamsell — „den Platz des Fräuleins A . . füllen können, so verschwände wenigstens eine Lücke."

Der Baron verbeugte sich kurz und entfernte sich schweigend.

Doch der Verdruß, welcher sich auf seinem Gesichte malte, fand eine Erwiederung in dem ganzen großen Kreise von notablen Damen, unter denen keine einzige, am wenigsten die kleine Frau von Y., wenn sie nur unverheirathet gewesen wäre, die kleinste Anmerkung gemacht haben würde, dem schönen, artigen und beliebten Bruksverwalter Helmer gegenüber zu stehen.

Man kann sich leicht die freudige Angst der verwirrten Hausmamsell denken, als sie von dem Servirungstische hinweggerissen kopfüber in die schreckliche Verlegenheit geworfen wurde, spätestens in drei Viertelstunden bereit zu sein, um bei der Ceremonie zu assistiren.

Ehe jedoch die Plättbolzen gewärmt, ehe das Linonkleid (seit dem letzten Weihnachtsballe des Probstes zerknittert) geplättet, die abgelegten silbernen Astern und Glockenblumen der gnädigen Frau in gehörige Ordnung gesetzt und die weißen Handschuhe mit Gummi elasticum gereinigt worden waren, war nicht nur eine ganze volle Stunde verflossen, sondern noch eine halbe dazu, denn dem allzu süßen, allzu göttlichen Bruksverwalter auf Dagby gegenüber Gevatter zu stehen, das erforderte eine sorgfältige Toilette; wenigstens ließ sich die gute Lovisa Berntson, so unaufhörlich auch der Baron an die Thüre klopfte, von nichts Anderem überzeugen.

Inzwischen hatte das Gerücht von der Veranlassung der verzögerten heiligen Handlung Zeit genug gehabt, sich zu verbreiten.

Helmer war nicht der Letzte, der sie erfuhr.

Wenn Edith ihn dadurch mehr beleidigte, als durch alle vorhergehende Unhöflichkeiten, so hatte er wenigstens den Trost — wenn es ein solcher war — zu hören, daß ihr Betragen von allen Seiten getadelt und verdammt wurde.

Edith selbst aber saß so unbekümmert, mit einer so stolzen und vornehmen Miene da, daß Niemand es wagte, ihr mit der allerkleinsten Stichelei zu nahen.

Als die Ceremonie begonnen hatte, ging sie hin und stellte

sich an die Thür neben einige andere Damen, die nicht Gevatter standen.

Aber sie wünschte, daß sie dieses unterlassen hätte, denn so erhaben, so männlich und unaussprechlich imponirend erschien Helmer's Schönheit während dieser ernsten Augenblicke, daß ihr Herz unter den gewaltsamen Schlägen zu ersticken drohte. Und als eben jetzt ein Blick aus seinen großen, tiefblauen Augen auf sie fiel — die vor wenigen Augenblicken das natürliche Bedürfniß gehabt hatte, ihm vor einer großen Gesellschaft eine Demüthigung zu bereiten — da sank ihr eigener Blick zu Boden, und kaum war sie im Stande, sich aufrecht zu erhalten bei der Gewißheit dessen, was sie in diesem Blicke gelesen hatte. Es war nicht Verdruß, nicht Schmerz, sondern eine mitleidvolle Verachtung ....

Frost und Hitze wechselten in Edith's Wesen.

Sie wollte sich beherrschen, wollte es mit Kraft, war aber dennoch gezwungen, zu gestehen, daß sie sich nicht wohl befände. Man führte sie sogleich in ein entlegenes Gastzimmer, wo sie blieb, bis die meisten Gäste abgereist waren.

Endlich fragte sie, ob ihr Wagen vorgefahren wäre, und erfuhr nun, daß er warte, als sie aber in das Mantelzimmer kam, sah sie nur einen Nebel.

Sie hatte sich vorgenommen, diesmal ihren Sinn zu demüthigen und Helmer, während er ihr mit dem Mantel half, ein Wörtchen von Verzeihung zuzuflüstern; nachdem sie jedoch mehrere Minuten vergeblich auf Helmer's Aufwartung gewartet hatte, war sie genöthigt, mit der Anstrengung ihres ganzen Willens die Gegenstände um sich her zu betrachten, und der erste, auf den ihre Augen fielen, war — Primus, der mit den Ueberschuhen in der Hand dastand.

Das Zimmer war schon ganz leer geworden. Außer ihr und dem Zwerge war keine Seele da.

„Wo ist der Bruksverwalter?“ fragte sie mit erzwungener Gleichgültigkeit.

„Er fuhr vor einem Augenblick ab mit der gnädigen Frau auf Glanberg — der Kutscher war nicht ganz nüchtern, und ich glaube, er trug sich darum an."

„Das war sehr artig! — wie steht's denn mit Jonsson?"

„O, ich glaube, es ist mit ihm nicht viel besser; doch, gnädiges Fräulein, ängstigen Sie sich nur nicht: verlassen Sie sich auf mich — ich habe die Augen offen!"

Wie Edith nach Hause kam, das wußte sie nicht.

Zu allem Glücke war es so spät, daß sie nur ihre Kammer-Kerstin traf, welche sie sogleich wegschickte.

In der Einsamkeit mit sich selbst und ihren Gefühlen versank sie in einen Zustand, der von der ganzen ungezügelten, wilden Heftigkeit ihrer Leidenschaft zeugte.

Sie wüthete in wahnsinniger Verzweiflung bald gegen sich selbst, bald gegen ihn, der den Sturm erregt hatte. Sie verhöhnte diese Gefühle, sie verwarf dieselben als Ausgeburten einer verirrten Einbildung, und dennoch weinte sie vor Angst und Schrecken, daß sie sich in den Augen dieses Mannes herabgesetzt hatte.

Aber was schadete das denn eigentlich, was konnte er für sie werden — ihr Geliebter? o, Versuchungen des Abgrundes! könnte sie ihn einmal zu ihren Füßen sehen und ihn diese fiebernde Sprache reden hören, welche . . . Nein, nein! . . . wie sollte das wohl endigen!

Ihr Gatte . . . er? . . . Woher mir ein so unsinniger Gedanke? — G a t t e! . . .

Jetzt legte sie die zitternde Hand angstvoll auf die Stirn — das wäre ja ein reiner Wahnsinn: s i e die Gattin des Dieners ihrer Mutter, eines Mannes, der in jeder Hinsicht unter ihr stand, eines Mannes, den sie vor Anderen selbst herabgesetzt und verhöhnt hatte, und der sie vielleicht am Ende nicht einmal liebte?

„Es ist das Fieber," sagte sie ganz ernsthaft zu sich selbst, „welches allen diesen Wahnsinn hervorzaubert! Morgen will ich ein Heilmittel finden — ich will es!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine Morgenscene.

Mit gesammeltem Muthe und mit festem Entschlusse — so fest nämlich, wie Edith's Entschlüsse zu sein pflegten, bis ein neuer Wind kam und sie mit sich hinwegführte — ging sie am folgenden Morgen hinab in das Gesellschaftszimmer.

Sie hoffte den Grafen allein zu treffen, und so geschah es auch wirklich, denn jetzt seit einiger Zeit war er dort immer der Erste gewesen, und da Olga in den Morgenstunden Unterricht hatte, und Onkel Janne umherzustreifen pflegte, so ereignete es sich nicht selten, daß der Graf und Edith, so wie jetzt, ohne Zeugen waren.

Mit einer tiefen, fast demüthigen Verbeugung grüßte der Graf den Engel seiner jungen Träume, und zwang dann die gebräuchliche Frage hervor: „sind Sie gestern vergnügt gewesen?"

„Nein, nicht im Geringsten, mein bester Herr Graf!" antwortete sie mit offener Vertraulichkeit. „Ich bin des Gesellschaftslebens herzlich müde, und kann man sich auch wohl etwas Trivialeres denken?"

„Ich habe so geringe Erfahrung davon, daß ich ein schlechter Richter bin; meine meiste Zeit, selbst wenn ich draußen in der Welt gewesen bin, habe ich allein verlebt oder in Gesellschaft von Kunstwerken unsterblicher Meister."

„Dieses Leben hat wenigstens Interesse gehabt."

„Ja, vieles, bisweilen ist es aber auch schrecklich gewesen."

„Versuchen Sie, Herr Graf, das Dunkle im Hintergrunde zu

lassen – wenn ich mich nicht irre, so ist es eine Pflicht, daß man Licht unter die Schatten zu bringen sucht."

„Ich verlange nichts Besseres!" antwortete er mit zitternder Stimme. „Ich flehe den Himmel unaufhörlich um diesen Strahl an, der die letzten nächtlichen Nebel aus meiner Seele verjagen soll. Aber, o Gott, werde ich wohl Erhörung finden?"

„Ganz gewiß!" antwortete Edith mit einem Tone der lieblichsten Theilnahme, und ihr zu gleicher Zeit blitzendes und thränenvolles Auge versprach nicht weniger.

Edith war der Raub einer brennenden Ungeduld; aber der blöde Schwärmer, welcher in seiner ehrfurchtsvollen Anbetung nicht einmal davon träumte, daß er schon am Ziele seiner heiligsten Wünsche stand, ließ sich nicht so schnell vorwärts treiben, wie sie es wünschte.

Was wollte sie denn eigentlich?

Nichts Anderes, als die Verlobte des Grafen heißen, ehe noch Jemand in das Zimmer käme.

„O mein Fräulein, welcher hohe Edelmuth, in einem Manne, der so arm an Hoffnung ist, die Hoffnung zu wecken ... ich ..."

„O, mein Gott, er wird doch niemals fertig!"

Diese Worte murmelte Edith bei sich selbst, während sie ungeduldig an den Quasten des Cordons an ihrem Kleide zupfte.

„Ich bin so glücklich in dem Bewußtsein, daß ich Ihre Theilnahme geweckt habe!"

„Mein bester Graf, haben Sie erst heute diese Ueberzeugung gewonnen?"

„Ja, einestheils; doch weiß ich nicht, warum ich es nicht gewagt habe, so wie jetzt an dieses Glück zu glauben."

„Ja, warum nicht?"

So klang die laut ausgesprochene Antwort — die stille dagegen:

„Der Mensch bringt mich noch zur Verzweiflung!"

„Vielleicht ist es aber nicht schwer, zu erklären: ein Mann

mit so wenig Ressourcen wie ich, mit einem so unglücklichen Schicksale — denn ist es nicht wahr, Fräulein?" setzte er mit einer unnachahmlichen Biegung in der Stimme hinzu, „Sie kennen ja mein Unglück?"

„Eben dieses, besonders dieses, hat mein warmes Interesse gefesselt. Doch es ist vielleicht unpassend, daß ich mit einer solchen Freiheit . . ."

„O, ich beschwöre Sie, fahren Sie fort!" sagte er flehend. „Wie unaussprechlich brennend ist nicht meine Sehnsucht nach dem Augenblicke gewesen, da Sie, mein Fräulein, sich würdigen wollten, mit mir über dieses Schicksal zu reden!"

„Wohl, Herr Graf! In diesem mystischen und beklagenswürdigen Verhalten liegt Etwas, das . . ."

„Das?"

Seine Augen hingen an ihren Lippen.

„Gleich gut," dachte sie in wildem Sinnentaumel, „wir müssen an das Ende kommen! . . . das mich mächtig bezaubert!"

Mit einer Geberde des höchsten Schreckens fuhr er zurück. Wenn sein Unglück sie *bezauberte*, wie konnte sie es dann vertreiben?

Er seufzte tief, trat wieder näher und sah ihr in die Augen mit einem Blicke, der zu Thränen hätte rühren können.

Edith fühlte auch die Macht dieses Blickes, und eine geheime Scham sagte ihr, daß sie noch nie in ihrem Leben leichtsinniger, selbstsüchtiger, unedler gehandelt hätte, als in diesem Augenblicke.

„*Sie* mißverstanden mich vollkommen, Herr Graf! ich . . ."

„Entschuldigen Sie sich nicht bei mir, es genügt mir vollkommen, zu wissen, daß Sie es nicht so meinten, wie die Worte es ausdrückten!"

Edith unterdrückte einen Seufzer.

„Wie bewunderungswürdig," fuhr er nach einigem Schweigen fort, „sind nicht alle diese Farbenwechselungen, die unser eigentliches Dasein bilden! *Gestern* leuchtete kein freundlicher Stern an

meinem Himmel, heute dagegen — o, Fräulein Edith! wenn Sie wüßten, wie ich bisweilen träume, wie ich neue Lebenspläne entwerfe, worin eine schönere Sonne, als diejenige, welche die Erde erhellt, meinen neugebildeten Schöpfungen Leben und Wärme ertheilt! Doch ich werde nimmermehr den Muth haben, in der Wirklichkeit an die Thür des Paradieses zu klopfen."

„Darum," dachte Edith jetzt, als sie im Vorzimmer Schritte vernahm, „verlorst Du auch die Gelegenheit, eintreten zu können! wer weiß, was ich morgen oder übermorgen antworten werde? Ich wenigstens weiß es nicht."

„O, guten Morgen, meine Du!" erklang die freundliche Stimme des Onkels Janne. „Schon in Ordnung und blühend wie eine Rose . . . Guten Morgen, Herr Graf! Gott sei gelobt für die Gesundheit: Sie haben nicht besser ausgesehen seit der Zeit, da Sie nach Dagby kamen!"

„Meine Gesundheit ist in meinem ganzen Leben nicht besser gewesen!" erwiederte der Graf mit einem Gesichte, das vor seligem Glücke und Hoffnungen strahlte, denn so wie heute hatte seine Herrscherin sich noch niemals gezeigt.

„Das ist angenehm zu hören! . . . doch was hast Du aus Deinem Kutscher gemacht, Edith? Er hat sich gar nicht sehen lassen seit . . ."

„Wie? nicht sehen lassen?" rief Edith aus, und eine flammende Wolke zog sich über ihre Wangen. „Das ist ja unmöglich!"

„Unmöglich oder nicht — er ist weder in der Schmiede, noch in seinen Zimmern, noch anderswo auf dem Hofe."

„Da hat er wohl mit der Gastfreundschaft auf Glanberg fürlieb genommen; denn gestern Abend fuhr er Hortense nach Hause."

„Und überließ Dich Wind und Wellen? Welch ein unartiger Geselle! Da erkenne ich ihn gar nicht."

„Was soll man sagen, lieber Onkel?“ scherzte Edith, während ihr Herz vor Schrecken fast still zu stehen drohte, „Repressalien sind ja gebräuchlich gewesen, so lange die Welt steht!“

„Was für Repressalien?“

„Ich hatte gestern die kleine Naseweisheit, es auszuschlagen, dem Bruksverwalter gegenüber Gevatter zu stehen, was doch, nach der Berechnung der ganzen Gesellschaft, und besonders des Wirthes und der Wirthin, ganz unvermeidlich zu sein schien, da die Personen, die Herrn Helmer und mir gegenüber stehen sollten, beide durch Krankheit gehindert wurden, ihr Versprechen zu erfüllen.“

„O, jetzt scherzest Du! Ich will gar nicht glauben, daß Du Muth und Willen haben kannst, einen Menschen zu beleidigen. Nein, das kannst Du nicht!“

„O, behüte Gott, Onkel! wie wichtig Du die Sache nimmst! Ich ließ ihn auf keinen Fall ohne Mittel, den Verlust zu ersetzen; denn ich hatte die Geistesgegenwart, die Hausmamsell vorzuschlagen, und sie war mir gewiß in ihrem Herzen dankbar.“

„Nun, ich muß sagen, Kind, dieses ist mir eine unangenehme Ueberraschung! Du wolltest Dich also dafür rächen, daß er im Sommer, als ....“

„Guter, lieber Onkel, kein Wort von dieser Kleinigkeit! Kann wohl ein Mensch glauben, daß ich nur an dergleichen denken sollte?“

Der Graf, welcher mit stiller Aufmerksamkeit diesem kleinen Gespräche zugehört hatte, war eben beschäftigt, den Eindruck zu entwirren, welchen dasselbe auf ihn machte, — dieser war wenigstens nicht angenehm — als die Hofräthin eintrat und ihren Antheil an den Neuigkeiten erhielt.

„Ich hätte gewünscht, daß Du das hättest bleiben lassen!“ sagte sie kurz und mürrisch; „denn obgleich Du gewiß keinen Antheil an seiner Abreise hast ....“

„Abreise?“ rief Edith aus.

„Ja, Abreise .... so kann diese Plumpheit — einen andern Namen kann man dieser Laune wohl nicht beilegen — um so größern Einfluß auf seine Rückkehr äußern. Denn wir können es gerne gestehen: es ist nicht sehr angenehm, sich in einem Hause aufzuhalten, in welchem eines von den Mitgliedern desselben sich stets ein Vergnügen daraus macht, die Person zu reizen und zu beleidigen, welche selbst Niemanden verletzt.“

„Wo ist er denn aber geblieben?“ fragte der Onkel.

„Er ist in dieser Nacht abgereist.“

„In dieser Nacht?“

„Ja, sieh hier das Billet, welches ich heute früh erhielt.“

Der Onkel, dem dasselbe überreicht wurde, nahm und las es laut vor. Das Billet enthielt folgende, in der größten Eile geschriebene Zeilen:

„Hochgeborene Frau!

Als ich vor einer Stunde nach Hause kam, fand ich einen Brief von meiner Mutter vor. Dieser Brief enthielt einen schrecklichen Schlag, den letzten, den bittersten von allen, den einzigen, bei welchem es mir an Muth und Kraft fehlt. Meine Mutter ist ihrem Ende nahe. Wenn sie dahin ist, so stehe ich ganz allein da.

In diesem Augenblick ist meine Seele so tief erschüttert, daß ich auf Ihro Gnaden ganze Nachsicht über meine plötzliche Abreise Anspruch machen muß. Es ist mir unmöglich, den Morgen zu erwarten.

Inzwischen gebe ich dem Buchhalter und Werkmeister alle nöthigen Vorschriften, und werde die Ehre haben, über die Zeit meiner Rückkehr Nachricht zu geben.

Ergebenst

Helmer.“

Mit bleichen Wangen und zitternden Lippen hatte Edith diese aus Helmer's Herzen entsprungenen Worte gehört.

„Er hatte also dennoch ein Herz, dieser Mann! ... Der letzte, der bitterste Schlag, der einzige, bei welchem es ihm an Muth und an Kraft gebricht,“ wiederholte sie in ihrer Seele; „dieser fehlte noch! Ja, ihn haben viele Schläge getroffen, und in dem Hause, wohin er seine Zuflucht nahm, als er keine Heimath mehr besaß, die er sein nennen konnte, wurde er von dem unbedachtesten Leichtsinne gekränkt, herabgesetzt, beleidigt, gepeinigt, und das von Derjenigen, die trotzdem in diesem Augenblicke ihr Leben hingeben möchte, um das Recht zu haben, ihn zu trösten, um sagen zu können: Du stehst nicht ganz allein!“

„O, wie angenehm ist es,“ sagte Graf Hermann, indem er mit einer noch nie gezeigten Vertraulichkeit sich leise Edith näherte und sich zu ihr neigte, „daß ich ein Zeuge dieser Theilnahme sein darf, welche beweist, daß Sie tausendmal besser sind, als Sie sich selbst sehen wollen!“

Edith wendete sich um, und, als hätte sie sich an der Gluth in den Augen des Grafen verbrannt, eilte heftig hinaus.

Ehe sie aber die Thür erreichte, traf den Grafen ein Blick, der ihn in Eis verwandelte, denn in demselben lag Kälte genug, um alle Blumen zu erstarren, die in der letzten halben Stunde um ihn her aufgeblüht waren.

Edith zeigte sich an diesem ganzen Tage nicht mehr, und sie war nicht in der Laune, um darnach zu fragen, welche Farbe man ihrer Abwesenheit geben wollte.

Glücklicherweise sah Niemand — außer der Mademoiselle Octavie, welche große Lust gehabt hätte, dem Beispiele zu folgen, wenn sie es nur gewagt hätte — in Edith's Unsichtbarkeit etwas Anderes, als eine bloße Laune. Auf den Grafen aber fiel sie um so schwerer, als er ebenso wenig im Stande war, den Anlaß des plötzlichen Sonnenlichts, als der plötzlichen Finsterniß zu ergründen.

„Ich hoffe, daß es mit der Gesundheit des Herrn Grafen keine Gefahr hat?" sagte Nilman, der mit Kummer sah, wie bleich und verstimmt sein Herr am Abende aus dem Gesellschaftszimmer kam.

„Nein, ich bin nicht krank; ich fühle mich nur ein wenig schwer im Kopfe .... Du kannst den Tisch in Ordnung setzen — ich will Patience legen!"

Und mit einer Heftigkeit, als erwarte er von dem delphischen Orakel selbst eine Antwort, ging er, um die Karten zu fragen, ob morgen ein freundlicherer Stern an seinem Himmel glänzen werde, als heute Abend.

Aber — o weh! — nicht nur das erste Mal, sondern auch das zweite und dritte Mal fiel es so widrig, als wären Sonne, Mond und alle Sterne von der Erde verschwunden.

„Es verlohnt sich der Mühe nicht!" sagte er mit einem stillen Seufzer.

Er schob die Karten zusammen und saß die halbe Nacht in Träumen über die Ereignisse des Morgens.

Zweites Buch.

Die Braut.

Es ist genug! Des Lebens Poesie
Erschöpft' ich ganz, auch seine Elegie.
In der Verzweiflung schreckenvoller Plage
Entschwinden alle meine langen Tage.

. . . .

O, gibt's nicht eine frische Quelle hier,
Für meiner Seele flammende Begier.

Affar Lindeblad.

Zweites Buch.

Die Braut.

[illegible]

[illegible]

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Mutter.

Ernst Helmer war Tag und Nacht geeilt, um das Ziel zu erreichen, welches seinem Leben allein einigen Werth geben zu können schien: das Wiedersehen seiner Mutter.

Aber so oft die Hoffnung ihm auch die tröstende Ueberzeugung zugeflüstert hatte, daß Gott ihm gestatten möchte, jenes Glückes zu genießen, so wohnte dennoch in seiner Brust nichts Anderes mehr, als Mißmuth und Angst, als er am Morgen des vierten Tages zwischen vier und fünf Uhr in die Stadt fuhr, in welche er vor sechs Monaten seine Mutter gebracht hatte, und der Mißmuth und die Angst hatten den höchsten Gipfel erreicht, als er vor der Thüre des Hauses hielt, in welchem sie wohnte.

Der Schein, welchen er durch das „Herz" in dem Fensterladen erblickte, machte gleichwohl eine, wenn auch nur schwache Hoffnung rege; und während er sich besann, ob er es zu dieser Zeit wohl wagen dürfte, anzuklopfen, wurde die Hausthür leise geöffnet, und es zeigte sich ein junges Dienstmädchen, erzogen auf dem Gute, das Helmer einmal sein genannt hatte, mit Licht in der Hand.

„O Du mein großer und lebendiger Gott! welche Freude, daß Sie hier sind, Herr Patron! Ich dachte das gleich, so wie ich hörte, daß draußen ein Wagen hielt."

„Wie steht's mit meiner Mutter?" stotterte Helmer.

Und mit zwei Sprüngen war er die Stufen hinauf und stand in der Hausflur.

„Gott sei gelobt, sie lebt, und hat sich in den letzten Tagen gleichsam ein wenig erholt. Sie hat mir mehr als einmal gesagt, sie fühle, daß Herr Ernst kommen würde, und von der Freude könnte sie sich unmöglich leicht trennen.“

„Dank, gute Barbro, tausend Dank für diese Nachricht! — Meinst Du, ich könnte gleich zu ihr hineingehen?“

„Wenn der Herr Patron sich nur einen Augenblick hier im Besuchzimmer gedulden wollen“ — Barbro öffnete die Thür eines zierlichen und angenehmen Zimmers — „so will ich horchen, wie es ist. Vor einem Augenblick schlief sie ein wenig; aber ich denke, sie ist schon wieder wach.“

Barbro zündete die Lichter an und ging leise hinaus.

Allein in dem fremden Zimmer, in welchem er noch niemals gewesen war — Frau Helmer war umgezogen — dessen sämmtliche Gegenstände jedoch aus alten Tagen bekannt zu ihm redeten, warf sich Helmer auf jenen vertrauten und lieben Sopha, vor welchem er als Kind so oft gespielt, vor welchem er späterhin als älterer Knabe oft gestanden und mit Ehrfurcht die sanften Vorwürfe von den Lippen seiner Mutter vernommen, und auf welchem er endlich als Mann so oft an der Seite dieser zärtlichen und klugen Mutter gesessen, ihr seine Bekümmernisse mitgetheilt und ihre Rathschläge gehört hatte.

„O du liebreichste unter den Müttern!“ seufzte er, indem er die Hände hart gegen das Gesicht drückte, „ist es nicht schrecklich, daß Dein einziger Sohn nicht im Stande war, Dir die Heimath zu erhalten, wo Du ihm das Leben gabst, jene Heimath, welche Du liebtest, in welcher Du so viele Jahre glücklich wärst, und in welcher Du so herzlich gewünscht, Deine Augen schließen zu können! Doch sollst Du es wenigstens nie erfahren, warum keine Hülfe möglich war. Arme, vertrauensvolle, vortreffliche Frau! möchtest Du nur Deinen Sohn anklagen, möchtest Du nicht einmal dort oben klarer sehen, als Du hienieden sahst!“

Das Klopfen des Skjutsbauers rief Helmer in die Gegenwart

zurück; und kaum hatte er das kleine Geschäft mit der Annahme der Sachen und Bezahlung des Bauers beendigt, so kehrte Barbro zurück mit der erfreulichen Nachricht, daß ihre Gebieterin sich vor Freuden fast gesund fühle.

Auf den Zehen schlich Ernst durch ein kleines Zwischenzimmer, in welchem ein aufgemachtes Bett auf dem Sopha zeigte, daß er erwartet worden war, in das Schlafzimmer, wo das Licht der Nachtlampe seine bleiche Beleuchtung über das weiße Bett warf, worin der Schatten einer noch jetzt schönen Frau mit auf die Thür gerichteten Augen ruhte.

Als der Sohn nahte und in tiefem, wortlosen Schmerz vor dem Lager der Mutter auf die Kniee sank, da verbreitete sich ein Licht von himmlischem Ursprunge über das Gesicht der schneeweißen Frau.

Ihre Augen vergossen Thränen seliger Freude, während ihre matte Hand die gesenkte Stirn des jungen Mannes erhob.

„Mein Ernst, mein Kind, mein Eingeborener! Du kamst und alle Schmerzen, alle Leiden sind verschwunden: wie gütig ist Gott!"

„Meine Mutter!" flüsterte der Sohn mit von Thränen erstickter Stimme, „ich sehe es, ich sehe es!"

„Du siehst nichts Anderes, Du Liebling meiner Seele, als das, wofür Du Gott danken mußt: eine gebrechliche Hütte, welche sich zu ihrem Falle neigt, während der Geist, welcher sie noch aufrecht zu halten sucht, sich zu der letzten Wanderung anschickt. O mein Ernst, sollte ich wohl klagen? Wie viel Herrliches und Schönes habe ich nicht erlebt!"

„Und wie viele Leiden!"

„Es ist wahr, daß ich auch mit dem Schmerz nicht unbekannt geblieben bin, doch im Vergleich mit Andern ist m e i n Schmerz doch nur gering gewesen, und kein einziger hat mich heimgesucht,

für welchen ich nicht Trost gefunden hätte durch den Gedanken an Dich — könnte jede Mutter in ihren letzten Augenblicken so zu ihrem Sohne reden!"

„Und möchte jeder Sohn mit größerer innerer Zufriedenheit als ich so liebliche Worte vernehmen!" sagte Helmer, indem er die Hände der Mutter zärtlich an seine Lippen drückte. „Es gibt eine Liebe, die reich und groß genug ist, um Alles zu bemänteln. Eine solche Liebe ist die Liebe meiner Mutter gewesen."

„Und es gibt eine Liebe, die reich und groß genug ist, um sogar in dem Augenblicke der Trennung die Rechtfertigung zu verschmähen, weil dadurch nicht nur auf Jemanden, der sich nicht mehr vertheidigen kann, ein Schatten geworfen, sondern auch ein Herz verwundet werden würde, für dessen Frieden sie so viele und große Opfer gebracht hat."

„Was höre ich!" rief Ernst aus, und seine großen, von starker und mannigfaltiger Rührung flammenden Augen hefteten sich auf die Mutter, „wie ist es möglich, daß dieses Geheimniß, welches ich keinem Menschen verrathen habe" ....

„Bis zu mir gedrungen ist?" Ja, Gott wollte es. Schon lange habe ich's gewußt; doch erst am Ende meines Lebens wollte ich Dir gestehen, daß ich es wußte; denn das Erröthen der Gattin soll sich erst im Tode an der Brust des Sohnes verbergen."

Ernst vermochte nicht zu antworten.

„Mein edler, zärtlicher Sohn!" fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, „ich habe Dir gedankt, habe Dich unter süßen Thränen gesegnet, daß Du unter allen Deinen Bekümmernissen und Anstrengungen niemals mit dem geringsten Worte meine Ohren verletztest. Glücklich die Gattin, die dereinst meinen Ernst den ihrigen nennt! Wer so aufopfernd, so feinfühlend, so unaussprechlich reich an Liebe als Sohn gewesen ist, der wird es auch als Gatte nicht weniger sein." ...

„Aber sage mir," fiel Helmer ein, der das Letzte nicht gehört zu haben schien, „sage mir, geliebte Mutter, wie hat jene Person

es wagen können, derjenigen, die sie so schrecklich beleidigt hatte, unter die Augen zu treten — denn nur sie allein kann geredet haben, Doch dieser Gegenstand macht Dir Schmerz. Ich will lieber gar nichts wissen."

„Jetzt vermag ich es Dir auch nicht zu erzählen, denn ich fühle mich schon ermattet! doch morgen ... Ja, sei ruhig, theurer Sohn! uns sind noch mehrere Tage übrig, als Du mir vielleicht schenken kannst."

„Keine Macht reißt mich von hinnen! der Augenblicke, die uns bescheert sind, mögen wenige oder viele sein."

„Geh nur in das Nebenzimmer, mein Liebling, denn ich bedarf der Ruhe, um mein Glück recht sammeln ... und Gott recht inbrünstig dafür danken zu können."

In seinen Kleidern warf Ernst sich in seinem Zimmer auf das Bett. Ein Gefühl inniger Glückseligkeit kämpfte mit dem Schmerz.

Er stand vor den Augen der verehrten Mutter nicht länger im Schatten. Zwar wußte sie, daß er nicht ohne menschliche Schwächen, nicht ohne große Fehler war — er legte Nachdruck auf das Wort große — aber sie wußte doch jetzt, daß er mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als was die Welt gesehen hatte. Und ihre Achtung zu besitzen, o, das war ihm mehr als alles Andere ....

In den nachgelassenen Büchern des Vaters hatte Helmer entdeckt, daß schon während des Laufes der letzten zwölf Jahre ein geheimer Kanal vorhanden gewesen sein mußte, in welchen quartaliter bedeutende Summen verschwunden waren.

Da jedoch diese Summen immer nur unter der Rubrik „eigene Ausgaben" vorkamen, so konnte er schwer auf die richtige Spur kommen, wohin solche flossen.

Hätte übrigens Ernst seine Erinnerungen recht genau prüfen wollen, so hätte er gleichwohl die Richtung finden können.

Aber er hatte große Achtung gegen seinen Vater gehegt, welcher ein allgemein geachteter und auch guter Mann gewesen war; darum dachte der Jüngling auch jetzt nicht daran, eine Sache bis auf den Grund zu verfolgen, die nun doch nicht mehr zu ändern war, außer bisweilen, wenn sich die Erinnerung an gewisse mit einer ungeübten Frauenzimmerhand geschriebene Briefe, die der Vater in seiner Gegenwart erhalten und mit einer leichten Verwirrung eingesteckt hatte, sich auf ihn eindrängen wollte; doch suchte er solche Gedanken, als einem Sohne nicht anstehend, von sich zu entfernen.

Leider war es nicht so leicht, auch die ernsten und großen Verlegenheiten von sich zu entfernen, welche der Verlust dieser enormen Geldsummen, die während der letzten zwölf Jahre verschwunden waren, dem Erben verursachte, der an den überdies schon hinlänglich verwickelten Geschäften Kummer genug hatte.

Aber es sollte dabei nicht verbleiben.

Etwa sechs Wochen nach dem Tage, da Ernst sein mit Schulden belastetes, väterliches Gut angetreten hatte, erhielt er einen Brief, der sein ganzes Blut in Gährung brachte und ihn noch obendrein in eine ganze Welt von neuen Verlegenheiten warf.

Dieser Brief, unterzeichnet „Mademoiselle Hermina B.," war von einem Frauenzimmer, welches sich selbst als die Geliebte seines verstorbenen Vaters ankündigte und als die Mutter „von zwei allerliebsten Kindern, die der Patron Helmer gewiß nicht der Armuth zu überlassen gedenken würde, da er bisher immer so ordentlich für die Bedürfnisse derselben gesorgt hätte."

Eine Abschrift von der Verpflichtung des Vaters über den jährlichen Unterhalt war beigefügt nebst einigen eigenhändigen Briefen, in denen er in Ausdrücken, bei denen Ernst's Wangen vor Röthe flammten, indem er an seine keusche, sanfte Mutter dachte, auf das Bestimmteste versicherte, daß er im Falle seines Todes sowohl auf die Zukunft der Mamsell Hermina als auch ihrer Kinder bedacht sein würde.

Ob nun aber entweder der Tod — welcher wirklich so unvermuthet und plötzlich kam, daß an keine weltlichen Geschäfte zu denken war — ihn an der Erfüllung seines Versprechens hinderte, oder ob er, einsehend, daß er sein Haus ohnehin einem sicheren Untergang entgegengeführt hatte, die Abschließung dieses Geschäftes der Ehre und dem Rechtsgefühle seines Sohnes überließ — genug: es fand sich keine geheime Verfügung vor.

Ernst fühlte jedoch, daß er den guten Namen seines Vaters im Grabe und den Frieden seiner Mutter im Leben um jeden Preis retten müsse.

Also wurde beschlossen, daß er zu Gunsten der Mamsell Hermina B. und ihrer Kinder ein Kapital aussetzen sollte, welches hinreichend war zu ihrem Auskommen und zur Bestreitung der Erziehung der Kinder. Ueber die Größe des Kapitals aber entstand jetzt ein harter Streit, indem die keineswegs betrübte Geliebte forderte, was sie bisher gehabt hatte, widrigenfalls sie sich gezwungen sähe, sich an die „edle" Wittwe zu wenden, deren Menschenliebe — dessen wäre sie gewiß — für diese armen unschuldigen Wesen Mitleiden haben würde.

Gekränkt, erbittert, aber zurückschaudernd vor dem Gedanken, daß diese Geschichte vor seine Mutter kommen könnte, gelang es Helmer endlich nach unsäglicher Mühe und mit einer für einen Sohn in seiner Lage beispiellosen Aufopferung, Alles in's Reine zu bringen.

In keinem Falle würde er diese Kinder ihrem Schicksale überlassen haben; hätte aber seine Mutter nicht gelebt, so hätte er nicht die Hälfte von dem gethan, wozu er sich jetzt gezwungen sah; denn es war mehr, als seine Vernunft rechtfertigen konnte, wenn er sich selbst in Betrachtung zog.

Inzwischen war Mamsell Hermina, auf deren Dankbarkeit er einen so gerechten Anspruch hätte haben sollen, weit entfernt, solche gegen ihn zu hegen.

Im Gegentheil: er zog sich ihren Haß dadurch zu, daß er

das Kapital wohlbedacht unter die Obhut eines Vormundes stellte. Die Eigennützige hatte aus dieser Affaire selbst den ganzen Gewinn ziehen wollen, und da dieses nicht ging, so fühlte sie ein Bedürfniß, sich zu rächen, ein Vergnügen, hinter Ernst's Rücken ihr ihm heilig gegebenes Versprechen zu brechen, und durch das Verrathen des Geheimnisses die noch übrigen Tage seiner Mutter zu verbittern.

Von dieser Zeit an speculirte Ernst Helmer unaufhörlich und strengte sich mit seinem von Natur festen und nicht leicht niederzuschlagenden Character auf alle nur ersinnliche Weise an, um einen Ausgang aus diesem verworrenen Labyrinthe zu finden; wie er aber auch strebte und Tag und Nacht arbeitete, er fand keinen Ariadnefaden.

Da kam nach drei erfolglosen Jahren eine Periode des Mißmuthes und der Finsterniß.

Er sah einen sichern Untergang vor Augen, er fühlte sich gereizt, gehetzt, gejagt von jenen tausendköpfigen Plagegeistern, deren Macht nur derjenige recht versteht, der selbst, trotz aller Anstrengung, sich aufrecht zu halten, den Abhang vom Reichthum zur Armuth herabgerollt ist.

Ermüdet von den zahllosen Mühen des Tages, suchte er nun, wenn der Abend kam, den Spieltisch, und es war nahe daran, daß der Reiz zu einer Leidenschaft geworden wäre, als die zärtliche, warnende Stimme der Mutter, welche nie ungehört verklang, ihn von einem Ruine zurückzog, der vielleicht tiefer hätte werden können, als derjenige war, den der Leichtsinn des Vaters ihm bereitet hatte.

Mit wiederkehrender Kraft warf Helmer die schimpflichen Fesseln von sich, die seine Seele schon zu drücken begannen, und schaudernd vor dem Gedanken, daß er der edelsten unter den Müttern einen unheilbaren Kummer hätte bereiten können, waffnete er sich nun mit Muth, um dem Unglücke zu begegnen.

Und als dieses ihm in der Wirklichkeit entgegentrat, dachte er da wohl an sich selbst?

Nein, wiederum dachte er nur an die Mutter.

Mit dem geretteten Kapitale, das ihr ausschließlich gehörte, konnte sie immer sorgenfrei leben und sogar noch ein wenig für den Sohn übrig haben, wenn er zu der Annahme desselben zu bewegen gewesen wäre; aber er entging mit gerettetem Gewissensfrieden dem großen Schiffbruche seines Glückes, und mehr bedurfte der junge und kraftvolle Mann nicht, um seine Bahn auf's Neue zu beginnen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Vertrauliche Ergießungen.

Die herbstliche Sonne hatte schon lange auf die Gardinen in Helmer's Zimmer geblickt, als er, der seine Betrübniß auf einige Stunden in den freundlichen Armen des Traumes vergessen hatte, plötzlich auffuhr, da fremde Männertritte durch das Zimmer schlichen.

Es war der Arzt, welcher der Kranken seinen Besuch abstattete.

Mit gespannter Unruhe erwartete Helmer in dem Nebenzimmer seine Rückkehr; und als der alte Doctor nach einer Viertelstunde wieder herauskam, gab er die offene Versicherung, obgleich von einer Besserung zum Leben die Rede gar nicht mehr sein könnte, so hätte er dennoch die sichere Hoffnung, daß die vortreffliche Frau noch in mehreren schmerzenfreien Tagen des Umganges ihres Sohnes genießen würde.

„Also keine Hoffnung — keine!" Der tief erschütterte junge Mann drückte die Hand des Arztes. „Sie sagte es mir heute Morgen selbst — ich sah es ja auch; aber ich wollte weder ihren Worten noch meinen eigenen Augen glauben: es gibt Dinge, die so bitter sind, daß wir sie nie glauben wollen."

„Dennoch fühlen wir sie nicht so bitter," entgegnete der theil=

nehmende Doctor, „wenn wir den einfachen Ausweg einschlagen, sie mit noch schlimmeren zu vergleichen. Wenn Sie bei Ihrer Ankunft das Haus leer gefunden hätten — das wäre beinahe der Fall gewesen!“

„Der Himmel war gnädig gegen mich, und ich bin undankbar, daß ich es wage, zu klagen. Doch diese zärtliche Mutter war mein Alles. Sie ersetzte mir alle Bande, die schon gebrochen sind; mit ihrem Hintritt brechen sie von Neuem.“

Der Doctor erwiederte nichts mit Worten, sein Blick ruhte jedoch voller Theilnahme und Wärme auf dem hoffnungslosen Sohne; darauf entfernte er sich, um neue Gemälde in den Wohnungen des Leidens zu betrachten; Ernst dagegen trat an das Bett der Mutter, um die lange Wache seiner Liebe zu beginnen . . . .

„Willkommen, mein Liebling! willkommen!“ sagte sie lächelnd. „Ich fürchte, Du hast schlecht geruht in dem Hause Deiner Mutter!“

„Ach, Mutter, wie ich ruhe, das ist einerlei!“

„Armes Kind! — ich sehe, Du hast mit dem Doctor geredet.“

Er wendete das Gesicht hinweg.

„Mein Ernst! Du zeigtest Dich immer männlich in Deinen häuslichen Bekümmernissen, jetzt fordere ich von Deiner Zärtlichkeit, daß Du Dich auch in der Bekümmerniß des Herzens stark zeigst. Diese Tage, die uns noch bleiben, können so angenehm werden, wenn Du sie uns nur so genießen lässest, als ob uns nur eine kurze Trennung bevorstände. Und was ist es auch eigentlich anders? Welche Sandkörner sind nicht in der Ewigkeit einige Jahre des Erdenlebens!“

„Ich will stark sein, Mutter, ich will es! Sieh mich jetzt an;“ er lächelte traurig, indem er sich neben das Bett setzte, „bin ich nicht jetzt gut?“

„Ja, ja, Deine Züge werden wieder gleichmäßig und klar; noch kann ich stolz sein über meinen schönen Sohn — wenn Du nur ein wenig an die Bedürfnisse des Körpers denken wolltest: aber Du hast seit Deiner Ankunft noch gar nichts genossen. Gehe

jetzt um meinetwillen zu Barbro und laß Dir etwas geben; hernach wollen wir plaudern, denn heute bin ich zum Verwundern stark."

Mit einem Kopfnicken und einem Blicke, der mehr sagte als Worte, stand Helmer wieder auf und ging in das Besuchzimmer, wo Barbro jetzt einen Kaffeetisch so fein und nett gedeckt hatte, wie Frau Helmer es selbst an den Geburtstagen des Sohnes und wenn dieser nach Hause kam, zu machen pflegte.

Ach, welche Gefühle ergriffen ihn bei den Erinnerungen, die jetzt erwachten!

Welches Geheimniß in einigen Geranien- und Rosenblättern, die auf eine gewisse Weise gelegt sind! Was andern eine Kleinigkeit zu sein scheint, das kann oft für uns die größten Schätze enthalten — die Schätze des Herzens und der Liebe.

Ernst Helmer's Thränen fielen wie Thau auf die frischen Blätter.

Darauf kehrte er sie zu Barbro's großem Schmerze und noch größerem Erstaunen zusammen, trank ihren wohlschmeckenden Kaffee und aß von ihrem frischen Waizenbrod mit einer Heftigkeit und Zerstreutheit, daß kein Gedanke zum Lobe der guten Barbro übrig blieb.

„Es war wohl nicht gut?" fragte sie, als ihr junger Herr den Tisch verließ.

„Ja, sehr gut, ausgezeichnet gut!" sagte Ernst mit einem freundlichen Blick.

Vollkommen versöhnt setzte sich Barbro hin, um in guter Ruhe den Rest selbst zu verzehren; denn obgleich Barbro eine sehr theilnehmende, treue und freundliche Seele war, so konnte sie doch unmöglich einsehen, welchen Nutzen ihre kranke Herrin davon haben könnte, wenn sie, Barbro, sich zu sehr bekümmert hätte."

„Ich wollte Dich so gerne über das Eine und das Andere fragen, das mir aus Deinen Briefen nicht ganz klar geworden ist," sagte die Mutter, welche jetzt, unterstützt von den Kissen, die der Sohn für sie geordnet hatte, in halb aufrechter Lage saß; „zuvor aber sollten wir vielleicht noch mit einigen Worten den Gegenstand berühren, den wir heute früh abbrachen."

„Wenn es Dich nur nicht allzu sehr anstrengt, meine Mutter!"

„O nein, Ernst, dieser Schmerz hat sich gelegt! Dein Vater war immer ein guter Mann; aber er war ein Mensch, und . . . fehlen ist so menschlich."

„Ich kann ihn nicht vertheidigen, und das ist das Bitterste für einen Sohn."

„Du darfst Nichts mehr sagen, Ernst! Ich sehe es Dir an, wie sehr diese Erinnerungen Dich um meinetwillen schmerzen. Und ich wollte Dir nur sagen: als Du ein Jahr nach dem Tode des Vaters nach England gereist warst, um die Verbesserungen kennen zu lernen, die Du später auf Torsholm einzuführen suchtest, erhielt ich eines Tages einen Besuch von einem noch jungen und im Aeußern anständigen Frauenzimmer, das mit mir über geheime Angelegenheiten zu reden verlangte."

„Die Undankbare, sie hatte mir das bestimmteste Versprechen gegeben, Dich niemals zu beunruhigen! Was konnte sie als Grund dieser Unverschämtheit anführen?"

„Sie wollte meine Verzeihung anflehen, deren sie, wie sie sagte, nebst meinem Mitleiden für ihre beiden verlassenen Kleinen bedürfte; so erregt und verletzt ich jedoch war, hatte ich dennoch den Muth, mich nach den näheren Umständen zu erkundigen, und da ich erfuhr — denn sie verhehlte es nicht — was Helmer bei seinen Lebzeiten und was Du nach seinem Tode gethan — (Du, der Du geschwiegen und gelitten hattest, und, wie ich sogleich einsah, wegen dieser unglücklichen Sache noch so Vieles leiden solltest), so hatte ich auch die Kraft, sie mit Würde, wie ich

glaube, zurückzuweisen. Von dem Augenblick an habe ich nichts weiter von ihr gehört."

„Das war auch nicht weiter nöthig: es war ihr gelungen, Deine Ruhe zu stören, und weiter wollte sie nichts."

„Das fürchte ich auch, doch es gelang meinen Worten, sie zu rühren. Sie ging erröthend und mit Thränen von mir hinweg."

„Den Schmerz aber ließ sie zurück!"

„Das that sie zwar, doch, mein Ernst, es hat Augenblicke gegeben, und ihrer sind nicht wenige gewesen, wo das Glück der Mutter über den feinfühlenden Edelmuth des Sohnes die geheimen Thränen der Mutter vollkommen ersetzt hat."

„O Mutter!"

„Wie gut entsinne ich mich nicht jenes Tages, da Du nach so vielen fruchtlosen Anstrengungen ohne ein Wort der Klage oder des Vorwurfes aus dem Hause gingst, das mit Recht Dir gehören sollte, nun aber Fremdlingen gehörte! Wie einfach, wie warm und doch wie besonnen und fest war nicht Dein Abschied von allen jenen Leuten, die sich um uns drängten, um noch einmal ihren geliebten jungen Herrn zu sehen! Es war Dir gelungen, die Folgen des Leichtsinnes Deines Vaters zu bedecken, Du hattest jedermann recht gethan, und die Gewißheit dessen strahlte aus Deinem Blicke, da Du mich Arme mehr in den Wagen trugst als führtest. O, schon damals, als Du mir zuflüstertest: „Vergib mir diese schwere Reise, meine Mutter!" — schon damals hätte ich Dir zuflüstern sollen: „Ich weiß, um wessentwillen Du dies alles vermocht hast." Aber die Worte erstarben auf meinen Lippen, ich konnte Dich nur segnen . . . ich kann Dich nur segnen!"

„Dank, tausendmal Dank für diese schönen Worte! doch nun nichts mehr davon!"

„Nur noch ein paar Worte, Ernst! Du wirst, ich weiß es, ungerechnet, was Du schon gethan hast, diese armen Wesen nicht vergessen; Du wirst gewiß ihre Erziehung nicht aus den Augen verlieren?"

„Ich habe sie nicht aus den Augen verloren, so lange es nothwendig war; doch vor anderthalb Jahren starb der Knabe und jetzt vor einigen Wochen das Mädchen, und die Mutter, wenn sie das Opfer war, was ich jedoch kaum glaube, ist, so lange sie lebt, ganz wohl versorgt durch die Zinsen des Kapitales."

„O, gepriesen sei Gott, daß er Dich von einer so schweren Verantwortlichkeit befreit hat! Sollte aber dieses Kapital nicht bei dem Ableben der Kinder in Deine Hand zurückgehen?"

„Leider war ich nicht klug genug, es so einzurichten. Nur in dem Falle, daß sie stirbt, oder sich verheirathet, fallen diese sechstausend Reichsthaler Banko an mich zurück. Aber sie kann länger leben als ich und wird sich wohl in Acht nehmen, durch eine Heirath das Sichere vor dem Unsichern auf's Spiel zu setzen. Doch betrübe Dich darüber nur nicht, geliebte Mutter: für mich gibt es wohl Rath. Ich habe die sichere Hoffnung, noch einmal auf einen grünen Zweig zu kommen."

„Davon bin ich auch in meinem Herzen so vollkommen überzeugt, daß ich in dieser Hinsicht Dich weit ruhiger verlasse, als wenn Du noch dem Namen nach Besitzer von Torsholm gewesen wärest. Auch erhältst Du jetzt ein kleines Kapital, mit dem Du von Neuem anfangen kannst, wenn auch nicht im Großen; doch mit Klugheit angewendet, entweder als baares Kaufgeld für ein kleines Gut oder eine größere Pachtung können dennoch zehntausend Reichsthaler . . ."

„O still, um Gottes Barmherzigkeit willen! Dies geht über meine Kräfte: sollten wir mit Plänen über dasjenige umgehen, was Dein Hintritt mir einbringt?"

„Wir reden kein Wort weiter davon . . . vielleicht bist Du wirklich mit Deiner jetzigen Stellung so zufrieden, wie Deine Briefe andeuten?"

„Das bin ich, und in den ersten Jahren wenigstens will ich an keine Veränderung denken."

„Das verstehst Du selbst am besten; eigentlich aber wünschte

ich, daß mein Ernst eine andere Art von Glück kennen lernen sollte."

„Ja, könnten Wünsche Glück bringen, meine Mutter, so bin ich überzeugt, daß die Deinigen mir schon das höchste geschenkt hätten, doch . . ."

„Doch?"

„O, ich wollte nur sagen, daß ich Deine Hoffnung — denn daß Du auch in dieser Sache für mich hoffst, das weiß ich — als einen Wechsel auf die Zukunft betrachte."

„Ja, was das Glück selbst betrifft, denn Glück und Liebe sind nicht immer in Gesellschaft. Doch werden sie mit der Zeit schon einig."

„Die Liebe?" wiederholte Ernst erröthend.

„Ja," sagte die zärtliche Mutter mit einem herzlichen Lächeln, „hast Du Dir vielleicht eingebildet, Du könntest Deine Gefühle ganz verbergen, wenn Du an Deine Mutter schreibst? Wußtest Du nicht, daß ich sie erspähen könnte, wo Du Gleichgültigkeit und Ruhe hineingelegt zu haben vermeintest?"

„Aber ich begreife nicht . . ."

„Es ist leicht zu begreifen, mein Kind, daß ich, die ich Dich so genau beobachtet und lange mit Verwunderung Deine Kaltsinnigkeit gesehen hatte, nicht hinter das Licht zu führen war, als diese Kaltsinnigkeit aufgehört hatte."

„Deine Worte, liebe Mutter, zwingen mich, einen tieferen Blick in mein Herz zu werfen, als ich bis jetzt gewollt habe. Ja, ich glaube, daß ich liebe; wenn wir das nun aber als abgemacht ansehen, so ist es auch eben so abgemacht, daß der Gegenstand dieses Gefühles mir niemals näher kommen kann."

„Wie?"

„Ich wage fast zu sagen, daß ich es nicht einmal wünsche, denn dieses Mädchen kann wohl eine Leidenschaft einflößen, aber nicht die tiefe und warme Achtung, die mir bei der Wahl einer Gattin die erste Bedingung ist."

„Du machst, daß ich zittere: also ist es jene junge, etwas

leichtsinnige Wittwe, von der Du geredet hast? Ich gestehe, ich hatte nicht geglaubt, daß sie es wäre."

„Sie ist es auch in der That nicht; vielleicht aber habe ich die Frau von Y. zu strenge beurtheilt. Sie ist zärtlich und kindisch, vor allen Dingen jung und unerfahren, ihr Herz aber ist, wie ich glaube, unschuldig und . . . und . . ."

„Sie liebt Dich?"

„Ja, das Feingefühl sollte mir wohl gebieten, keinen solchen Schlußsatz zu ziehen; doch bei meiner Mutter kann ich diese Pflicht um so weniger beobachten, als ich eben in dieser Sache mir Deinen Rath erbitten wollte.'

„So laß denn hören, mein Ernst!"

„An dem Abende, da ich Deinen Brief erhielt, war ich, versteht sich früher, in Gesellschaft der Frau von Y. auf einem benachbarten Gute — wir waren dort zu Gevatter gebeten. Der Zufall fügte es so, daß ich auf der Rückreise ihr Kutscher wurde. Es hatte mich vorher etwas aufgeregt, heftig aufgeregt, und ich weiß nicht ganz gewiß — denn ich befand mich auch körperlich nicht wohl und hatte noch dazu viel getrunken — ob ich ihre unbewußte Aufrichtigkeit mit meiner gewöhnlichen, ruhigen Gleichgültigkeit behandelte."

„Du weißt doch wohl ganz gewiß, daß Du Nichts sagtest, was Dich bindet?"

„O nein, ich weiß ganz gewiß, daß ich das nicht that. In diesem Falle würde ich Dich nicht um Deinen Rath, sondern um Deinen Segen bitten. Aber es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mir diese Art von Galanterie erlaubte, welche so gefährlich und so unrecht ist, besonders wenn sie einer Person gewidmet wird, deren eigene Gefühle derselben eine ernste Deutung geben können."

„Ich bin weit entfernt, Dich zu entschuldigen, mein Sohn, da Du das Bewußtsein von dem Unrichtigen in Deiner Hand-

lung hattest; auf der andern Seite aber wäre es eine allzu theure Vergütung, wenn Du Deine Unvorsichtigkeit mit einer andern, noch größeren und gefährlicheren Unvorsichtigkeit bezahlen wolltest."

„Das meinst Du, meine Mutter?"

„Ja, bestimmt; aber ich glaube zugleich auch, weil Du bei Deinen Grundsätzen das Bedürfniß fühltest, Dich mit einem solchen Spiele zu zerstreuen, daß nicht nur Etwas vorgefallen ist, was nicht allein Dein Blut in Gährung gebracht, sondern auch Dein Herz tief gekränkt und verwundet hat. Und ich kann es leicht errathen, daß diese Kränkung von dem Mädchen ausgegangen ist welches Du im Stillen anbetest — ist es nicht so? hat sie Dich nicht verletzt?"

„Verletzt? oh, das wäre eine Kleinigkeit: sie hat mich beschimpft, gedemüthigt, herabgesetzt — wenigstens hat sie das Alles gewollt. O, dieses Mädchen ohne Gefühle, ohne die Feinheit und Sanftmuth des Weibes! Nein, sie verdient nicht die Qualen, welche sie mich schon gekostet hat, obgleich ich, bei Gott, erst jetzt recht fühle, was ich von ihrem Hochmuthe, ihrer Reizbarkeit, ihren zahllosen Launen gelitten habe."

„Mein Sohn, mein Ernst, so heftig, Du, der immer die Ruhe selbst war! Jetzt sehe ich, daß meine Vermuthung mich nicht getäuscht hat. Und die Macht dieses jungen Mädchens über Dich ist in der That groß. Doch verlaß mich nun, ich will in der Einsamkeit denken! Heute wollen wir auf diesen Gegenstand nicht weiter zurückkommen."

„Ach vergib, vergib; ich hätte nicht so offenherzig sein sollen! Was habe ich nun gethan: dieses Gespräch hat Dich allzu sehr angegriffen! Deine geringen Kräfte ertragen das nicht!"

Die Mutter drückte die Hand ihres Sohnes.

„Beunruhige Dich nicht, ich bin nicht schwächer! Um aber noch einmal mit Dir über diese wichtige Angelegenheit reden zu können, will ich alle meine Kraft auf morgen sammeln. Auch

Du, mein Ernst, bedarfst auf einige Augenblicke der Einsamkeit — suche Du die frische Luft, sie wird Dir wohlthun."

Nachdem Barbro hereingerufen worden, gehorchte Ernst dem Rathe seiner Mutter.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Eine Ahnung.

Es war ein klarer und kalter Herbsttag.

Helmer empfand einen Genuß darin, Kühlung auf seinen Wangen, auf seiner heißen Stirn zu fühlen. Doch so kalt auch der Wind um ihn wehte, so vermochte er dennoch nicht die Flamme zu kühlen, welche in seinem Herzen so gewaltsam aufgelodert war.

Es war ihm nicht unbewußt, daß dieses Feuer schon lange unter der Asche geglimmt hatte, besonders wußte er es seit der Ankunft des Grafen Hermann und seit dem vertraulichen Gespräche mit Edith. Und hätte er noch gezweifelt, so würde die letzte Scene während der Reise zur Taufe, so wie Edith's beleidigende Behandlung daselbst ihm vollkommene Aufklärung darüber ertheilt haben, wenn nämlich nicht seine Gedanken bei der Rückkehr von Glanberg durch den Brief, der ihn erwartete, eine ganz neue Richtung erhalten hätten.

Während seiner ganzen Reise kam Edith's Bild kaum in seine Seele; jetzt aber hatten die Worte der Mutter unvermuthet Klarheit demjenigen verliehen, was er vor sich selbst zu verbergen gewünscht.

Es war ein Feuer, das, nachdem es lange erstickt gewesen, plötzlich durch einen Zugwind in vollen Brand gerathen war.

„Wohl — nichts ist verändert," sagte er zuletzt zu sich selbst, da er nach einer Wanderung von einer Stunde außerhalb des Städtchens seine Schritte demselben wieder zukehrte.

„Was“ — fuhr er fort — „was kann dieses Mädchen für mich sein? Nichts!“

Dieselbe Antwort auf eben diese Frage hatte auch Edith sich gegeben, nur mit dem Unterschiede, daß sie „dieser Mann“ gesagt hatte, während er sagte „dieses Mädchen.“

„Auch wenn ihr grenzenloser Hochmuth sie in ihrer Einbildung nicht so hoch über mich, den armen, bürgerlichen Bruksverwalter, stellte, so würde doch ihr gänzlicher Mangel an wahrem weiblichem Gefühl uns auf jeden Fall trennen . . .“

Mit diesem Schlußsatze wollte er Alles abgemacht haben, und ging schnell vorwärts, um desto eher der Gesellschaft seiner eigenen Gedanken loszuwerden . . . doch diesen konnte er nicht entgehen . . .

„Wenn . . . wenn sie gezwungen wäre, einem andern Gesetze zu gehorchen, als ihrem Willen . . . wenn sie ein Herz hätte, das die Sprache der Zärtlichkeit redete — so würde sie es zum Schweigen bringen, darüber lachen, zu träumen vermeinen . . . Stolzes, kaltes Mädchen! warum hast du nicht auch deine Augen in deiner Gewalt? Warum erniedrigst du dich so sehr, daß du in dem einen Augenblicke einem Eindrucke nachgibst, den du in dem andern mit Spott und Hohn in deinen Handlungen verläugnest? Ja, wozu dies Alles? Meine Gedanken und Wünsche erstrecken sich nicht so hoch — das hättest du längst einsehen sollen!“

Es vergingen einige Tage, ehe Frau Helmer auf den Gegenstand zurückkam, obgleich derselbe sowohl ihre, als des Sohnes Gedanken erfüllte, selbst wenn sie von andern Dingen redeten.

Endlich an einem Abende begann sie:

„Erzähle mir Alles, mein geliebter Ernst, theile mir genau alle einzelnen Grundzüge von Fräulein Edith's Charakter mit, ohne sie zu vergrößern oder zu verkleinern.“

„O, liebe Mutter, da würde ich wahrlich nie an das Ende kommen: ihr Charakter hat so viele Verschiedenheiten, wie der Regenbogen Farben hat, ja vielleicht noch mehr — ihre Zahl ist Legion.“

„Sie ist also wohl schlecht erzogen?“

„Ich glaube, die Hofräthin, obgleich im Ganzen eine kluge und achtungswerthe Frau, hat es nie verstanden, sie zu leiten. Ihr gegenseitiges Verhältniß ist auch nicht so, wie ich es mir zwischen einer Mutter und einer Tochter gedacht habe. Zwischen ihnen entstehen oft jene kleinen Dissonanzen, welche gerade durch ihre öftere Wiederholung darauf hindeuten, daß ein innerer Zwiespalt, und nicht der Zufall sie hervorgerufen hat.

„Da sehe ich gleich eine Verminderung der dunklen Seiten dieses jungen Mädchens.“

„Vielleicht.“

„Wer, wenn nicht die Mutter, soll in dem Charakter der Kinder sowohl Licht als auch Schatten aufsuchen? Gewisse Charaktere bedürfen zu ihrer Entwickelung einer wärmeren Atmosphäre: Kälte und Strenge ersticken jedes keimende Samenkorn zu einer schöneren Frucht.“

„Das ist wahr; ich habe sie mild und nachgiebig gegen ihren Onkel gesehen, gegen jenen liebenswürdigen alten Mann, den ich Dir in meinen Briefen geschildert habe, und der sie selbst mit einer so milden und liebenden Güte behandelt.“

„Siehst Du?“

„Ja, doch das bedeutet nicht viel. Wie hat sie nicht gespielt mit der Ruhe vieler Männer! Ein Herz hat für sie gar keine Bedeutung, wenn es sie eine Stunde lang belustigen kann, Hoffnungen zu vernichten, welche zu erwecken sie sich niemals ein Gewissen macht.“

„Hast Du das gesehen?“

„Sehr oft!“

„Und hat die Ruhe dieser Männer, mit welchen sie sich dieses Spiel erlaubte, denn auch wirklich gelitten?"

„Ich glaube kaum, daß dies bis jetzt der Fall gewesen ist. Sie ist eine reiche Erbin, und Viele haben sie ohne Zweifel nur darum gesucht."

„Und sind, vielleicht oft gerecht genug, getäuscht worden; denn wie beleidigend muß es nicht für ein stolzes und edles Herz sein, sich nur als das Mittel zu einem niedrigen Zwecke betrachtet zu sehen?"

Ernst schwieg.

„Sage mir, mein Sohn, hat sie jemals bei Dir auch nur die allerentfernteste Hoffnung geweckt?"

„Nein, niemals! Im Gegentheil behandelt sie mich stets mit . . ."

„Mit bloßer Achtung?"

„Achtung? Nein, ganz im Gegentheil!"

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß sie gegen mich einen Ton angenommen hat, der mich auf eine solche Entfernung stellt, daß das bloße Wort Hoffnung nicht einmal ausgesprochen werden kann."

„Und hast Du Dich mit diesem Platze begnügt? Das sieht Dir nicht eben ähnlich."

„Nein, ich habe die Entfernung als wenigstens ebenso groß angesehen, als sie selbst."

„Du hast also . . ."

„Ich habe sie bisweilen erröthen lassen über den verunglückten Versuch, mich die Rolle eines Dieners spielen zu lassen."

„O — sie ist im Stande gewesen . . ."

„Beunruhige Dich nicht, Mutter! Kein Mensch hat es jemals versucht, ihrem Beispiele zu folgen."

„Nun, das war gut! Eigentlich dachte ich an etwas ganz Anderes. Ich meinte, wenn sie im Stande gewesen ist, wenn sie das Bedürfniß gefühlt hat, die Entfernung zwischen euch größer

zu machen, so ist es in keiner andern Absicht geschehen, als weil sie Gefahr für sich selbst ahnte. Niemand, der nur den geringsten Verstand hat, macht sich ohne Ursache so lächerlich . . . Erzähle mir einige nähere Umstände aus ihrem Betragen gegen Dich!"

Ernst theilte nun vollständig alle Theile seines Verhältnisses zu Edith mit; hier aber kam ein neuer Faden der Verwirrung hinein durch das Auftreten des Grafen Hermann und Edith's sichtbare und zunehmende Gunst gegen ihn. Die kleinen Scenen auf der Reise nach Ramswik und die Taufe selbst machte Alles noch verworrener.

„Ich bin fast sicher," schloß er — doch der Ton, womit er diese Worte aussprach, war alles Andere, nur nicht sicher — „daß ich sie bei meiner Rückkehr verlobt finde."

„Nein, ich glaube nicht, daß sie das ist; nach Demjenigen aber, was Du mir erzählt hast, fürchte ich, daß sie den unglücklichen Grafen bethören wird, trotz dessen, daß sie Dich mit einer heftigen Liebe liebt — und das thut sie!"

„Und wenn es wirklich der Fall wäre, daß sie mich liebte — vorausgesetzt, daß das Undenkbare denkbar wäre, nämlich daß die höchst liebenswürdige, aber doch kalte und stolze Mutter einwilligte — könnte ich dieses als ein Glück ansehen? Nein! Denn nachdem das Feuer ausgebrannt wäre, was ganz gewiß sehr bald geschähe, würde sie sich mit Abscheu von dem Wahne abwenden. Sie würde meinen, daß sie mich zu sich emporgezogen hätte und ebendarum auch ein Recht zu haben vermeinen, mich dieses fühlen zu lassen. Ich aber würde mich niemals in ein solches Verhältniß fügen können und würde, selbst wenn ich sie mit Wahnsinn liebte, ganz gewiß kein guter Gatte werden."

„O, mein Ernst, Du thust Dir großes Unrecht! Du würdest sie im Gegentheil zu einer vollkommenen Frau erziehen. Wie sehr können nicht Gatten, die sich recht lieben, sich gegenseitig verbessern! An Deinem Herzen würden die scharfen Ecken ihres Charakters abgeschliffen werden. Es ist sonderbar, aber ich habe

mehr Zutrauen zu dem wirklich Guten, das bei ihr auf dem Grunde liegt. Und obgleich ich weit entfernt bin, nur den geringsten Wunsch zu hegen, daß sie, nachdem sie dem Grafen Hermann Hoffnungen gegeben hat, diese um Deinetwillen täuschen soll, so kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie dereinst Deine Gattin werden wird."

„Sie? nein, das ist ein Traum, der nimmermehr in Erfüllung geht!"

„Das sollst Du mir sagen, wenn wir uns dort oben wieder treffen, und da werde ich auch erfahren, ob nicht auch meine zweite Ahnung erfüllt worden ist."

„Welche Ahnung?"

„Daß sie Dich dereinst so vollkommen glücklich machen wird, wie ein ungetheiltes Herz ein solches Herz, wie das Deinige, machen kann."

Ernst senkte sein Haupt auf das Kissen herab, auf welchem das Haupt der Mutter ruhte.

Er glaubte nicht an das Sehervermögen des herannahenden Todes, wohl aber an die glänzenden Träume des zunehmenden Fiebers.

Hier aber lassen wir Ernst.

Der lieblichen Gespräche, die noch während vierzehn kurzer Tage zwischen ihm und der so geliebten Mutter Statt fanden, waren viele. Dann ließ der Tod seinen Vorhang herab. Es legte sich eine tiefe Finsterniß um die Seele des jungen Mannes.

Welche Einsamkeit läßt sich vergleichen mit der Einsamkeit des **Herzens**?

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Cousin Abbé.

Inzwischen war auf Dagby eine neue Persönlichkeit, ein Nebenbuhler und ein Gegenstück des von Helmer repräsentirten ruhigen Verstandes und der in der Gestalt des Grafen Hermann irrenden Schwärmerei aufgetreten.

Dieser Ankömmling — den der Onkel Janne den Tanzmeister, die Hofräthin den lustigen jungen Mann, Mamsell Octavie den aimablen Tausendkünstler, Olga den Süßen, allzu Süßen, Edith den Schwätzer und der Graf den Plagegeist nannten — dieser Ankömmling, der ebenso viele Benennungen hatte, wie Argus Augen, denn in der Welt hieß er auch „der lustige Kauz," „der Maitre de Plaisir," „der Unentbehrliche" u. s. w. — hatte jetzt auf Dagby ungefähr drei Wochen lang in wenigstens ebenso vielen Gestalten debutirt, als er Titel hatte.

Der Mann war eigentlich nicht so ganz aus den Wolken herabgefallen; doch bildete man sich etwas dergleichen ein, als er an einem Vormittage mit der allerungenirtesten Freiheit in den Salon gesprungen kam und sich selbst ungefähr mit folgenden Worten präsentirte:

„Entschuldigen Sie, meine gnädigste Hofräthin, daß ich es vorziehe, auf diese Art vielleicht ein wenig unverschämt die Bekanntschaft der Herrschaften auf eigene Hand zu machen! Mein Schwager, der Baron G. — der gute, aber etwas langweilige Mensch — erbot sich zwar, er wollte mich einführen, doch ich gab ihm den Rath, er solle ruhig zu Hause bleiben und den Rittmeister Linden (das heißt: den Unterzeichneten) sich selbst überlassen. Auf meine Ehre glaube ich auch, wir sind ein wenig alte Bekannte, wenn es nämlich wahr ist, daß ältere Damen für die

Söhne ihrer ehemaligen Anbeter ein kleines Attachement haben. Nun, kein Wort weiter über diese Sache! Ich erinnere mich jetzt glücklicherweise, daß meine Mutter die Ehre hatte, im dritten Gliede eine Cousine der gnädigen Frau zu sein, und zufolge dieser ausgezeichneten Gunst des Schicksals halte ich um das Glück an — versteht sich, keineswegs als ein bloßes Recht, sondern als eine außerordentliche Grace — Tante sagen zu dürfen!"

„Wenn ich mich auch so genau weder des Einen noch des Andern entsinnen kann," äußerte die Hofräthin artig, „so habe ich doch, da der Herr Rittmeister sich für die Richtigkeit der letzten Angabe verbürgt (was natürlich das Wichtigste ist), gar nichts dagegen einzuwenden, einen neuen Verwandten zählen zu können."

„O, meine Tante, diese Antwort war einer Madame Maintenon würdig! ... Doch belieben meine gnädige Tante mich jetzt meinen Cousinen, den Fräuleins, zu präsentiren."

„Recht gerne."

„Pardon einen Augenblick! — zuvor meine Meritenliste, wenn ich bitten darf!"

„Die Meritenliste mag passiren!"

„Diese lautet folgender Maßen: ein junger Mann, der durch die unerforschlichste Schickung des Schicksales seine Bahn gemacht hat, denn — so viel mir selbst bewußt — habe ich keinen Antheil daran, und mein Vermögen noch viel weniger, sintemal ich schon bei der Geburt nebst der Fähnrichsvollmacht den Rang, die Ehre und die Würde eines „Pauvre-honteux" erhalten, eine Würde, die ich, sonderbar genug, bis dato inne habe, so vielen reichen Erbinnen ich auch meine Bitten um Befreiung von derselben in die Ohren geflüstert habe ... Sodann bin ich (notabene nach dem allgemeinen Urtheile — mein eigenes suspendire ich natürlicher Weise) ein Mann von sehr mittelmäßiger Bildung, mittelmäßigen Kenntnissen, mittelmäßigem Aussehen, mittelmäßigem Verstande, kurz: man hält mich für mittelmäßig in Allem, außer in der Kunst zu gefallen, in welcher ich zufolge der Behauptung meiner Freunde

excelliren soll; doch darf ich hiebei auch nicht verschweigen, daß meine Feinde nicht so ganz dieser Meinung sind ... Und nun, meine gnädige Tante, weiß ich nichts mehr hinzuzufügen, als daß ich mit Herzklopfen den Eindruck erwarte, den ich auf meine Cousinen zu machen hoffe."

Mit diesen Worten verbeugte der Rittmeister sich nur um einige Zoll tiefer vor Edith als vor Olga.

Er war der erste Mann, welcher Olga damit entzückte, daß er sie eben so hoch setzte, als ihre Schwester.

„Ich meines Theils, Herr Rittmeister," entgegnete Edith scherzend, „werde Sie keinen Augenblick in Ungewißheit lassen."

„Ich rolle mich im Staube!"

„Ehe von einer Art von Eindruck nach unserer Bekanntschaft die Rede sein kann, Herr Rittmeister, werden Sie genug zu thun haben, den Eindruck zu verwischen, den ich vor derselben erhielt."

„Was beliebt?"

„Wie konnten Sie den unverzeihlichen Fehler begehen, den Fuß zu verrenken, da Sie wußten, daß Sie bestimmt waren, einer Cousine im vierten Grade gegenüber Gevatter zu stehen?"

„O, nichts Anderes?"

„Nichts Anderes? — ist das also eine Kleinigkeit?"

„Ganz im Gegentheil: dieser Fehler ist eben mein Triumph und widerspricht glücklicher Weise ganz entschieden dem dummen Jargon von meinem mittelmäßigen Verstand."

„Welche Anspruchslosigkeit!"

„Die Anspruchslosigkeit gehört besonders zu meinen Cardinaltugenden, sie ist ein Theil meines Wesens; da ich jedoch vor der Welt so wenige Geheimnisse habe, so mache ich mir eine Ehre daraus, diese für mich selbst zu behalten."

„Welche bewunderungswürdige Aufopferung! Um aber ..."

„Um aber, meinen Sie, von der Vertheidigung meiner Anspruchslosigkeit zu der Vertheidigung meines Verstandes überzugehen — ja, eben dahin kehre ich jetzt zurück. Wenn ein Mann es

sich vorgesetzt hat, sich zu verlieben, und das thut er immer, wenn ihm die Bekanntschaft mit einer allmächtigen Schönheit versprochen wird, besonders wenn diese noch dazu den Namen einer Erbin trägt ... ach, entzückender, heiliger Name! was bedeuten Laura, Chloë, Daphne mit allen mondscheinbleichen Huldgöttinnen des ganzen veralteten Liebesstaates in Vergleich mit diesem! ... wenn er sich zu verlieben gedenkt, sage ich, was kann er da wohl zum Anfange Pfiffigeres erdenken, als daß er den Verdruß der Auserwählten erweckt? Augenblicklich wird ja er der Gegenstand ihrer Gefühle, wenn auch nur der ungünstigsten — und das ist denn doch schon immer besser, als gar nichts."

„Gut; diesen Zweck haben Sie erreicht, denn ich versichere Sie, daß ich volle vier Minuten an Sie gedacht habe — doch lassen Sie uns jetzt hören, was Olga zu sagen hat!"

„Olga!" rief der Rittmeister aus, „o, welch ein musikalischer Wohllaut in diesen vier Buchstaben: sie fliegen auf den Schwingen der Töne durch die Ohren gerades Weges in das Herz hinein! Und sage ich nun noch Cousine Olga, dann fehlt wenig daran, daß ich mich in meinem Entzücken versetzt fühlte in ... Bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein! es trifft sich wohl bisweilen, daß ich den Nachsatz verliere, wenn ich mit dem Vordersatze so recht in der Fahrt bin. Doch dies ist ein Fehler meiner Organisation, etwas, wofür ich nichts kann; es ist ein Schicksal, dem ich mich unterwerfen muß; doch ist es ganz verschieden von meinen Gefühlen; denn, wenn ich nolens volens von einer unsichtbaren Macht gezwungen werde, in der Mitte meiner Beredtsamkeit stehen zu bleiben, so ersetzen die Gefühle in reichem Maße, was den Worten fehlt:

Gefühl, du Macht, du herrschest über Stunden!
Gefühl, du erntest mehr schon in Sekunden,
Als tausend Seckeln ausgesät!"

Olga wußte nicht recht, was sie auf dies Alles erwiedern sollte und sah daher Mamsell Octavie an. Mehr als dieses Blickes be-

durfte es nicht, um den scharfsinnigen Rittmeister zu benachrichtigen, daß Olga bis jetzt nicht allein unter der Aufsicht ihrer Bonne Stickmuster nähte, sondern auch ebenso artig wie die Quadrate in dem Stramin die Erlaubniß derselben erwartete, um sich mit lächelnden oder ernsten Farben zu schmücken.

Aber die kalten Züge der Mademoiselle Octavie gaben heute keine Antwort (der Rittmeister hatte sich noch nicht an sie gewendet) und darum antwortete Olga ein wenig gezwungen und einfältig: „Der Herr Rittmeister machen sich allzu große Mühe!"

„Hören Sie, meine Tante" — der Rittmeister appellirte an die gnädige Frau — „welches Unglück ich habe! .... Doch darf ich mir eine kleine Leitung bei meiner vierten Präsentation ausbitten?"

Er ließ bei diesen Worten seinen Blick voll Ehrfurcht und geheimer Bewunderung auf der Gouvernante ruhen.

Hier hatte die Hofräthin endlich Gelegenheit zu einer förmlichen Präsentation.

Der Rittmeister aber hatte es kaum weiter gebracht, als daß er in Erstaunen gefallen war über die bewunderungswürdige Aehnlichkeit der Mademoiselle Horner mit der göttlichen Mamsell Emilie Höaquist, *) besonders als Jungfrau von Orleans, und inspirirt von diesem interessanten Zufall, ein Stück aus Jeanne d'Arc's Rolle deklamirt, als der Graf eintrat und mit einer gewissen Unsicherheit an der Thür stehen blieb.

„Bester Graf Hermann!" rief ihm die Hofräthin zu, sobald der Rittmeister schwieg, „kommen Sie und nehmen Sie Platz bei uns! Dieser Herr erklärt sich für einen Verwandten, obgleich ich glaube, die Verwandtschaft besteht nur in der großen, allgemeinen von unserm gemeinschaftlichen Stammvater. Doch gleich viel, er

---

*) Eine Zierde des Stockholmer Theaters, gegen Ende des Jahres 1847 auf einer Reise zu Turin gestorben. Sie erntete zwar in allen Rollen Beifall, doch ganz besonders als Jungfrau von Orleans. Ihre Schönheit und ihr wohlthätiger Charakter waren allgemein anerkannt. Anm. d. Uebers.

ist ein fröhlicher junger Mann. Der Rittmeister, Baron von Linden — Graf Hermann von P.!"

Der Graf verbeugte sich ziemlich steif, der Rittmeister aber nahm die entzückendste Stellung an, indem er jovialisch begann:

„Kann nicht helfen, Herr Graf, wir müssen Rivale werden. Ich habe mich schon als Ritter im Dienste der Fräulein engagirt, und Fräulein Edith hat die Güte gehabt, mich zu versichern, daß sie mit mir volle vier Minuten ihre Gedanken zu beschäftigen beliebt hat, und das noch obendrein ehe ich mehr gethan hatte, ihr die Stärke und die Tiefe meiner beabsichtigten Huldigung zu zeigen, als einen Purzelbaum zu machen, der mir eine Verrenkung des Fußes kostete."

Der Graf, dessen Laune seit Helmer's Abreise verstimmt gewesen war — denn von diesem Tage an hatte er stets Sonnenfinsterniß an seinem Himmel gehabt — wurde nicht sehr erbaut durch diesen Wortschwall, der gleich einem Platzregen über ihn kam. Er sah sich nach dem Onkel Janne um, da jedoch dieser nicht im Zimmer war, so nahm er — nach einer zweiten Verbeugung und einem Blick, der zu sagen schien: „Thun Sie mir das Vergnügen, Ihre Lustigkeiten anderswo zu Markt zu bringen" — seine Partie und setzte sich auf einen Stuhl in dem Winkel zwischen dem Ofen und Edith's kleinem Sopha.

Der Rittmeister war aber nicht der Mann, der wegen einer solchen Kleinigkeit die Fassung verlor.

Als der Graf ihm den Rücken zukehrte, füllte er die entstandene Unterbrechung mit einer großen dramatischen Geste aus, als hätte er das Gespenst im Hamlet gesehen, wovon er auch ein paar Worte murmelte. Darauf warf er sich, wie von einer Art unwiderstehlicher Gewalt getrieben, über die auf dem Tische liegende Guitarre, und ehe ihn Jemand gefragt hatte, ob er singen könnte (ihn dazu aufzufordern nach einer halbstündigen Bekanntschaft, konnte natürlicher Weise Niemand einfallen), war er mitten in Kaspar's Rolle im Freischütz, und sang und deklamirte dermaßen,

daß der Geist des Hamlet aus der Ecke vom Ofen an die Thür gejagt ward, und ganz gewiß ebenso schnell und still wie durch eine Fallluke im Theaterfußboden verschwunden sein würde, wenn nicht das arme Gespenst auf den Onkel Janne gestoßen wäre, der ihm recht munter zurief:

„Was gibt's, mein lieber Graf?"

„O," rief der Rittmeister aus, indem er mit Blitzesschnelligkeit aus der Oper in das Drama fiel, „bin ich nicht so glücklich, hier den weit bekannten alten Ehrenmann, den Schutzengel der Armen, den Onkel der ganzen Menschheit, Herrn Janne Sternfelt, bekannt wegen seiner loyalen Gesinnungen, schönen Gefühle und großen Fußwanderungen zu sehen? .... Ja, ich schwöre es bei den Schuldverschreibungen meines Vaters, bei dem Respektabelsten, was ich kenne, denn sie waren größer als meine eigenen, er ist es leibhaftig, und wenn mein Ruf nur den tausendsten Theil so verbreitet ist, Herr Onkel, so erkennen Sie in mir gewiß den Abbé Linden!"

„Schauspieler oder Tanzmeister?" fragte der Onkel in so ernstem Tone, daß der Rittmeister, die Guitarre wegwerfend, dem Alten in die Arme stürzte und ausrief:

„Wir sind verwandte Seelen, Herzensonkelchen! Aber ich habe nicht allein die große Ehre, bei den aufwachsenden Söhnen und Töchtern aller meiner Freunde Tanzmeister zu sein, und die eben so große, bei dem vierten Theile der Gesellschaftstheater Schwedens zu doubliren, sondern ich habe auch die geringere Ehre, bei dem Königlichen —schen Regimente Rittmeister zu sein. Meine Feinde ertheilen mir dazu noch den Baronentitel, ich selbst aber wende denselben niemals an, weil er mich mit einer impertinenten Genauigkeit daran erinnert, daß der Stern der Familie Linden noch von Gewölk umhüllt ist ... Doch ich schwatze mir mit dem Allem den Athem aus dem Halse."

Während Onkel Janne, der anfänglich den „jungen Narren nicht so übel" fand, mit diesem lebhaft plauderte — der Onkel

hatte gleich den Uebrigen (mit Ausnahme des Grafen) angefangen, zu merken, daß die Luft auf Dagby etwas schwül geworden war — trat Edith zu dem Grafen Hermann, der noch immer gesonnen zu sein schien, den Rückzug anzutreten.

Mit einer so freundlichen Miene, wie er seit langer Zeit nicht erhalten, sagte sie, indem sie ihn lächelnd an den Platz zurückführte, den er verlassen hatte: „mein bester Graf! Seien Sie doch nicht so scheu vor etwas Scherz — es ist nichts Uebles mit dem Manne."

„Daran habe ich auch keine Sekunde gedacht; doch seine Gewohnheiten sind den meinigen so unähnlich, daß ich mich zu ihm nicht hingezogen fühle."

„O, sollte ich alle Menschen fliehen, zu denen ich mich nicht hingezogen fühle, so wären ihrer wahrlich viele ...."

„Also, mein Fräulein, verstellen Sie sich wirklich — vielleicht oft?"

„Ja, sehr oft: wer würde mir meine Aufrichtigkeit danken?"

„Ich wenigstens, Fräulein: denn wenn .... wenn Sie sich gegen mich verstellen .... in gewissen Augenblicken ...."

„Was dann?"

„Dann würde ich verzweifeln über meine eigene Beschränktheit, daß ich den Schein für die Wirklichkeit gehalten habe .... Doch ich glaube nicht, Fräulein, daß Sie sich gegen mich verstellen."

„Nun, Herr Graf, worauf gründen Sie diese Ueberzeugung?"

„Auf Ihre Veränderlichkeit — diese zeigt, daß Sie es nicht der Mühe werth erachten, mir Ihre Eindrücke zu verbergen."

„Wahrhaftig, Herr Graf, Sie haben Recht; doch ist es ja auf jeden Fall ein schlechtes Freundschaftsgeschenk, unsern Freunden die dunkelsten Seiten unseres Charakters zu zeigen."

„Nein, glauben Sie mir, diese Aufrichtigkeit hat wenigstens für mich unendlich höheren Werth, als kalte Artigkeit — wenn Sie mir einen freundlichen Blick, ein freundliches Wort schenken, so

glaube ich an Beides und kann mich mit demjenigen begnügen, was ich erhalten habe, bis . . . ."

„Sch! . . . . unser neuer Cousin scheint mit seinen vortrefflichen Eigenschaften auch die zu vereinigen, daß er seine Ohren an zwei Orten haben kann — ach, welche Vielseitigkeit! Ich werde gewiß noch die Zahl seiner Bewunderer vermehren!"

Der Graf antwortete nur durch einen Blick der vollkommensten Sicherheit.

Er wollte ihr nicht zeigen, wie niedergeschlagen er durch die plötzliche Unterbrechung war.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Mehr aus dem Debut des Cousin Abbé.

Als es Abend wurde — der Rittmeister war nach alter guter Sitte eingeladen worden, bis zum folgenden Tage zu bleiben — der Graf in seinem Zimmer einen Hafen gesucht und der Onkel spazieren gegangen war, unterhielt der Spaßvogel die Damen mit einer von seinen vielbewunderten Gesellschaftstalenten, nämlich mit seiner Kunst, andere Personen nachzuahmen.

Jetzt kamen nun zwar nicht die armen Schauspieler auf das Tapet, auch nicht die guten westgötischen Bauern oder die bekannten Smaländer auf dem Jahrmarkte zu Wernamo *), nein, der Rittmeister begnügte sich diesmal damit, ganz einfach eine kleine Scene wiederzugeben, die am Tage nach der Taufe beim Baron G. auf Ramswik gespielt worden war.

*) Ein Kirchspiel in Smaland, 7 schwedische Meilen von Jönköpig und 7½ von Wexjö, in welchem in der Mitte des Juni und September sehr besuchte Jahrmärkte gehalten werden.
Anmerk. d. Uebers.

Er zeigte sich dabei bald als seine Cousine, die Freiin Louise, bald als die Hausmamsell, die freundliche Lovisa Berntson, deren unglücklichen Fehler, durch die Nase zu reden, so daß **m** in **b** verwandelt wurde, der Rittmeister sich ebenso gut anzueignen wußte, wie die vornehme Nachlässigkeit der Freiin, vermischt mit der allergnädigsten scherzhaften Herablassung.

„Nun, liebe Mamsell Lovisa! es war ja schrecklich, wie allarmirt Sie gestern waren, als Sie dem hübschen Bruksverwalter gegenüber Gevatter stehen sollten!"

Die Freiin redete in einer bequemen Stellung im Sopha sitzend.

Jetzt trat Mamsell Lovisa mit niedergeschlagenen Augen auf.

„Ihro Gnaden! wie Ihro Gnaden scherzen! . . . . ich weiß nicht, ob er anders aussieht, als Andere. Ich beeilte bich, ich . . ."

„Ja, das thaten Sie! Wozu war es nöthig, das Linnenkleid zu plätten? Hier im Hause wäre das neue Mollmousselinkleid wohl gut genug gewesen!"

„Das Boll-Busslinkleid, Ihro Gnaden — behüte Gott!"

„Nun, so hatten Sie ja das blaue kattunene Kleid, das Ihr Bruder Ihnen zu Weihnachten schenkte!"

„O, Ihro Gnaden, Bichael sagte, ich könnte es gerne zu Alltag brauchen . . . Bichael beint's so gut bit bir!

Jetzt aber gab es — denn der Rittmeister ahmte unübertrefflich nach — ein solches Gelächter auf Kosten der guten Mamsell Lovisa, daß der Spaßvogel einsah, er könnte aus der frommen Seele keinen Nutzen weiter ziehen, weßhalb er sie auch sogleich abziehen ließ, um von diesem Gegenstande eine Brücke zu einem andern zu bauen, über welchen man zwar nicht lachte, welcher aber dennoch bei allen Zuhörern ein tausendfältig höheres Interesse erweckte.

„Er muß wohl auf jeden Fall ein Adonis von Primaqualité sein, dieser Vogel Phönix von Bruksverwalter, den meine gnädige Tante sich hält:"

„Ja, ja, das ist nicht ganz ohne Grund!“

„Darauf hätte ich auch schwören können, da sogar die vornehmen Rosen aus la haute Volée es gar nicht verschmähen, für ihn zu duften.“

„Nur keine Contrebande eingeführt!“ warnte die Hofräthin und erhob den Finger.

Edith war bei dieser Anspielung so stark erröthet, daß keine Rosen sich vergleichen ließen mit derjenigen, deren Gluth das battistene Schnupftuch kaum zu verbergen vermochte, welches indessen dazu dienen mußte, eine unsichtbare Fliege zu verjagen.

Aus den Augen der Mamsell Octavie schoß ein Blitz hervor. Olga sah aus wie das personificirte Erstaunen.

„Gnädigste Tante! Bei Gott“ — der Rittmeister legte die Hand auf die Brust — „ich habe die Nachricht aus der vierten Hand, und ich glaube kaum, daß Contrebande, genau gerechnet, durch mehr als drei geht, nämlich durch die Hand des Schmugglers, durch die des Absenders und durch die des Empfängers.“

„Wo bleibt denn aber die Zollkammer, welche Beschlag darauf legt und dann die Pakete öffnet?“ fiel die Hofräthin ein.

„Ei der Tausend, an die hatte ich in der Eile gar nicht gedacht! Doch um so besser, daß sie da ist! Die Zollkammer ist eine ehrfurchtgebietende Auctorität, und ich kann daher nicht eigentlich darunter leiden, wenn ich mit derselben verglichen werde. Ich schlage daher vor, mich zu der Ehre und Würde eines Zollbeamten zu erheben. Von dem Beschlage zu reden, welchen ich im Namen der Königlichen Majestät und der Krone gemacht habe, kann mir da kein Sterblicher verbieten. Was sagen Sie nun, meine gnädige Damen? Ich betheure, daß ich nie in meinem Leben als ehrlicher Kerl passiren will, wenn nicht das, was ich zu erzählen weiß, zu den ausgezeichnetsten Dingen gehört, die jemals in einem Kaffeeconseil verhandelt worden sind!“

Und der Rittmeister nippte bei diesen Worten mit großer An- von dem orientalischen Tranke, der neben ihm stand.

Einsehend, daß von einem Abenteuer die Rede sein müßte, welches nicht zu den Annalen von Dagby gehörte, war Edith, nachdem sie ihren unfreiwilligen Schrecken überwunden hatte, die Erste, welche vorschlug, der Rittmeister sollte seine Anekdote aus der vierten Hand erzählen, wenn er sich notabene anheischig machte, zu erklären, durch welche drei Hände sie vorher gegangen wäre.

„Ei, ei, Fräulein! das war keine Cousinenbedingung; doch gleich viel — ich kann nicht lügen: das ist gegen meine Natur. Also bekenne ich, daß von der Zeit an, wo man zuerst anfing, Anekdoten zu fabriciren, keine einzige ältere Ahnen hat, als diese; denn obgleich sonst die Klatscherei im Allgemeinen die Stammmutter aller Anekdoten der ganzen Welt ist, so ist es dennoch über allen Zweifel erhaben, daß die eigentliche Urklatscherei sich von jener gefährlichen Sekte herschreibt, welche ich Schlüssellochverehrer nennen will. Die Kammerjungfer und der Bediente fangen den Flüchtling direkt von dem Salon oder dem Schlafzimmer auf, und augenblicklich wird er zu den Liebhabern und Liebhaberinnen, Freunden und Vertrauten des Nachbarhauses hinübergejagt, bis er von Stufe zu Stufe zuletzt wieder einen Salon oder ein Schlafzimmer erreicht."

„Und wenn inzwischen der arme Flüchtling so in die Höhe geschossen ist, daß man ihn nicht mehr erkennen kann, so ist das nur der gewöhnliche Gang des Lebens!" meinte Mamsell Octavie mit dem Tone einer Person, welche die Schlechtigkeit der Welt kennt und verabscheut.

„Es beweist weiter nichts," fiel Olga pfiffig ein, denn die Sprache des Rittmeisters machte sie jetzt nicht mehr verlegen, „als daß er wie die Opfer der Riesen in den Märchen, mit einer Menge guter Bissen gefüttert worden ist."

„Aber auf diese Weise," ließ die Hofräthin sich vernehmen, „kommen wir ja im Leben nicht einmal bis zum Anfang!"

„Wir sind schon da, meine geehrte Tante! Zuerst will ich nur,

gemäß dem Befehle des Fräuleins Edith, die Quelle meiner Geschichte angeben."

„Aha!" scherzte Edith, „sie ist also jetzt aus einer Anekdote zu einer Geschichte herangewachsen!"

„So viel müssen wir wohl mit Allem, was gesagt worden ist, ausgerichtet haben. Also um vorn anzufangen, die Kammerjungfer der Frau von Y. . . ."

„Frau von Y!" riefen die vier Damen aus.

„Ja, ist eine von den Herrschaften da, welche gegen ihr Auftreten als Diana an der Seite des Endymion-Helmer an dem mehrerwähnten Taufabende auf Ramswik eine Klage einzureichen hat?"

„Das läßt sich ja recht romantisch an!" sagte Mamsell Octavie mit Blicken, in denen Eifersucht und Schadenfreude glühten; denn was Niemand sah, das sah sie, nämlich daß die brennenden Rosen auf Edith's Wangen plötzlich einer schneeweißen Blässe Platz machten.

„Ich hörte, daß er auf der Rückreise ihr Kutscher gewesen," fiel die Hofräthin ein, „keineswegs aber wußte ich, daß er mehrere Rollen gespielt hat, mein gentiler Bruksverwalter. Sonst ist er, genau gerechnet, in Damengesellschaften eher difficil als aufgeräumt."

„Hm, hm, meine Tante, stille Wasser . . . . Doch weiter im Texte: Die Kammerjungfer der Frau von Y. hat ein ganz kleines Attachement mit dem Statthalter auf Ramswik, und dieser, gälte es auch sein Leben, kann seiner besten Freundin, der Haushälterin, nichts verbergen, welche wiederum in ihrer Ordnung so besorgt ist, in gutem Vernehmen zu der Hausmamsell zu stehen, daß sie gar keinen Anstand genommen hat, dieser schwachen Evatochter das ganze Geheimniß anzuvertrauen, und sie würde im Stande sein, dem liebenswürdigen Rittmeister Linden für eine geschnittene Feder ihre eigenen, geschweige denn anderer Leute Liebesgeschichten zu verrathen. Und hiemit ist unglücklichrr Weise der Würfel geworfen, denn ich verbürge mich, kein Mensch wird sechs Runstücke Banco

auf die einzige Möglichkeit gegen neunundneunzig Unmöglichkeiten setzen, daß der Rittmeister Linden im Stande ist, ein Geheimniß bei sich zu behalten."

Natürlich wurde dieses fröhliche und heroische Geständniß mit so vielen lächelnden Blicken belohnt, wie der Rittmeister erwartet hatte, und er fuhr daher aufgemuntert fort:

„Und nun, meine Allergnädigsten, lassen Sie es uns gestehen, daß die Klatschereien ihren Reiz haben! Sie sind die vornehmste Würze in den Nachmittags-Conversationen von der Mitte des September bis zu der Mitte des März, da die Dämmerungen aufhören. Ich setze eine picante Klatscherei auch beinahe eben so hoch, wie später am Abende eine Gespenstergeschichte."

„Aber," fiel Edith ungeduldig ein, „Ihre Art zu erzählen ist höchst langweilig! Was haben wir nun mit allem Geschwätz erfahren?"

„Es gehört zu der verfeinerten und neueren Kunst, meine Cousine, eine Sache immer so zu erzählen, daß die Zuhörer in einer angenehmen Ungewißheit verbleiben."

„Doch," entschied die Hofräthin in einem Tone, der ein wenig nach getäuschter Erwartung schmeckte, „diese halben Winke können gefährlicher sein, als ein offener Angriff: arme, gute Hortense! — ihr Ruf kann leicht dabei leiden!"

„Sie wird es doch wohl nicht versäumen, diesen selbst zu vertheidigen! doch glaube ich nicht, meine gnädige Tante, daß ich mich sehr irre in der Vermuthung, daß sie zur Hälfte mit dem Bruksverwalter verlobt ist."

„Nun, wenn das der Fall wäre, so würde ich sagen, daß Ihre Neuigkeit etwas werth ist! Hortense ist von guter, alter Familie und hat außer Glanberg noch ein kleines, recht hübsches Capital. Da hätte Helmer sein Glück wahrhaftig nicht verschlafen! Doch das ist ganz unmöglich."

„Unter der Sonne ist gar nichts unmöglich. Und so viel ist wenigstens ausgemacht, daß Frau von Y., welche gestern auf

Ramswik war, sich nicht im Geringsten beleidigt fand, als man sie damit neckte, daß sie sich von Herrn Helmer das vorige Mal nach Hause fahren ließ. Und ich kann auch den Geschmack des Mannes wirklich nicht tadeln, denn sie ist ein recht nettes und süßes Wesen. Was dagegen ihren Geschmack betrifft, so schiebe ich mein Urtheil auf, bis ich erst den Gegenstand betrachtet habe."

„Und Gott weiß, wann das geschehen wird! sagte die Hofräthin mit einem tiefen Seufzer über die unendliche Beschwerde, die sie seit der Abreise Helmer's schon gehabt zu haben meinte, und ferner über diejenige, welche sie noch bis zu seiner Rückkehr erwartete — und nun wurde der Anlaß seiner Abwesenheit erzählt, variirt mit Jeremiaden sowohl über den Buchhalter und Werkmeister, als auch über den Statthalter. Herr Helmer war die Hauptperson in Allem, was den Eisenhammer und was die Landwirthschaft und das Gut betraf und . . . mit einem Worte: er war unersetzlich.

„Herr du mein Gott, beste Tante!" rief der Rittmeister in einem ganz neuen Tone aus, in welchem der verständigste Verstand sich mit dem ernsthaftesten Ernste paarte; wenn ich Ihnen während dieser Vacanz nützlich sein kann, so belieben Sie nur über mich zu befehlen! Ich kenne nichts Angenehmeres, als meinen Freunden zu dienen . . . Da ich auf jeden Fall nichts zu thun habe, wenn ich es selbst sagen darf, einige Bekanntschaft mit dem Gange sowohl einer größeren Landwirthschaft als auch eines Hüttenwerkes besitze, so habe ich keinen größeren Wunsch, als bis auf Weiteres den Vice-Intendanten meiner gnädigen Tante spielen zu dürfen."

Die Hofräthin, welche ein solches Anerbieten unmöglich hatte erwarten können, complimentirte dagegen aus allen Kräften an.

Sie sah ein, daß man auf einen Holzweg, ja auf einen Gebirgsweg gerathen könnte, wenn man den Rittmeister zu einem Familiengliede erhöbe, so lange noch der Graf auf Dagby war — und da der Graf bestimmt und auserlesen war, der Schwiegersohn

zu werden, der Rittmeister aber weiter nichts sein sollte, als ein angenehmer Gesellschafter, so . . . mußte er aufgeopfert werden.

Cousin Abbé aber war allzu entzückt über seinen eigenen Vorschlag, daß er ihn an diesem Abend zur Entscheidung hätte kommen lassen sollen.

Er vermengte die ganze Geschichte unter einem solchen Wirrwarr von Positivem und Negativem, daß er die ganze Gesellschaft beinahe unter den Tisch geplaudert hätte, wenn nicht mit der Zeit des Thees und des Feuers im Ofen auch der Graf Hermann und Onkel Janne erschienen wären . . . .

. . . .

„Lieber Schwager!“ begann die Hofräthin, welche die größte Furcht hegte, daß die vertrauliche Zudringlichkeit des Rittmeisters mit der kalten Zurückgezogenheit des Grafen in Collision gerathen möchte; „lieber Schwager! Du wärest sehr artig, wenn Du uns heute Abend so wie in der alten fröhlichen Zeit eine Geschichte erzählen wolltest, die ein wenig Schrecken und Ernst uns einjagte! Wir können das nach allen Narrenspossen des Rittmeisters wohl brauchen.“

„Also eine Spukgeschichte!“ fiel Olga lebhaft ein — „ach, guter, süßer Onkel, eine Spukgeschichte!“

Und mit Olga einstimmend, rief die ganze Gesellschaft, ja auch der Graf mit eingeschlossen:

„Eine Spukgeschichte! eine Spukgeschichte!“

„Nun warum denn nicht!“ stimmte der Alte aufgeräumt bei. „Doch keine witzigen Commentarien, und auch keine anderen Unterbrechungen — die verbitte ich mir zum Voraus, denn da breche ich augenblicklich ab!“

Dreißigstes Kapitel.

Onkel Janne's Geschichte und ihre Folgen.

Es geht immer ein interessanter Geist der Unheimlichkeit, halb à la Rinaldini, halb à la Spieß, durch den kleinen vertraulichen Kreis, der sich an einem kühlen Herbstabende in Ruhe um ein angenehmes Feuer gesetzt hat, um einem Freunde der Familie zuzuhören, von dem man weiß, er kennt und glaubt das Wunderbare, welches hinter dem Vorhange zwischen dem bekannten Leben und demjenigen, was wir nur zu ahnen im Stande sind, spielt. Und kaum können wir uns eines theilnehmenden Schauders enthalten, wenn wir die Worte vernehmen: „Es war einmal in meiner Jugend," oder: „Ich hörte einmal von einem akademischen Freunde ein merkwürdiges Ereigniß," und so weiter.

So saß auch jetzt die Familie auf Dagby vertraulich um das Feuer und wartete auf die Geschichte des Onkels, während der Sturm draußen an dem dunklen Herbstabende seine langen Töne pfiff und die entlaubten Linden vor den Fenstern erschütterte.

„Vor mehreren Jahren" — so begann der Onkel — kam ich eines Tages auf meinen Wanderungen zu einer Gerichtsstelle, wo eben ein außerordentliches Gericht gehalten wurde auf Veranlassung einer criminellen Untersuchung, welche aber nicht hieher gehört."

Der alte Mann schwieg einen Augenblick und blickte auf das Feuer, wahrscheinlich um seine Gedanken zu sammeln.

„Am Abende, da der Districtsrichter seine Arbeiten beendigt hatte, machten wir mit einander Bekanntschaft, und fanden uns recht gut in unsere gegenseitige Gesellschaft. Wir saßen und verplauderten die halbe Nacht bei unsern Pfeifen; und zur Belohnung für einige kleine Erzählungen, die ich ihm auftischte, tractirte er

mich wieder mit mehreren sonderbaren Prozeßgeschichten. Von diesen geriethen wir ganz natürlich auf das Capitel von der wunderbaren Leitung einer höheren Macht bei gewissen Entdeckungen, die durch Menschenweisheit gewiß niemals gemacht worden wären; und als eine Erklärung und Bekräftigung dieser Sache theilte er mir ein Ereigniß mit, dessen Urkunden er selbst in dem Archive des Götha-Hofgerichtes gelesen hatte."

Die Blicke aller Anwesenden waren auf den Onkel gerichtet, nur nicht Edith's. Jetzt starrte sie das Feuer an.

Sie schaute dort zwei luftige Gebilde, die, so kam es ihr vor, immer mehr und mehr Leben erhielten, je matter der rothe Schein auf den erbleichenden Gluthaufen fiel.

Das eine dieser Gebilde zeigte ihr Helmer auf den Knieen vor dem Todtenbette seiner Mutter, das andere sitzend an der Seite der sirenenhaften Hortense.

„O, ich muß, ich will wissen, ob den Hindeutungen dieses Schwätzers irgend etwas Wahres zum Grunde liegt!'

Und vertieft in solche Gedanken, war es nur Edith's Körper, welcher eine lauschende Stellung zeigte.

Der Rittmeister war die personificirte Aufmerksamkeit.

Der Onkel hustete und fuhr fort:

„Es war spät in einer Mitternacht, da der Richter in der Gegend, wo das Ereigniß sich zutrug, das Wirthshaus neben der Gerichtsstelle erreichte. Da es überall im Hause dunkel war, obgleich er wußte, daß man ihn erwartete, so hielt er es für abgemacht, daß das Dienstmädchen müde geworden wäre, länger zu sitzen; und da er ein guter Mann war, der keinen großen Gefallen daran fand, Leute in ihrer Ruhe zu stören, so beschloß er, nachdem er durch den Skjutsbauer den Mantelsack auf die Hausflur hatte tragen lassen, deren Thüren nur angelehnt waren, sich auf eigene Hand den Weg in das ein für alle Mal ihm bestimmte Gastzimmer zu suchen. Aber er hatte kaum die Thür des Saales geöffnet, als der Gastwirth selbst ihm ganz freundlich mit dem

Lichte in der Hand entgegenkam und ihn in sein Schlafgemach geleitete."

„Nun, Vater!" sagte der Richter, den der Anblick des Gastwirthes augenblicklich an die wichtige Untersuchung erinnerte, welche am folgenden Tage vorkommen sollte, „habt Ihr noch immer über Britta Lena's Verbrechen keine Spur gefunden?"

Britta Lena, die ehemals im Wirthshause gedient hatte, saß eben damals im Gefängnisse, angeklagt, ihr Kind ermordet zu haben; doch sie läugnete ebenso eigensinnig, daß sie ein Kind gehabt, als daß sie es ermordet hätte.

„Ja, entgegnete der Gastwirth, „eben darüber, Herr Häradshöfding, wollte ich mit Ihnen allein reden."

„Aha!" meinte der Richter, „es gibt also Beweise gegen sie?"

„Nein, keine solche, die durch menschliche Sprache klingen. Wir wollen es aber dennoch versuchen, eine Entdeckung in der Sache zu machen; denn ich habe sicheren Ortes erfahren, daß das Mädchen einem Kinde das Leben gegeben hat, und daß es unter dem großen Birnbaume hier auf dem Hofe begraben liegt... Doch," unterbrach sich plötzlich der Gastwirth, „ich will Ihre Ankunft melden!" Und damit verschwand er, ohne nur dem Gaste das Licht anzuzünden...

„Ach, lieber Onkel, was ist denn das für eine Gespenstergeschichte?" fiel Olga halb unzufrieden ein — „das Alles ist ja gar nicht unheimlich!"

„Geduld, meine Du! ... Der Häradshöfding saß dort inzwischen so lange und wartete und dachte nach über dasjenige, was der Gastwirth ihm erzählt hatte, daß er beinahe auf dem Stuhle eingeschlafen wäre. Endlich, sich darüber wundernd, daß das Mädchen nicht mit Licht hereinkäme, kroch er in das Bett und erwachte erst am folgenden Morgen, da das Mädchen mit der Kaffeetasse vor ihm stand.

„Ja, Du bist mir ein unordentliches Mädchen!" sagte der

Richter, „warum kamst Du nicht heute Nacht und versahst mich mit Licht und etwas Warmem?"

„Das ist wohl zu entschuldigen, Herr Häradshöfding, da man mich nicht weckte! Hätte ich nicht den Mantelsack in der Hausflur gesehen, als ich heute früh herauskam, so hätte ich noch jetzt nichts von Ihrer Ankunft gewußt."

„Da schliefst Du wohl sehr fest, als der Gastwirth, wie er mir versprach, Dich rief?"

„Der Gastwirth?" rief das Mädchen aus und wurde ganz blaß — „Sie werden ihn doch wohl nicht gesehen haben?"

„Warum denn das nicht? Er kam mir selbst im Saale entgegen und führte mich hier herein."

„Der Gastwirth?" schrie das Mädchen, indem sie beinahe ohnmächtig wurde; „o, wie können der Herr Häradshöfding ein armes Mädchen erschrecken, und ..."

„Was meinst Du?" fragte der Richter erstaunt.

„Was ich meine? nichts Anderes, als daß der Gastwirth vorgestern gestorben ist und hier in dem nächsten Zimmer neben dem Saale als Leiche liegt!"

Alle Zuhörer des Onkels gaben nun in einem gemeinschaftlichen „Hu!" ihren Gefühlen Luft.

Der Onkel fuhr fort: „Ohne ein Wort zu erwiedern, warf der Richter die Kleider um, ging hastig hinaus in den Saal und öffnete die Thür des andern Zimmers — dort lag der Gastwirth unbeweglich auf der Bank in das Laken gehüllt. Und in der Nacht hatte er doch in seinen gewöhnlichen Kleidern und mit seiner gewöhnlichen rothen Mütze auf dem Kopfe den Gast empfangen!

Der Richter fühlte, wie sein Blut erstarrte. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem verbrecherischen Mädchen und mit demjenigen, was vielleicht innerhalb weniger Stunden entdeckt werden würde. Und da wurde denn auch in der That Alles offenbar. Anfangs läugnete die Mörderin mit ihrer gewöhnlichen frechen und bestimmten Weise; sobald jedoch der Richter gesagt hatte, er hätte Grund,

den großen Birnbaum auf dem Hofe untersuchen zu lassen, da sank ihr der Muth, und das Geständniß war schon erfolgt, ehe noch der Beweis ihrer verabscheuungswürdigen Handlung aufgegraben war.

Der Onkel schwieg; Alle saßen einige Augenblicke still — Jeder fühlte die mystische Spannung, welche gewöhnlich auf ähnliche Erzählungen in der Abenddämmerung folgt.

Endlich sagte Mamsell Octavie mit erzwungenem Lächeln: „Es ist dennoch nichts Anderes, als eines von jenen alten, lächerlichen Märchen der Kinderstube, die man, versteht sich, gehörig gespielt hat."

„Wie? Mamsell?" rief der Onkel mit einem Tone und einer Miene aus, die genugsam andeuteten, daß es sich nach einer solchen Beleidigung der Mühe nicht verlohnte, ihn um noch mehrere Geschichten zu bitten; „wie können Sie so gottlos sein, den Finger des Herrn zu läugnen?"

„Sünderin! zweifelst Du?" erscholl in demselben Augenblicke aus dem andern Zimmer eine Stimme so grabähnlich, dumpf und unheimlich, daß fast die ganze Gesellschaft erschrocken aufsprang, während Mamsell Octavie beinahe vom Stuhle gesunken wäre.

Auf den Grafen Hermann aber war der Eindruck ganz entsetzlich.

Er saß unbeweglich mit aufgesperrten Augen und wilden Blicken da, während sein ganzer Körper zitterte. Es war ihm — dessen Blut schon durch die vorhergehende Erzählung in einen allzu heftigen Umlauf versetzt worden war — als hätte er seinen alten Plagegeist gehört. Er wartete nur darauf, das Phantom verkörpert hervortreten zu sehen.

Der Eine blickte fragend auf den Andern, bis endlich der Rittmeister fröhlich ausrief:

„Nun, meine Herrschaften! Sie sehen ja hier den Hexenmeister vor Ihren Augen! Zu meinen übrigen kleinen Talenten gehört auch die Kunst des Bauchredens. Doch auf Treu und Glauben,

Herr Graf!" fuhr er fort, sich an diesen wendend, „hätte ich vorhersehen können, daß Jemand den Scherz so ernsthaft aufnehmen würde, so wäre er nie gewagt worden. Ich bin in unendlicher Verzweiflung über mein Versehen!"

„Das war ein unglücklicher und ärgerlicher Scherz!" entgegnete der Onkel, indem er zu dem Grafen Hermann trat, um ihn zu unterstützen. Edith aber war schon an der andern Seite, und so beruhigend war ihr Flüstern, so lieblich schmeichelnd ihre Stimme, daß die Sinne des Kranken allmälig ihre gewöhnliche Beherrschung wieder annahmen. Er war sogar im Stande, eine Entschuldigung hervorzubringen.

Inzwischen war jetzt eine unangenehme Unterbrechung eingetreten, und der Rittmeister, welcher von der Hofräthin einen Wink über die Nervenschwäche und Kränklichkeit des Grafen erhielt, betheuerte, daß er in demselben verzweifelten Zustande wäre, in welchem einst bei einem Hausverhöre einer seiner Soldaten sich befunden hätte.

„Wie war es denn mit ihm?" konnte die Hofräthin nicht unterlassen zu fragen.

„Als der Pastor ihn fragte: „Kannst Du mir sagen, mein lieber Modig, wann unser Herr und Erlöser starb?" da antwortete der Kerl ganz verblüfft, da er sich dessen gar nicht entsinnen konnte: „Ach, Herr Jesus! ich habe nicht einmal gewußt, daß er krank war!"

„Sie sind mir ein arger Spaßvogel! — ein Glück, daß Onkel Janne nichts gehört hat!" antwortete die Hofräthin, indem sie mit einem Lächeln von ihm trat. Sie ging jetzt, um sich neben ihren lieben Grafen zu setzen, welcher, betrübt über seine unfreiwillige Reizbarkeit und bemüht, seiner Herrscherin zu zeigen, daß auch er einen festen Willen hätte, sich die Pein auferlegte, in dem Gesellschaftszimmer zu bleiben, wo er sich gleichwohl — ausgenommen bei den Sonnenblicken, die Edith zuweilen unter kleinen

entstehenden Gewissensbissen vor ihm leuchten ließ — sich eben so befand, wie ein Geist im Fegfeuer ...

In dieser Nacht fand der Graf Hermann wieder keine Ruhe. Der Rittmeister spukte in seiner Einbildung und nahm die Gestalt eines andern, nicht viel weniger verabscheuten Phantomes, als des alten, an.

Der Graf hatte sehr wohl bemerkt, daß der Rittmeister beim Abendessen alle seine Kräfte aufgeboten hatte, um Edith zu fesseln und ihr zu gefallen, und ebenso hatte er mit stiller Verzweiflung wahrgenommen, daß Edith ihn wenigstens nicht zurückwies.

Zwischen alle diese Gegenstände schlich sich das Bild des todten Gastwirths mit seiner rothen Nachtmütze auf dem Kopfe ...

„Ja, ohne Zweifel gibt es eine Verbindung zwischen den beiden Welten! Doch nur die Auserwählten können diese schauen. O!“ dachte er weiter, „wer doch schon jetzt wüßte, was dieser neue Plagegeist ausrichten wird! Wird er meinen Frieden morden und begraben?“

Und er plagte und wendete sich auf seinem Lager und vermied die Blicke des aufmerksamen Nilman; denn diesmal war es kein solches Uebel, das er mittheilen konnte. . . . .

An diesem Abende schrieb Olga in ein neulich eingerichtetes Tagebuch (das des Nachts unter ihrem Kopfe, des Tages in dem innersten, verborgenen Fache des Nähkastens zu ruhen pflegte, um der strengen Nachforschung der Mamsell Octavie zu entgehen):

„Heute habe ich den ersten Mann gesehen, der wirklich Verstand hat ...

„Es war ein recht kindischer und einfältiger Traum, dessen Held eine gewisse unbedeutende Person war — mag Hortense ihn behalten — mag Edith ihren Mondschein-Grafen behalten! Ich weiß einen Mann, der eine Andere ebenso hoch setzt, wie die hochmüthige Edith ... ich weiß auch ein Mädchen, das sich vielleicht eines Tages herabläßt, das Gefühl zu belohnen, welches das Genie zwang, hervorzubrechen.

„Er war nicht im Geringsten verlegen, als er mit Edith redete: er fühlte nicht das Bedürfniß, seine Rede zu ihr mit Poesie zu endigen.

„Nachher, als er uns nach der Erzählung des Onkels so angenehm und interessant ängstigte, ergriff er eilfertig meine Hand: „Verzeihung, Cousine Olga!" flüsterte er mit einem Tone, einem Tone ... Und welches Feingefühl, die Karten zu mischen, bei Tische sich zu stellen, als wäre er nur von Edith gefesselt — der Süße, allzu Süße! -- wie er mich belustigt! In meinem ganzen Leben habe ich nicht so viel gelacht, wie heute! Ach, wenn es doch erst morgen wäre!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein Selbander.

An dem Morgen nach der Präsentation des Rittmeisters auf Dagby trafen zwei Umstände ein, welche machten, daß die Hofräthin trotz ihrer ersten Abneigung an den Vorschlag dachte, den ihr Gast halb im Ernst, halb im Scherze hingeworfen hatte.

Der erste Umstand war ein Brief von Helmer, welcher die Zeit seiner Rückkehr als ganz unbestimmt hinausschob; der zweite ein ernsthaftes Uebelbefinden, das in der Nacht den Statthalter auf das Krankenbett geworfen hatte.

Also wurde für das Erste eine kleine hülfreiche Hand von dem dienstwilligen muntern Mann, der bewunderungswürdig vortrefflich ein ernster Herr sein konnte, wenn dieses nothwendig war, angenommen; da jedoch mit jedem Tage der Beschwerden und der Verlegenheiten mehr wurden — denn der Buchhalter war eine von jenen gutmüthigen Ziffern, die nur in der Gesellschaft anderer Ziffern vorhanden, aber doch an ihrem Platze vortrefflich sind —

so kam es endlich dahin, daß der Rittmeister, der anfänglich nur jeden zweiten und dritten Tag gekommen war, sich ordentlich in Helmer's Amt installirte.

War er aber bewunderungswürdig, der liebe Rittmeister, wegen seiner Artigkeit, der gnädigen Tante das Joch von der Schulter zu nehmen, und wegen seiner Geschicklichkeit, auf Dagby den Herrn und Gebieter zu spielen, so war er es gewiß nicht weniger wegen seiner Bemühungen, Alle zu belustigen und zu gewinnen.

Er war Alles, er that Alles, und Alles paßte ihm, er mochte bei dem Fräulein Edith den Anbeter, bei Olga den Tanzmeister und Spielkameraden, bei der unter einer Eiskälte schmachtenden Octavie den Troubadour, oder bei der ganzen Gesellschaft den Acteur spielen.

Er verschmähte es nicht einmal, bei den Abendunterhaltungen gewisse Thiere nachzuahmen: besonders zum Entzücken spielte er die Fliege und bellte so natürlich wie ein Hund, daß Olga's Herz — das, wie wir gesehen, schon am ersten Abend seiner ersten Neigung untreu geworden war — nach und nach diese „kindische Neigung" dem „süßen, allzu süßen Cousin Abbé" aufopferte, welcher besonders in einsamen Augenblicken zu vergessen schien, daß Olga erst im nächsten Jahre konfirmirt werden sollte.

Was Edith betraf, so wendete sie gegen den Rittmeister dieselbe Weise an, die sie bei ihren ehemaligen Anbetern erprobt hatte — das heißt: sie machte ihn abhängig von allen ihren Launen, ohne sich selbst einen Zwang aufzuerlegen.

Nicht einmal die melancholischen Blicke des Grafen Hermann und die Fieberröthe, die auf seinem Gesichte wechselte, vermochte sie, den vom Himmel herabgefallenen Cousin abzuweisen, nein — denn hätte sie anders gehandelt, so hätte es ausgesehen, als wenn sie schon eine Wahl getroffen hätte, und um Alles in der Welt wollte sie nicht, daß Jemand dieses glauben sollte.

Mit Edith's guten Vorsätzen war es gerade so, wie mit dem berühmten Thurme in Pisa, der sich immer neigt, ohne daß dieses

schon Etwas bedeutet. Auch Edith neigte sich nach einer gewissen Seite, weiter aber kam es nicht ...

Sie scheute sich davor, mit sich selbst in's Reine zu kommen, sie scheute sich, zu bekennen, daß sie sich von ihrem Mitleiden mit dem Grafen hatte zu weit treiben lassen — wenn es nämlich nicht noch weiter gehen sollte. ... Sie sagte nur: „Wer nicht warten will, bis ich mich besonnen habe, der hat die Freiheit, das Feld zu räumen!"

„Sagen Sie mir, Herr Rittmeister," begann sie eines Tages, nachdem sie eine Weile über die fatale Frage nachgedacht hatte, welche ihr schon lange auf den Lippen lag, „sagen Sie mir jetzt, da wir uns tête-à-tête befinden," und sie lächelte so verführerisch, daß der Rittmeister sich der Erde beinahe entrückt fühlte, „ob jener Scherz, den Sie sich vor einiger Zeit über unsere einnehmende Nachbarin, Frau von Y., entfallen ließen, wirklich einigen Grund hat!"

Sie eröffnete das Gespräch auf einem Vormittagsspaziergange, da Cousin Abbé sie begleitete.

„Um Alles in der Welt, stellen Sie mich nicht auf die Zinnen des Tempels, versuchen Sie mich nicht mit einem solchen Lächeln, einem solchen Blick — ich sehe da, beim ganzen Olymp mit der Venus an der Spitze, daß es mir gerade so geht, wie „Bichaels" lieblicher Schwester, daß ich mein Geheimniß nicht behalten kann."

„Es ist ja auch die Absicht, daß dieses zu mir übergehen soll. Nun, nur schnell, mein Cousin!"

„Ich Unglücklicher, wohin fliehe ich vor diesem Machtspruche! Ich fühle, o weh, weh, daß meine Seele sich in das Faß der Danaiden verwandelt: Alles rinnt hindurch — üben Sie Barmherzigkeit!"

„Nein, das gehört heute nicht zu meiner Laune!" sagte Edith lachend.

so kam es endlich dahin, daß der Rittmeister, der anfänglich nur jeden zweiten und dritten Tag gekommen war, sich ordentlich in Helmer's Amt installirte.

War er aber bewunderungswürdig, der liebe Rittmeister, wegen seiner Artigkeit, der gnädigen Tante das Joch von der Schulter zu nehmen, und wegen seiner Geschicklichkeit, auf Dagby den Herrn und Gebieter zu spielen, so war er es gewiß nicht weniger wegen seiner Bemühungen, Alle zu belustigen und zu gewinnen.

Er war Alles, er that Alles, und Alles paßte ihm, er mochte bei dem Fräulein Edith den Anbeter, bei Olga den Tanzmeister und Spielkameraden, bei der unter einer Eiskälte schmachtenden Octavie den Troubadour, oder bei der ganzen Gesellschaft den Acteur spielen.

Er verschmähte es nicht einmal, bei den Abendunterhaltungen gewisse Thiere nachzuahmen: besonders zum Entzücken spielte er die Fliege und bellte so natürlich wie ein Hund, daß Olga's Herz — das, wie wir gesehen, schon am ersten Abend seiner ersten Neigung untreu geworden war — nach und nach diese „kindische Neigung" dem „süßen, allzu süßen Cousin Abbé" aufopferte, welcher besonders in einsamen Augenblicken zu vergessen schien, daß Olga erst im nächsten Jahre konfirmirt werden sollte.

Was Edith betraf, so wendete sie gegen den Rittmeister dieselbe Weise an, die sie bei ihren ehemaligen Anbetern erprobt hatte — das heißt: sie machte ihn abhängig von allen ihren Launen, ohne sich selbst einen Zwang aufzuerlegen.

Nicht einmal die melancholischen Blicke des Grafen Hermann und die Fieberröthe, die auf seinem Gesichte wechselte, vermochte sie, den vom Himmel herabgefallenen Cousin abzuweisen, nein — denn hätte sie anders gehandelt, so hätte es ausgesehen, als wenn sie schon eine Wahl getroffen hätte, und um Alles in der Welt wollte sie nicht, daß Jemand dieses glauben sollte.

Mit Edith's guten Vorsätzen war es gerade so, wie mit dem berühmten Thurme in Pisa, der sich immer neigt, ohne daß dieses

schon Etwas bedeutet. Auch Edith neigte sich nach einer gewissen Seite, weiter aber kam es nicht ...

Sie scheute sich davor, mit sich selbst in's Reine zu kommen, sie scheute sich, zu bekennen, daß sie sich von ihrem Mitleiden mit dem Grafen hatte zu weit treiben lassen — wenn es nämlich nicht noch weiter gehen sollte. ... Sie sagte nur: „Wer nicht warten will, bis ich mich besonnen habe, der hat die Freiheit, das Feld zu räumen!"

„Sagen Sie mir, Herr Rittmeister," begann sie eines Tages, nachdem sie eine Weile über die fatale Frage nachgedacht hatte, welche ihr schon lange auf den Lippen lag, „sagen Sie mir jetzt, da wir uns tête-à-tête befinden," und sie lächelte so verführerisch, daß der Rittmeister sich der Erde beinahe entrückt fühlte, „ob jener Scherz, den Sie sich vor einiger Zeit über unsere einnehmende Nachbarin, Frau von Y., entfallen ließen, wirklich einigen Grund hat!"

Sie eröffnete das Gespräch auf einem Vormittagsspaziergange, da Cousin Abbé sie begleitete.

„Um Alles in der Welt, stellen Sie mich nicht auf die Zinnen des Tempels, versuchen Sie mich nicht mit einem solchen Lächeln, einem solchen Blick — ich sehe da, beim ganzen Olymp mit der Venus an der Spitze, daß es mir gerade so geht, wie „Bichaels" lieblicher Schwester, daß ich mein Geheimniß nicht behalten kann."

„Es ist ja auch die Absicht, daß dieses zu mir übergehen soll. Nun, nur schnell, mein Cousin!"

„Ich Unglücklicher, wohin fliehe ich vor diesem Machtspruche! Ich fühle, o weh, weh, daß meine Seele sich in das Faß der Danaiden verwandelt: Alles rinnt hindurch — üben Sie Barmherzigkeit!"

„Nein, das gehört heute nicht zu meiner Laune!" sagte Edith lachend.

„Heute?"

„Nein, auch morgen nicht: ich habe ein starkes Verlangen, immer zu gebieten."

„Bestes Fräulein, wie können Sie in dem Grade unvorsichtig sein, dergleichen selbst dem geringsten Ihrer Sklaven zu erzählen?"

„Wie so?"

„Wenn ich die Königin gewonnen habe (wir nehmen nur an, daß dies geschieht — es wäre auf keinen Fall mehr, als das achte Wunder der Welt), so denke ich, mich nicht an den Spinnrocken setzen zu lassen, wie Omphale es mit Herkules machte."

„Gut, daß dergleichen rebellische Vorsätze sich bei Zeiten verrathen! Die Königin will nur von Unterthanen etwas wissen."

„Und gut, daß solche Geständnisse so früh gemacht werden! Sie legen sich gleich einem schönen kalten Bade über die heißen Gefühle des Herzens."

„Gefühle? Wenden Sie auch so triviale Redensarten an?"

„Wenn ich verliebt bin, so halte ich es immer für passend, dann und wann ein Wort über meine Gefühle fallen zu lassen. Zwar ist das Wort mir zuwider, rücksichtlich seiner lächerlichen Verbindungen mit allen Lafontaine'schen Idyllen, die noch immer gespielt werden, doch was wollen Sie, daß man thun soll? Eine Liebe ohne Gefühle, wäre ja gleich einem Sommer ohne Sonne!"

„Und das würde den Effect stören. Ich sehe das ein. Kann sich aber ein Mann mit Genie wirklich zu der verkommenen und abgetragenen kindischen Einfalt herablassen und verliebt werden?"

„Ja, ach ja, davon bin ich ein redendes Beispiel — o, wenn meine angebetete Cousine nur einen halben Blick in mein Herz zu werfen beliebte . . . Ich bin verliebt, schrecklich verliebt, zum Sterben verliebt!"

„In mich oder in meine Tonnen Gold?"

„In Alles vereinigt; denn eben die Harmonie ist dasjenige, was die vollendete Schönheit macht."

„Diese göttliche Aufrichtigkeit ist wenigstens mehr werth, als zwanzig fade Liebeserklärungen.“

„Ich habe ja gesagt, daß die Aufrichtigkeit zu der Anzahl meiner Tugenden gehört. Ach, wer nur durch ein offenes Spiel Etwas gewönne! Doch — hier fiel der Rittmeister plötzlich in einen natürlichen Ton, einen Ton voll Ernstes, voll energischer Beredsamkeit — „ist es nicht erbärmlich, daß die Damen im Allgemeinen hinter das Licht geführt werden wollen, und daß sie der Stimme der Schmeichelei mehr glauben, als ihrem eigenen gesunden Urtheile, das ihnen sagen sollte, wie bezaubernd, ja himmlisch sie auch sein mögen, dennoch ihre äußere Stellung ebenfalls auf den Anbeter einen Einfluß hat, besonders wenn er arm ist? Ist er reich genug, um lieben zu können, ohne daß er die Oekonomie in seine Gefühle zu mischen braucht — à la bonne heure, um so besser für ihn! Aber er wird dennoch nicht im Stande sein, dem Gegenstande seiner Anbetung jene bei weitem tiefere und dauerndere Flamme zu beweisen, welche Liebe und Dankbarkeit in sich vereinigt. Und glauben Sie mir, Fräulein Edith, der Mann, welcher den Muth hat, dem Mädchen, nach dessen Hand er strebt, zu gestehen, daß das erhabenste Gefühl seine Wünsche nicht allein lenkt, der wird auch dankbar, wenn diese kühnen Wünsche sich einst verwirklichen!“

Nun konnte dieses wohl für eines von den allervortrefflichsten Spielen des Rittmeisters gelten; aber unglücklicherweise war ihm Edith zu klug.

Sie durchschaute jetzt seinen ganzen Plan. Sie sah ein, daß er, der von Andern ihre Sonderbarkeiten vernommen, mit Klugheit berechnet hatte, daß die kühnste Offenherzigkeit eben wegen ihrer Originalität auf sie anschlagen und sie einnehmen müßte; und wäre der Rittmeister aufgetreten, ehe Edith so reich an Erfahrung geworden war, so wäre ihm seine Absicht wahrscheinlich gelungen. Nun aber lächelte sie nur auf eine Weise, die er unmöglich mißverstehen konnte, und sagte darauf schnell und kurz:

„Nein, jetzt verlieren wir ganz den Faden unseres Gespräches! Das ist sehr unartig gegen Hortense!"

Der Rittmeister sah augenblicklich ein, daß er zu vorschnell Sturm gelaufen hatte, und lenkte daher plötzlich in einen andern Weg ein:

„Ei, ei, welch ein Stoß für meine Eigenliebe — wenn ich nämlich eine solche hätte — hier in alle vier Winde geschwatzt zu haben, ohne daß es möglich ist, Sie, mein Fräulein, von Ihrem grausamen Einfalle abzubringen, meine Verschwiegenheit auf die Probe zu setzen! Es sieht wirklich so aus, als müßte ich mich unterwerfen."

„Gut, daß wir so weit gekommen sind!" fiel Edith mit brennender Wange ein; „die Neugierde ist meine Erbsünde."

„Und die Schwäche gegen die Befehle der Damen meine Thatsünde."

„Vortrefflich! Also . . .?"

„Also: da unser Adonis seine Schöne nach Hause geführt hatte — natürlich kann ich es nicht übernehmen, zu erzählen, was unterwegs vorfiel: das kennen nur die bleichen Sterne! — wurde er zu einem kleinen Soupé eingeladen, während ein anderes Fuhrwerk zu seiner Heimreise angespannt wurde."

„Weiter, weiter!"

„Ja, ferner soll sich auf Glanberg ein kleiner, hübscher Salon, fast ganz mit Blumen angefüllt, befinden; in diesem kleinen Salon wurde ein kleiner Tisch für zwei Personen gedeckt, bei welchem eine kleine, hübsche Wirthin präsidirte. Durch das Augenglas der Phantasie sehe ich Alles. Und das ganze Gemälde, eingefaßt in seinem Rahmen von Licht und Blumen, ruft (versteht sich ganz wider meinen Willen) das Andenken an jene Petites-Maisons in mir hervor, welche ehemals in Frankreich die heiligsten Tempel der Liebe waren."

Eine todtenähnliche Farbe hatte sich über Edith's Züge verbreitet, und eine so stolze und kalte Würde redete aus ihrem

ganzen Wesen, daß Cousin Abbé, der nur einen einzigen, aber hinlänglich ausdrucksvollen Blick erhielt, schnell mit ganz veränderter Stimme fortfuhr:

„Verzeihen Sie, gnädigstes Fräulein Edith, daß ich in der Eile zu einer Vergleichung griff, welche, wahr oder falsch, nie bei dieser Gelegenheit hätte gemacht werden sollen!"

Edith nickte nur, ohne zu antworten.

„Sollten wir nicht jetzt die junge gnädige Frau lassen?" fiel der Rittmeister ein, halb belästigt von dem Tone, den er einmal angenommen hatte.

„Nein, denn gewiß war es etwas mehr!"

„Sehr, sehr wenig."

„Wenig oder viel — erzählen Sie nur!"

„Herr Helmer soll das fatale Unglück gehabt haben, von einem Uebelbefinden befallen worden zu sein, ich glaube, es war Schwindel — das war ja doch zu verzeihen — oder etwas Aehnliches. Er wollte gehen, sank aber statt dessen halb bewußtlos auf das Sopha . . . In diesem Augenblicke war es, daß die bösen Augen durch das Schlüsselloch gewahrten — ein tausendfaches Wehe über alle Kammerjungfern! — wie sich die schöne Diana über ihren bleichen Endymion beugte und in der Angst die Hände rang, ohne den Muth zu haben, zu rufen oder zu klagen. Eben jene bösen Augen sahen gleich darauf, wie der Held in unserem Drama erwachte, sich erhob, um sich blickte, dann Hals über Kopf aufsprang, der Heldin die Hand ein- oder zehnmal küßte — das wurde nicht gezählt — und endlich hinauseilte, sich in den Wagen warf und abfuhr wie eine Rakete. Bin ich jetzt vollständig genug gewesen?"

„Vollkommen!"

„Dies, meine Gnädigste, heißt sehr kurz abgefertigt für den, der ein Lächeln und wenigstens zehn Worte zur Belohnung hoffte. Bedenken Sie, Cousine, welche Gewissensbisse ich mir zugezogen habe, daß ich Ihren Willen erfüllte!"

„Mich friert — lassen Sie uns hinauf eilen!"

Und von diesem Augenblicke an hatte Edith immerwährend Fieberfrost im Herzen, und dieser wurde keineswegs gemindert bei Hortense's nächstem Besuche und bei dem sichtlichen Wunsche der kleinen Wittwe, vertraulich mit Edith zu reden.

„Ja, nun fehlte es nur noch" — sagte unsere Heldin in dem überfließenden Aerger ihres Herzens zu sich selbst — „daß i ch ihre Vertraute würde!"

Als Hortense sah, daß Edith sie so deutlich und absichtlich vermied, zog sie sich ein wenig beleidigt zurück.

Späterhin, bei einem Anfalle von Mißtrauen gegen das Märchen des Rittmeisters, fiel es Edith ein, Hortense's Ergießungen anzunehmen! Doch da war die junge Frau so stumm und verschlossen, daß Edith sich ihrerseits zurückzog, um auf eine passendere Weise die Zerstreuung zu suchen, deren sie jetzt so sehr bedurfte.

Die Zerstreuung aber bestand bloß in Folgendem:

Nachdem sie in den Gesellschaftszimmern sich den einen Augenblick mit dem Rittmeister lustig und mit dem Grafen Hermann empfindsam gezeigt hatte, so lag sie den folgenden weinend auf dem Sopha in ihrem eigenen Zimmer und betete zu Gott um Muth, diesem ganzen „dummen Elende" recht bald ein Ende machen zu können.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ein anderes Selbander.

Seit Helmer's Abreise war jetzt ein Monat verflossen.

„Das geht doch ein wenig zu weit," sagte die Hofräthin, und hatte solches schon mehr als einmal gesagt, „auf diese Weise Dagby Wind und Wellen zu überlassen, um seine eigenen Geschäfte zu

betreiben! Aber das ist die Folge davon, daß man so feine Herren hat, daß man ihnen kein Handgeld geben kann!“

„Und wenn auch Helmer wirklich Handgeld bekommen hätte, liebe Frau Schwägerin,“ wendete Onkel Janne ein, „so hast Du auf jeden Fall ein besseres Herz, als daß Du es ihm weigern wolltest, seiner alten Mutter die Augen zuzudrücken und sie in die Erde zu bringen.“

„Herr Gott, sie ist ja nun schon einige Wochen todt, und wenn wir nicht den jungen lustigen Mann, unsern ehrlichen Rittmeister hätten, so weiß ich wirklich nicht, wie es gegangen wäre.“

„O, ich denke, mit dem Buchhalter, dem Werkmeister und dem Statthalter, der so schnell wieder gesund wurde, wäre es schon gegangen. Jeder hätte seine Befehle von Helmer erhalten, und im Nothfall hätte wohl auch ich einigen Nutzen stiften können. Kein Mensch wird es dem Manne verdenken, daß er eine kurze Zeit nöthig hat, sowohl um etwas ruhiger zu werden, als auch den Nachlaß der Mutter in Ordnung zu bringen.“

Wer aber unter der Aegide des Gutmeinens auf eine feine Art die Hofräthin gegen ihren Günstling in Harnisch brachte, das war der Cousin Abbé, der unermüdlich und thätig, zu seiner Betrübniß und Ueberraschung so Vieles ungethan fand, daß er nicht recht begreifen konnte, wie es ungethan sein konnte. Cousin Abbé hatte zwar keine bestimmte Absicht, Helmer um seinen Dienst zu bringen, aber er hatte auch gar nichts dagegen — zu einer passenden Einleitung noch höherer Vortheile — die Gunst der gnädigen Tante allein zu besitzen, und wo möglich, stets als eine Art von Obersteuermann sowohl über das Eisenwerk und das Gut, als auch selbst über den Bruksverwalter angesehen zu werden.

Jetzt kam es darauf an, wie er seine Karten spielen sollte, um in dem Falle, daß er an dem großen Ziele vorbeischöße, wenigstens das kleine zu treffen.

Es war ein Vormittag in der Mitte des Oktober.

Edith war nach dem Swenstorp gegangen, um ihren Pathen zu besuchen.

Sie ging jetzt öfters allein spazieren und verweilte nicht selten in dem Torp, woselbst sie zuweilen mehrere Stunden hinter einander allein blieb, während die junge Mutter es für passend hielt, die Zeit zu benutzen, wo das gnädige Fräulein so „gemein bescheiden" war, den Kleinen zu besuchen, selbst sich nach ihren beiden lebhaften Kälbern umzusehen.

So saß nun Edith auch heute allein in dem reinlichen und freundlichen Stübchen mit dem kleinen Kinde auf dem Schooß. Sie hatte dasselbe in den Schlaf gelullt, und indem große Thränen herabfielen auf die Halskrause des Knaben — so weiß und fein, wie nur ein kleiner Junker sie haben konnte, denn das Fräulein nähte selbst seine Wäsche und seine Kleider — dachte sie so manchen lieblichen Gedanken über die Zeit, da auch sie ein Wesen haben würde, das sie lieben, warten, und für das sie leben sollte.

„O, dann, dann," sagte sie zu sich selbst, „dann habe ich aufgehört, hin- und herzuwanken, dann weiß ich mit Gewißheit mein Ziel! Doch bis dahin, bis dahin! .... Diese gegenwärtige Zeit voll ewiger, verzehrender Unruhe, diese Gewissensbisse für den Einen, dessen bittende, fragende Blicke ich bald nicht länger ertrage .... Diese Pein der Eifersucht und dieser tödtliche, peinigende Schmerz, den der Zweite mir zufügt, ohne selbst davon zu träumen .... Beinahe möchte es das Beste sein, wenn ich mich für den Dritten entschlöße. Mit diesem Manne ist nichts zu wagen. Er ist schlau. Er hat es versucht, mich zu begreifen. Er kann leben ohne die Liebe seiner Gattin. Der arme Hermann dagegen will nur Liebe haben .... ihn betrügen, wäre wohl anfänglich eine Wohlthat, aber eine Wohlthat, die sich vielleicht bald genug in ein Verbrechen umwandeln möchte .... O, dieses Chaos!"

Sie neigte sich tief auf das Kind herab.

Da wurde die Thüre leise geöffnet; doch nicht die Schritte

der jungen Mutter näherten sich. Edith wendete heftig das Haupt.

Helmer stand vor ihr, bleich und in Trauerkleidern, aber mit einem Ausdruck ruhiger Beherrschung auf seinem Antlitz.

In diesem Augenblicke, bei diesem so unvermutheten Wiedersehen war Helmer in der Wirklichkeit weit entfernt, sich der Ruhe rühmen zu können, die sein Aeußeres scheinen lassen wollte; und wenn Edith im Stande gewesen wäre, etwas zu beobachten, so würde sie gesehen haben, daß sein ganzes Wesen erschüttert war; sie würde gesehen haben, daß er zweimal den Versuch machte, zu reden, ohne daß er eine Macht über seine Stimme bekommen konnte.

Doch Edith wußte nur, daß er da war. Sie hatte sich erhoben mit dem Kinde in ihren Armen.

Sie hatte keine Ahnung davon, wie heilig, wie rein sie ihm in diesem mütterlichen Amte erschien. Sie ahnte es nicht, daß in dem Blicke, den sie in verschämter Verwirrung auf ihn heftete, noch die Thränen blitzten.

„Fräulein Edith! Verzeihung!... Ich konnte nicht vermuthen..."

„Also sind Sie endlich wieder zu Hause, Herr Helmer?"

„Ich komme eben jetzt an. Aber ich ließ den Wagen voran fahren, um im Vorbeigehen mich nach dem kleinen Wesen umzusehen, an welchem auch ich einigen Antheil zu haben meine."

„Und dennoch schlugen Sie es aus, in der Kirche sein Pathe zu werden?"

„Das that ich — doch dazu hatte ich einen Grund."

„Und welchen?"

Natürlicher Weise konnte Helmer nicht bekennen, daß dieser Grund in seiner instinktartigen Furcht bestand, mit ihr, die er schon damals fliehen zu müssen glaubte, in eine so vertrauliche Berührung zu kommen. Er antwortete daher nur:

„Ich wage es nicht, mein Fräulein, Ihnen zu sagen, welchen Grund ich zu meiner Weigerung hatte. Doch glauben Sie mir,

er war ganz verschieden von **demjenigen**, der Sie abhielt, auf Ramswik Gevatter zu stehen."

Helmer sagte die letzten Worte so schnell, daß er keine Zeit hatte, sie zu erwägen. Gleich darauf aber war er unzufrieden mit sich selbst, daß er diesen gefährlichen Gegenstand berührt hatte, und bald bekam er noch mehr Ursache zur Reue, als Edith den Knaben in die Wiege legte und mit unverkennbarer Heftigkeit äußerte:

„Herr Helmer! Ich hatte die Absicht, mich bei Ihnen wegen dieser Laune zu entschuldigen, welche ich sogleich bereute, und ich würde dieses auch gethan haben, wenn ich Gelegenheit dazu gehabt hätte; als ich jedoch hinaus kam, so erfuhr ich von Primus, daß Sie es ganz ritterlich übernommen hatten, der Kutscher einer andern Dame zu werden — und wenn man den kleinen Neuigkeiten welche in der Gegend ihre Runde gemacht haben, Glauben beimessen darf, so haben wir vielleicht bald das Vergnügen, zu gratuliren!"

„Wozu?" fragte Helmer mit einem so veränderten Ausdruck und einem solchen fast strengen Ernste, daß sich jetzt Edith ebenfalls unzufrieden fühlte. Ja, sie erröthete stark darüber, daß ihre eigenen heftigen Gefühle sie so weit gebracht hatten, daß sie alles Feingefühl, Alles, was man gute Erziehung nennt, verletzt hatte.

War dieses ein Gegenstand, den man in dem Augenblick seiner Rückkehr verhandeln konnte, ehe sie noch ein einziges Wort der Theilnahme über den erlittenen Verlust gesagt hatte, dessen tiefen Einfluß man aus seinem Aeußern abnehmen konnte!

„Wozu?" mußte Helmer noch einmal wiederholen, und Edith irrte sich nicht, als ihr der Ton eiskalt vorkam.

„Zu einer guten Partie!" sagte sie endlich mit einem erkünstelten Lächeln.

„In diesem Falle fürchte ich, daß die ganze Gegend sich geirrt hat, da weder Frau von Y. noch auch ich etwas davon wissen. Mein Gemüth — das kann ich versichern — ist überdies weit

entfernt, sich mit Liebesangelegenheiten und mit Heirathen zu beschäftigen."

„Ich glaube," sagte Edith — jetzt unter dem Einflusse einer andern Macht, einem Gefühl von Glückseligkeit, von Gewißheit, von Triumph über die arme Hortense, denn in Helmer's Worten lag eine solche Bestimmtheit, daß kein Zweifel übrig blieb — „ich glaube, es war unrecht, dieses Gerüchtes zu erwähnen, besonders in diesem Augenblicke, und ich begreife um so weniger, wie es kam, da mir ganz andere Worte auf den Lippen schwebten. Ich wollte nämlich etwas sagen von meiner herzlichen Theilnahme an Ihrem tiefen Schmerze — vielleicht aber wird diese Theilnahme verschmäht, weil sie von einer Fremden kommt?"

Bei den letzten Worten war ihre Stimme, ja ihr ganzes Wesen so vollkommen umgewandelt, daß Helmer, als er die dargereichte Hand entgegen nahm, welche sie ihm mit einem melancholischen und lieblichen Lächeln reichte, sich eines Schauders des seligsten Entzückens nicht erwehren konnte.

Aber schon in dem darauffolgenden Augenblicke ließ er diese Hand los, ohne sie an seine Lippen geführt zu haben. Hiezu aber bedurfte er einer Anstrengung, die nur ihr Gegengewicht in seiner bergfesten Ueberzeugung finden konnte, daß die Kenntniß von dem wirklichen Zustande seines Herzens bei Edith gleich nach dem flüchtigen Triumphe nichts Anderes erwecken würde, als eine stolze Verachtung; und es mochte kosten was es wollte, diesen Triumph sollte Edith nicht haben.

Seine Antwort war achtungsvoll, aber in den gewöhnlichen Formen des Herkommens.

Edith fühlte sich, sie wußte nicht weßhalb, tief verletzt, unglücklicher, unruhiger als jemals.

„Wenn er mich auch wirklich liebt," dachte sie, „so sieht er selbst deutlich seinen eigenen niedrigen Standpunkt ein und hat nicht einmal so viel Muth, als zu dem Versuche erforderlich ist,

er war ganz verschieden von demjenigen, der Sie abhielt, auf Ramswik Gevatter zu stehen."

Helmer sagte die letzten Worte so schnell, daß er keine Zeit hatte, sie zu erwägen. Gleich darauf aber war er unzufrieden mit sich selbst, daß er diesen gefährlichen Gegenstand berührt hatte, und bald bekam er noch mehr Ursache zur Reue, als Edith den Knaben in die Wiege legte und mit unverkennbarer Heftigkeit äußerte:

„Herr Helmer! Ich hatte die Absicht, mich bei Ihnen wegen dieser Laune zu entschuldigen, welche ich sogleich bereute, und ich würde dieses auch gethan haben, wenn ich Gelegenheit dazu gehabt hätte; als ich jedoch hinaus kam, so erfuhr ich von Primus, daß Sie es ganz ritterlich übernommen hatten, der Kutscher einer andern Dame zu werden — und wenn man den kleinen Neuigkeiten welche in der Gegend ihre Runde gemacht haben, Glauben beimessen darf, so haben wir vielleicht bald das Vergnügen, zu gratuliren!"

„Wozu?" fragte Helmer mit einem so veränderten Ausdruck und einem solchen fast strengen Ernste, daß sich jetzt Edith ebenfalls unzufrieden fühlte. Ja, sie erröthete stark darüber, daß ihre eigenen heftigen Gefühle sie so weit gebracht hatten, daß sie alles Feingefühl, Alles, was man gute Erziehung nennt, verletzt hatte.

War dieses ein Gegenstand, den man in dem Augenblick seiner Rückkehr verhandeln konnte, ehe sie noch ein einziges Wort der Theilnahme über den erlittenen Verlust gesagt hatte, dessen tiefen Einfluß man aus seinem Aeußern abnehmen konnte!

„Wozu?" mußte Helmer noch einmal wiederholen, und Edith irrte sich nicht, als ihr der Ton eiskalt vorkam.

„Zu einer guten Partie!" sagte sie endlich mit einem erkünstelten Lächeln.

„In diesem Falle fürchte ich, daß die ganze Gegend sich geirrt hat, da weder Frau von Y. noch auch ich etwas davon wissen. Mein Gemüth — das kann ich versichern — ist überdies weit

entfernt, sich mit Liebesangelegenheiten und mit Heirathen zu beschäftigen."

„Ich glaube," sagte Edith — jetzt unter dem Einflusse einer andern Macht, einem Gefühl von Glückseligkeit, von Gewißheit, von Triumph über die arme Hortense, denn in Helmer's Worten lag eine solche Bestimmtheit, daß kein Zweifel übrig blieb — „ich glaube, es war unrecht, dieses Gerüchtes zu erwähnen, besonders in diesem Augenblicke, und ich begreife um so weniger, wie es kam, da mir ganz andere Worte auf den Lippen schwebten. Ich wollte nämlich etwas sagen von meiner herzlichen Theilnahme an Ihrem tiefen Schmerze — vielleicht aber wird diese Theilnahme verschmäht, weil sie von einer Fremden kommt?"

Bei den letzten Worten war ihre Stimme, ja ihr ganzes Wesen so vollkommen umgewandelt, daß Helmer, als er die dargereichte Hand entgegen nahm, welche sie ihm mit einem melancholischen und lieblichen Lächeln reichte, sich eines Schauders des seligsten Entzückens nicht erwehren konnte.

Aber schon in dem darauffolgenden Augenblicke ließ er diese Hand los, ohne sie an seine Lippen geführt zu haben. Hiezu aber bedurfte er einer Anstrengung, die nur ihr Gegengewicht in seiner bergfesten Ueberzeugung finden konnte, daß die Kenntniß von dem wirklichen Zustande seines Herzens bei Edith gleich nach dem flüchtigen Triumphe nichts Anderes erwecken würde, als eine stolze Verachtung; und es mochte kosten was es wollte, diesen Triumph sollte Edith nicht haben.

Seine Antwort war achtungsvoll, aber in den gewöhnlichen Formen des Herkommens.

Edith fühlte sich, sie wußte nicht weßhalb, tief verletzt, unglücklicher, unruhiger als jemals.

„Wenn er mich auch wirklich liebt," dachte sie, „so sieht er selbst deutlich seinen eigenen niedrigen Standpunkt ein und hat nicht einmal so viel Muth, als zu dem Versuche erforderlich ist,

sich mir zu nähern .... Armer Mann! einen so vermessenen Traum hat er noch niemals geträumt!"

Die Ankunft der Frau machte der Verlegenheit Beider ein Ende. Still wanderten sie neben einander den Weg nach dem Hofe.

Wunderlich genug, war in diesem Augenblick Edith's bitterstes Gefühl, die Gewißheit von Helmer's Unbedeutsamkeit in seinen eigenen Augen, etwas, das sie als ausgemacht ansah, und das sie eben darum kränkte, weil es sie selbst in ihren eigenen noch tiefer herabsetzte ... O, welche Schande, welche verabscheuungswürdige Schwäche, für einen Mann zu seufzen, der sogar nicht einmal in der Einbildung zu ihr aufblickte!"

Was würde sie gesagt haben, unser stolzes Fräulein, wenn sie den wirklichen Grund eingesehen, wenn sie gewußt hätte, daß Helmer sehr gut fühlte, sowohl daß er selbst liebte, als auch daß er wieder geliebt wurde, daß es ihm aber dennoch gar nicht angelegen war, sie zu seiner Gattin zu erhalten, nicht darum, weil er es nicht wagte, sich zu ihr zu erhebeben, sondern darum, weil er bedauerte, daß sie mit ihrem flüchtigen Herzen, mit ihrer ewigen Flatterhaftigkeit sich nie zu ihm würde erheben können, denn er forderte tiefe und ernste Gefühle bei derjenigen, die ihn durch das Leben begleiten sollte.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als der Rittmeister ihnen entgegen kam.

„Was hat das zu bedeuten, schöne Cousine? Ein anderer Ritter als ich, und noch obendrein Ritter einer Andern! Ich schwöre es bei den Schatten der Unterwelt: Endymion ist zurückgekehrt! Präsentiren Sie mich, beste Cousine!"

„Herr Helmer — Rittmeister von Linden, auch bekannt unter der vertraulichen Benennung Cousin Abbé, gegenwärtig vicarirend in dem Amte des Herrn Bruksverwalters, so wie in einer ganzen Menge anderer Aemter."

Helmer verbeugte sich mit einer Miene kalten Stolzes, welche

Edith frappirte und die angenehme Naseweisheit des Rittmeisters in gehörigen Schranken hielt. Darauf sagte er mit Artigkeit:

„Ich wünsche mir Glück, daß ich sehe, wie mein Platz mehr denn als ersetzt ist, und ich wünsche Dagby Glück zu einer so wichtigen Verstärkung. Ich meinte, Fräulein, Sie sagten etwas von einer Cousinage?"

„Ja, Cousinage bis auf Weiteres!" fiel der Rittmeister lachend ein. „Noch sind wir nicht bis zu der Frage von Mariage gekommen. Doch, nicht wahr, Fräulein, ich habe die Erlaubniß erhalten, eines Tages darüber meine Vorschläge vorzulegen?"

„Ja wohl, wenn es nur zu einer Zeit geschieht, wo ich bei Laune bin, mich zu belustigen, sonst betheure ich, daß der Cousin Abbé einen Korb erhält, und bei einem solchen Mißgeschick muß wohl ein nur einigermaßen romantischer Liebhaber seine Zuflucht zu Gift oder Dolch nehmen — welches von beiden würde nach Ihrer Meinung den besten Effect machen?"

„Ich bitte um Verzeihung, Fräulein," fiel Helmer ein, „wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie zu verlassen; da Sie sich in so angenehmer Gesellschaft befinden, so hoffe ich leicht eine Entschuldigung für meinen Wunsch zu finden, sobald wie nur immer möglich der gnädigen Frau meine Aufwartung machen zu dürfen."

Und Helmer eilte hinweg.

„Der Henker, ich bin ganz verwirrt über die aristokratische Tournüre unseres Helden! Auf meine Ehre, sehe ich nicht selbst aus, als könnte ich mit Vortheil seinen Bedienten spielen, wenn wir eine kleine angenehme Komödie aufführen würden, zum Beispiel „Don Ranudo de Colibrados," oder statt derselben Dagby mit dem bekannten Drama des seligen Kotzebue: „Armuth und Edelsinn" illustriren wollten! Doch, bei meiner Ehre, der Kerl ist superb!"

„Ja, ich glaube beinahe!" sagte Edith nachlässig.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Großer Rapport.

„Wie steht's, Primus, mein Junge?“ fragte Onkel Janne, nachdem er seit einigen Tagen bemerkt hatte, daß die kleine gerade Gestalt des „Däumlings“ gleichsam unter der Last gewisser Bekümmernisse zusammensank, wie sein breites, gutmüthiges Gesicht, das gewöhnlich hell wie der Vollmond glänzte, sich jetzt fortwährend verfinstert wie der Neumond zeigte, während sich dann und wann ein Seufzer über seine Lippen schlich.

„Mit mir ist es nicht anders, Herr, als daß ich denke, Sie werden wohl bald die Mühe haben, mich begraben zu lassen, wenn wir noch länger hier in dieser Löwengrube bleiben.“

„Was sagst Du da? Dich hat ja doch Dagby immer so entzückt!“

„Entzückt, ja den Henker auch! . . . Nein, lieber Herr, wenn ich das gesagt habe, so habe ich geträumt. Doch sehen Sie, wenn Einer verrückt ist, so träumt man so viel Hokuspokus, wofür man nicht einstehen will, wenn man wieder zu seinem rechten Verstand und zu seiner guten Besinnung kommt. Ho, ho! . . . . es ist so schwer zu leben!“

„Du hast wohl wieder irgendwie Liebeszeug in den Kopf bekommen, Du kleine Krabbe?“

„Ja, Herr, Sie sind in solchen Dingen erfahren! Es wäre keine Noth, wenn das Teufelszeug nur im Kopfe säße; aber sehen Sie, das Herz, das Herz! Haben Sie nie ein Gefühl davon gehabt, Herr?“

„Ja, Gott sei Lob und Dank, jeden Tag; doch eine Liebespein habe ich niemals gehabt, und mich dünkt, mein lieber Primus, Du könntest auch wohl fertig werden, ohne Dich zu einem Nar-

ren zu machen; denn Du verstehst wohl, armer Junge, daß die Mädchen Dich nur zum Besten haben."

„Das Wort sagten Sie, Herr! Einem Andern wollte ich es nicht rathen, so mit mir zu reden! Mich zum Besten haben, mich, der so schlau ist, daß eine Stiege solcher Köpfe, wie der dumme Jonsson einen hat, in meinem Kopfe Platz finden könnte! Nein, mein lieber Herr, ich bin nicht der Mann, der sich stoßen läßt: ich stoße wieder, wenn auch nicht mit den Ellenbogen, so doch mit Worten. Es ist eine schöne Sache, Worte zusammenfügen zu können, so daß es geht wie geschmiert."

„Du solltest Dich wirklich über eine solche Eitelkeit schämen!"

„Es ist keine Eitelkeit, Herr! Ich weiß, wer ich bin, und meine, daß derjenige, welcher in Husarenuniform auf dem Rücken eines Bären gesessen, und die Leute hei und hurrah hat schreien hören, sich wohl mit Einem messen kann, der nur auf dem Pferderücken oder Kutschbock gehangen und nie etwas Anderes gehört hat, als „fahr hierhin, fahr dorthin!" Doch das ist einerlei — kommen wir nur erst weg von hier, so erhole ich mich wohl auch von dem Schlage, denn ein Mensch muß so Vieles leiden."

„Was hast Du denn jetzt für einen Schlag erhalten?"

„Zwingen Sie mich nicht, Herr, es Ihnen zu sagen!" Und nun begann Primus zu schluchzen. Aller Stolz war verschwunden. „Sie . . (Lotta meine ich) . . heirathet im nächsten Frühling den Jonsson. Das ist schon ganz abgemacht. Sie haben mit der gnädigen Frau geredet!"

„O, Du armer Junge, gib Dich zufrieden! Ich glaube wohl, daß Deine Gefühle so bitter sind, wie ein Mensch sie haben kann, aber laß das keinen Menschen merken, und beruhige Dich! Ich denke mich hier durch nichts lange mehr halten zu lassen, und sobald wir in Grandalen Weihnachten gehalten haben, begeben wir uns auf eine lange Reise. Da bekommst Du viele Zerstreuungen und viele andere Gedanken, und kannst Dir Muth in die Brust schaffen."

„Dank, Herr, herzlichen Dank für die Freundlichkeit! Es ist mir fast, als wäre mir schon ein wenig leichter zu Muthe! Herr Gott, wie schön ist es doch, einen guten Herrn zu haben! Ja, ich wollte um Alles in der Welt nicht den Tag erleben, da mein Herr eingescharrt würde. Was sollten Murre und ich denn noch auf der schwarzen Erde anfangen? ... Diese lange Reise, auf die ich mich schon so lange gefreut habe? ... Ach Gott! Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, Herr!"

„Narr, laß mich in Ruhe!"

„Ja, und Lotta soll auch in Ruhe bleiben — es freute mich doch, daß sie sich vor Nilman vergebens abmühte! In dem reinen Aerger darüber gab sie Jonsson ihr Ja ... Aber ich hoffe, es wird nicht viel Freude herauskommen!"

„Fi, Junge! Bist in so vielen Jahren mit mir gewandert, und hegst dennoch Wünsche von Rache, wenn es Dir nicht nach Wunsch geht? Laß mich nicht glauben, daß Du solche Bosheit in Deinem Herzen trägst!"

„O, Herr, so übel war es nicht gemeint! Nein, das war es nicht ... Doch um nun von etwas Anderem zu reden, Herr, was meinen Sie von dem neuen Herrn hier auf Dagby?"

„Wer sollte das sein, Du Naseweis?"

„Nun, Herr, wissen Sie nicht einmal, daß er es ist, der wie vom Monde herabgefallen kam? Gestern ging es lustig her zwischen ihm und dem Bruksverwalter. Wollen Sie's hören?"

„Immer weißt Du so viel zu klatschen!"

„Als ob Sie nicht oft genug darüber geschmunzelt hätten! Uebrigens ging es so zu, daß der Bruksverwalter ganz roth im Gesichte auf den Rittmeister zukam, dem er auf dem Hofe begegnete. „Ich wollte fragen," sagte er, und Sie können glauben, Herr, daß er eine Miene dabei annahm, die gewiß nicht honigsüß war, „wie Sie, Herr Rittmeister, zu dem Versehen gekommen sind" -- war es nicht recht schlau, Herr, daß er es ein Versehen nannte? — den Befehl zu ändern, den ich hinsichtlich des Ausrodens gege=

ben hatte?" — „das geschah nicht aus Versehen," entgegnete der Rittmeister, sah aber sehr verlegen aus; „die Hofräthin wollte mehr Leute bei dem Steinsetzen im Gartenteiche haben." — „Wenn die Hofräthin Veränderungen vorzuschlagen hat," meinte da der Verwalter, „so mag sie sich an mich wenden; doch so lange ich hier als der Regierende bin, erlaube ich es keinem Andern, sich in meine Geschäfte zu mischen!" Und damit ging er seines Weges; doch, Herr, Sie dürfen nicht glauben, daß der Schmaus damit schon zu Ende war."

„Willst Du nicht erst Athem schöpfen?"

„O, Herr, wie Sie scherzen können! . . . Aber ich rede wohl doch. Der Rittmeister flatterte sogleich die Treppe hinauf. Und so aufgeblasen sah er aus wie ein Puterhahn, der den ganzen Fächer ausgebreitet hat. Er kam wie ein Pfeil in das Zimmer hereingeschossen, wo die gnädige Frau und die Fräulein in aller Ruhe saßen, und da er sie zu Gesicht bekam, so geberdete er sich vor Lustigkeit wie verrückt, und nun legte er los damit — ich will es nicht einmal versuchen, ihm nachzuahmen; denn es war auf eine doppelte Art und obendrein auf eine schlechte Art — daß der Verwalter gewagt hätte, etwas so vortrefflich Lustiges zu sagen: er hätte gesagt, daß kein Mensch das Recht hätte, auf Dagby Befehle zu ertheilen, so lange er dort wäre."

„Wo warst Du, mein lieber Primus, als Du das Alles hörtest? Unmöglich konntest Du doch auf dem Hofe sein?" wendete der Onkel ein.

„O nein, Herr, doch das sage ich hernach . . . . jetzt fahren wir fort hiermit! „Sagte er wirklich so?" fragte die gnädige Frau und wurde bleich um den Mund. Darauf ließ sie sogleich einen expressen Boten an Herrn Helmer abgehen, der ihr hurtig und dreist unter die Augen trat."

„Nun, da Du doch einmal mit dem Erzählen in der Fahrt bist, so wäre es wohl lustig zu hören, was die Schwägerin nun verlauten ließ."

„Erst schwieg sie einige Augenblicke, heftete aber auf Herrn Helmer ein Paar Augen, so groß und blank, wie die Knöpfe an Ihrem braunen Frack. Ich sah auch, daß Fräulein Edith wirklich traurig war; sie ging an das Fenster und stellte sich, als ob sie hinaus sähe. Darauf sagte die gnädige Frau und nahm den Mund so voll, als ob die Königin selbst geredet hätte. „Ich weiß nicht," sagte sie, „ob Sie, Herr Bruksverwalter, nicht Ihre Macht ein wenig zu weit ausdehnen, da Sie meine Befehle tadeln!"

Der Onkel murmelte etwas zwischen den Zähnen, und Primus verstand, daß er fortfahren könnte:

„Gnädige Frau," antwortete der Bruksverwalter, „ich habe gesagt, wenn Sie eine Veränderung vorzuschlagen haben, so mögen Sie sich an mich wenden und an keinen Andern; dieses wiederhole ich, denn so lange ich dem mir anvertrauten Amte vorstehe, werde ich dieses auch mit keinem Menschen theilen."

„Weiter!"

„Herr Helmer!" sagte die gnädige Frau und wurde roth wie Blut im Gesicht, „dies ist das erste Mal, daß eine Unannehmlichkeit entsteht, das thut mir leid . . ." „Mir ebenfalls," sagte er, „doch so gewiß es das erste Mal ist, so gewiß hoffe ich auch, daß es das letzte sein wird, denn, gnädige Frau, erhalten Sie noch einmal Grund, Ihre Unzufriedenheit zu erklären, so geschieht es nicht zum dritten Male, das kann ich versichern!" und damit verbeugte er sich und ging so eilfertig hinaus, daß er mich beinahe umgestoßen hätte, als ich dort im Vorzimmer stand und nach dem Ofen sah."

„Ich fürchte, Du standest eher am Schlüsselloche! doch nun verstehe ich, daß wegen dieser Geschichte der Rittmeister gestern Abend so eilfertig nach Ramswik fuhr."

„Ja, ja, der arme Graf wird nun wohl auf einige Tage von ihm befreit sein. Herr Gott, es ist allzu sehr schade um den Grafen! Er nickt mir immer so freundlich zu, so oft er mich trifft —

und das sage ich, Fräulein Edith, ein solcher Engel des Himmels sie sonst auch ist, hat nimmermehr gut gegen ihn gehandelt!"

„Still! kein Wort über diese Sache!"

„Nein, behüte! Ich kann schweigen ... Ich sage nicht einmal etwas davon, daß das Fräulein ebenso gut wie ein Anderer an Herzensqualen leidet, und wie ein Dritter und Vierter dazu, denn von der Art ist auf Dagby kein Mangel, kann ich wohl sehen."

„Was hast Du nun wieder aufgefischt? So viel weiß ich daß Edith an keinen Menschen besonders denkt."

„Ja wohl, das thut sie doch! Ich habe sie so in der Angst gesehen in jener Nacht, da wir von Ramswik kamen, denn ich weiß, wo der Schuh klemmt. Und obgleich er wohl einsieht, daß er sie niemals auf Erden bekommen kann, so bin ich dennoch überzeugt, daß er derjenige ist, der ihr am besten paßt."

„Wen meinst Du in des Himmels Namen? Du machst mich zum ersten Male wirklich neugierig!"

„O, Herr, sind Sie denn so blind, daß Sie selbst gar nichts merken?"

„Nein, ich habe nichts gemerkt, außer daß sie gegen den Grafen veränderlicher geworden ist. Ich glaube gleichwohl nicht, daß der Rittmeister daran den geringsten Theil hat."

„Nein, doch der Verwalter."

„Bist Du rasend? Helmer? ... Er ...?"

Jetzt aber ging plötzlich ein Licht in der Seele des Onkels auf. O, dieser sonderbare und übertriebene Widerwillen, konnte der nicht erkünstelt sein, um andere Gefühle zu bemänteln? „Armes Kind!" seufzte der Alte in seinem Herzen, „ist das wahr, dann gibt es hier Verwirrungen ohne alles Ende ... doch Er .. hm .. hm .. ja, wo habe ich meine Augen gehabt? Habe ich nicht so oft gesehen, daß er mit sonderbaren Blicken ihre flüchtigen Gunstbeweise gegen den Grafen Hermann betrachtet hat? Und habe ich nicht eben jetzt während der acht Tage, da er zu Hause

gewesen, gesehen, daß er erröthet und erbleicht ist bei den koketten Streichen, die sie mit dem Tanzmeister Linden vorgehabt hat!"

Der Onkel wollte weiter keine Frage an Primus richten, der wirklich seit der Reise zur Taufe sehr klug geworden war und sowohl auf der Hin= als auch auf der Rückreise mehrere Entdeckungen gemacht und überdies seine langen Ohren offen gehabt hatte in Betreff desjenigen, was auf Ramswik vorgefallen war. Der Alte beschloß lieber offen mit Edith zu reden, und das noch an diesem Abende, da der Rittmeister bei seinen Verwandten, Helmer in einer Angelegenheit für die Hofräthin bei dem Ting, und der Graf, wie der Onkel vermuthete, in seinem Zimmer war; denn er hatte sich seit mehreren Tagen nicht wohl befunden und sich heute nicht einmal beim Mittagessen gezeigt.

Unser Ehren=Onkel ging sogleich hinauf, in der Absicht, Edith hauptsächlich Folgendes zu sagen:

„Meine Du! wenn Du von Herzen liebst und nämlich Deine Liebe ernstlich ist und die Prüfungen zu bestehen vermag, die Deiner warten, so ziehe dieses Glück jedem andern vor; denn, Kind, es ist besser das Herz zu befriedigen, als den Hochmuth und die Eitelkeit."

Ist aber jemals in seinem Leben ein Mensch einer Ueberraschung ausgesetzt gewesen, einer Ueberraschung, die ihm Sprache und Muth geraubt hat, so war es Onkel Janne, als er durch den Salon, in welchem er keinen Menschen fand, in die Gemäldegallerie trat, woselbst Edith sich oft aufzuhalten pflegte.

Welches neue Gemälde erblickte er hier!

Den Grafen Hermann auf dem Sopha sitzend, und Edith in seinen Armen; und wer kommt dem Onkel entgegen und schließt ihn in die Arme? Niemand anders als seine Schwägerin, welche eifrig ausruft:

„Welche frohe, welche unvergleichliche Neuigkeit! ... Edith ist Braut!"

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wie ein launenhaftes Weib Braut werden kann.

Mit einer in so hohem Grade heftigen Gemüthsbewegung, daß sie ihre ganze bisher so wenig geprüfte Selbstbeherrschung aufbieten mußte, um sie zu verbergen, hatte Edith dem Auftritte beigewohnt, den auch Primus durch die nur angelehnte Thür zwischen dem Vorzimmer und dem Saale mit angesehen hatte.

Der kleine Hausspion hatte erst auf dem Hofe, wo er sich umhertrieb, die eine Abtheilung gehört, und er konnte es daher unmöglich versäumen, sein Wissen noch zu bereichern, und folgte daher dem Rittmeister auf dem Fuße nach.

Er war nämlich immer derjenige, welcher das unbestrittene Recht hatte, des Feuers im Vorzimmer zu warten.

In dem Augenblicke, da Helmer beim Hinausgehen den „Däumling" beinahe umgeworfen hätte, und dieser im Schrecken sich durch die andere Thür zurückzog, weßhalb ihm auch das Ende dieses häuslichen Drama's unbekannt blieb, hatte Edith's Brust, schwellend vor Aerger und Stolz, das Idol ihrer Phantasie in dieser zu gleicher Zeit erniedrigenden und befehlenden Lage zu sehen, für nichts Anderes länger Raum, als für diese Gefühle. Der Aerger wurde inzwischen überwiegend und war nicht weniger gegen ihre Mutter, als gegen den improvisirten Cousin gerichtet.

Edith dachte nicht länger an die Rolle des Hochmuthes und der Gleichgültigkeit, welche sie bis jetzt gespielt hatte, dachte nicht länger an das verschämte Zartgefühl des Weibes, das, wenn es vertheidigt, sanftere Worte finden muß, dachte sogar nicht länger an ihr töchterliches Verhältniß, sondern wendete sich bei dem Gelächter, das zu gleicher Zeit von den Lippen der Hofräthin, Olga's und des Rittmeisters ausbrach, schnell von dem Fenster hinweg

und fragte mit Augen, von denen man wirklich sagen konnte, daß sie funkelten, was denn eigentlich diese allgemeine Munterkeit hervorriefe.

„Und darnach fragen Sie, Fräulein?" antwortete der Rittmeister, indem er die Larve eines lachsüchtigen Gesellschaftsmannes wegwarf und schnell, so gut er es vermochte, Helmer's Weise und Haltung annahm . . . Hierauf eilte er an den Platz dicht bei der Thür, den dieser eben verlassen hatte, und begann Helmer's Worte zu citiren und seine Geberden nachzumachen, und das mit einem Glücke, daß er noch einmal Alle zum Lachen brachte, außer Edith und Mamsell Octavie.

Die Letztgenannte hatte sich kalt und verschlossen in einen andern Theil des Zimmers zurückgezogen.

„Ist denn wohl nicht diese edle Stellung, welche an die Ruhe der Antike erinnert, und diese imposante Würde, die bei einem kleinen Bruksverwalter so lächerlich ist, ein würdiger Gegenstand, auf den Lippen meiner schönen Cousine ein Lächeln hervorzurufen?" fragte der Rittmeister, indem er sein eigenes Wesen wieder annahm.

„Ja wohl, ich lächle ja auch — ob aus Mitgefühl bei einer lächerlichen Sache oder aus Mitleiden, das kann hier einerlei sein; denn Sie sind weder der erste noch auch der letzte Schauspieler, der unter seiner Bemühung, einen Adel wieder zu geben, der allzu einfach ist, als daß er sich nachahmen ließe, das Mitleiden anstatt des bloßen Lächelns hervorruft."

„Edith! was ist das wieder für ein neuer Einfall?" fragte die Hofräthin erstaunt. „So oft Du auch Deine Freunde mit einer Veränderung Deines Geschmackes überraschst, Du wirst doch wohl ebenso gut wie wir einsehen, wenn man nicht über das Ansehen lachen wollte, das Helmer sich gibt, so wäre man gezwungen, sich darüber zu ärgern."

„Oder auch sich zu schämen . . . denn es gibt ja keine Sache, die nicht wenigstens drei Seiten hat."

„O nein, liebe Edith!" fiel die Hofräthin ein, welche ihre be-

sonderen Gründe hatte, sie nicht zu verstehen, „dazu würde ein weit intimeres Verhältniß erforderlich sein: eine Mutter, eine Schwester, eine Gattin haben Grund und Recht, sich für ihre Nächsten zu schämen, wenn diese zu einer solchen niederschlagenden Gemüthsstimmung Anlaß geben; doch eine Herrin ärgert sich oder lacht auch nur über eine schlecht angewendete Vermessenheit ihrer Untergebenen.“

„Der letzte Zusatz, liebe Mutter, beweist, daß Du mich gar nicht recht verstanden hast. Da ich „schämen“ sagte, so glaubte ich nicht, wenn Herr Helmer eine Mutter, eine Schwester oder eine Gattin gehabt hätte, daß diese aus einem andern Grunde, als aus Mitgefühl für ihn erröthet sein würde. Dagegen glaubte ich, daß diejenigen, welche ihn in das Verhältniß versetzt haben, in welchem er vor einem Augenblicke hier stand, sich schämen müßten bei der männlichen Sprache, mit welcher er die Bemühungen zurückwies, welche man machte, um ihn zu demüthigen und herabzusetzen.“

„Herabzusetzen? Was meinst Du mit einem so lächerlichen Ausdruck? Ich kann nicht herabsetzen, was an und für sich selbst schon hinlänglich herabgesetzt ist, aber ich kann den Hochmuth eines Menschen, welcher von mir abhängig ist, dadurch niederdrücken, daß ich ihn brodlos mache. Er kann sich in Acht nehmen!“

„Doch,“ entgegnete Edith mit erbleichter Wange und indem ein Zittern ihren Körper bewegte, wie der Wind das Laub leicht und wogig in Bewegung setzt, ehe der Sturm ausbricht, „doch wäre das vielleicht nicht die rechte Art, den Hochmuth der Herrschbegierde zu befriedigen: der Brodlose könnte dadurch mehr Brod bekommen, als er bisher gehabt hat!“

Zwei Blicke, die sich von den beiden Seiten des Saales her kreuzten, die der Hofräthin und der Mamsell Octavie, liehen bei einander im Vorbeifahren Feuer, und der Schein, welcher dabei in die Seele der Hofräthin fiel, war so klar, daß er sie die ver-

schmähte Warnung der Mamsell Octavie in einem ganz andern Lichte als bisher sehen ließ.

Edith's Worte, Stellung und Geberde, vor allem Andern der energische, beinahe trotzende Ausdruck in ihrem schönen Gesichte, das Feste in ihrem Tone sagten der in ihrer gränzenlosen Bestürzung beinahe rathlosen Mutter, daß der nächste Ausdruck ihrer kühnen Tochter vielleicht eine noch bestimmtere Erklärung werden könnte. . . . Und da die Hofräthin zu gleicher Zeit wußte, daß sie selbst noch hundert Mal bestimmter war, so bebte sie in doppelter Hinsicht für diese Erklärung, die nimmermehr ein gutes Ende haben konnte.

Während der augenblicklichen Unterbrechung, die entstanden war — jede Unterbrechung verleiht Demjenigen, was zuletzt gesagt worden ist, immer eine vermehrte Bedeutung — nahm der Rittmeister eine Miene von harlequinartigem Erschrecken an.

„Welche dunkle Rede haben unsere Ohren vernommen!" flüsterte er laut neben Olga, „welche finstere Macht inspirirt die Tochter der Götter, daß sie hinabsteigt in die Unterwelt und uns Räthsel heraufholt, die zum allerwenigsten werth sind, von den ehemals umherwandernden Minstrels errathen zu werden!"

„Ja, wie lustig Edith doch sein kann!" rief Olga mitleidig aus. „Sie ist so hoch und steif und so oft unartig gegen Herrn Helmer gewesen, und nun vertheidigt sie ihn, als ob sie seine Braut wäre!"

Ein ganz zum Erstaunen strenger Blick von der Mutter brachte Olga zum Schweigen; aber dieser Blick glitt an dem Cousin Abbé vorbei und konnte also nicht zu gleicher Zeit auch ihn zum Schweigen bringen.

„Nein, Fräulein Edith, so hören Sie doch den beißenden Witz der kleinen Cousine Olga! bedenken Sie, welche picante Auflösung sie dem Räthsel gab!"

„Ja, in der That picant; doch hat man wohl schon früher ebenso Lustiges gehört, nicht wahr, mein Cousin?"

„Nein, ich betheure: wenigstens ich habe in meinem Leben noch nie etwas Lustigeres gehört."

„Und warum denn, wenn ich fragen darf? Ich werde in diesen Tagen neunzehn Jahre alt . . . sollte es also wohl zu früh sein, wenn ich daran dächte, meine Wahl zu treffen?"

„Keinesweges — dieses Alter scheint mir eben das passende zu sein. Zu einer Wahl aber, meine ich, ist erforderlich, daß gewisse Candidaten im Vorschlag sein müssen!"

„Nun, was denn weiter?"

„Ferner bilde ich mir ein: zu dem Aufsetzen eines solchen Vorschlages ist es auch erforderlich, daß die Candidaten ein wenig davon wissen, daß sie Candidaten sind. Doch ist es wahr, daran denke ich eben jetzt erst, daß Sie Ihr Herz regal machen können gleich den königlichen Pfarren, die auch an Andere, als an Suchende verschenkt werden."

„Der Mensch schwatzt uns in's Unglück hinein!" sagte die Hofräthin zu sich selbst; „er reizt sie zu noch einem Ausbruch!"

Und ehe die kalt denkende Mutter (noch tief beleidigt und selbst gereizt durch Edith's Betragen) eine Norm für ihre Handlungsweise festgestellt hatte, war Edith's Antwort schon erfolgt:

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Rittmeister, über Ihr glückliches Gleichniß, und gebe Ihnen die Freiheit, mein Herz als eine regale Pfarre zu betrachten, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe, anstatt daß es mir freisteht, es zu verschenken, schon verschenkt ist."

„Wo nur die schöne Braut bleibt?
Hilf, Samiel!"

declamirte der Rittmeister mit dumpfer Stimme aus seiner Lieblingsoper, dem Freischütz . . . doch der Blick, der bei dem Scherze auf Edith fiel, war scharf und kalt; er drang durch ihr erhitztes Blut in ihre Seele und hinterließ einen schmerzhaften Stich.

Doch der Schmerz stillte nicht Edith's fliegende Pulse.

Alles, was der Rittmeister sagte und that, hatte die Folge,

welche die Hofräthin voraussah; es reizte ihren Sinn; sie war in einem Rausche. Sie wollte Allem trotzen, um, nachdem es einmal gethan und nicht mehr zu ändern war, Alles zu gewinnen.

„Wo bleiben Bräute?" wiederholte sie, nicht mit ausschweifender Fröhlichkeit, sondern in einem kalten und sichern Tone; „folgen sie nicht ihrem Bräutigam?"

„Bräutigam?

Ha, der Himmel siegt!
Es ist um mich gescheh'n!

Dieser Bräutigam hat also einen Namen, und es ist erlaubt, darnach zu fragen?"

„Er hat einen Namen, den ich mit Stolz nennen werde!"

„Ich bin ganz Ohr!"

Jetzt aber erhob sich die Hofräthin mit gebietendem Ernste, schlang den Arm um Edith, und ehe diese noch ein Wort geäußert hatte, war sie mit der Mutter in der Schlafstube und die Thür zwischen dieser und dem kleinen Salon geschlossen.

„Was thun wir mit all dieser Feierlichkeit?" fragte Edith schnell, indem sie wieder zu sich selbst kam.

„Es wird gewiß auf keine Weise feierlich werden. Ich habe, wie ich glaube, nur das Recht, Deine Dankbarkeit dafür zu fordern, daß ich Dich abhielt, einen Wahnsinn auszusprechen, der bei jeder andern Gelegenheit wohl für einen närrischen Scherz gelten könnte, heute aber, nach demjenigen, was vorgefallen ist, eine ganz andere Farbe erhalten haben würde. Bist Du jetzt erwacht aus dem wilden Traume, der Deinen Verstand einen Augenblick umnebelt hat?"

Edith's Stirn brannte vor Röthe.

„Ja, ich glaube fast, daß ich wahnsinnig bin, oder daß ich es werde, oder —" hier fiel sie in ein schneidendes Gelächter —, „daß ich wirklich meine Rolle meisterhaft spielte."

„Ja, so göttlich meisterhaft, daß es nie besser hätte geschehen können, wenn es reine Natur gewesen wäre; doch höre: Du siehst

jetzt ein, aus dem Bedürfniß, das mit dem Stolze wieder in Dir erwacht — ich meine das Bedürfniß, Andern Dein Geheimniß zu verbergen, wenn Du es auch Dir selbst nicht länger verbergen kannst — daß Du nicht geschaffen bist, um die Heldin in einem einfältigen und verliebten Roman zu werden.

Edith schwieg.

„Zum ersten Male in Deinem Leben hast Du Dich Deinen glühenden Gefühlen so gänzlich hingegeben, daß Du mit der trotzigen Halbwildheit Deiner Natur es gerne gesehen hättest, wenn sie vor Andern entschleiert wäre, um hernach ein um so besseres Recht zu haben, ihnen selbst zu huldigen. Doch sobald Du zu einiger Vernunft zurückgekehrt bist, schämst Du Dich schon sowohl Deiner Gefühle, als auch des Gegenstandes, der dieselben geweckt hat, und hast keinen höhern Wunsch, als daß die Menschen, welche Dich gehört und gesehen haben, an ihren Augen und Ohren zweifeln sollen. Dies kann inzwischen nicht geschehen ... was denkst Du da zu thun?"

Die Hofräthin redete mit einem eiskalten Hohn, der so entfernt war von der zärtlichen Theilnahme einer Mutter, daß Edith mit einem Gefühle des Schreckens ihre Einsamkeit empfand.

„Onkel Janne!" sagte sie leise.

„Nein, nicht ein einziges Wort zu ihm! Von diesem Auftritte d a r f er nichts wissen — oder kannst Du ihn um Rath fragen, ohne den Anlaß Deines Scherzes anzugeben!"

„Meines Scherzes?"

„Den Menschen wegzuschicken, wäre das Einfachste und ohne Zweifel auch das Richtigste; doch das gäbe Anlaß zu fürchterlichen und unangenehmen Klatschereien. Indessen, wenn kein anderer Rath da ist . . ."

„O nein, thue noch nichts in diesem Augenblicke . . . um Gotteswillen kein Aufsehen! Laß Alles bleiben, wie es ist, wenigstens noch einige Tage . . . ich will nachdenken!"

„Und Du, Edith — Du mit Deinem Stolze!"

„Aber ich war ein Mensch!“ sagte Edith, indem sie sich schluchzend in eine Ecke des Sophas warf, „und warum,“ fuhr sie heftig auffahrend fort, „warum soll ich nicht den Muth haben, es zu sein? Wenn ich ihn heirathete?“

„Ehe es so weit käme, fürchte ich, Du würdest die Erfahrung machen, daß, so viel Du auch auszurichten vermagst, Du doch nicht Alles ausrichten kannst . . . Doch reden wir nicht weiter davon, mein verirrtes Kind! Du wirst Dich doch wohl nicht bei vollkommener Besinnung mit demjenigen verheirathen wollen, der ein Diener in dem Hause Deiner Mutter gewesen ist? Noch dazu liebt er Dich nicht einmal!“

„Nein, das glaube ich, und das eben ist das Unglück. Wenn er meine Schwäche unterstützte!“

„Still, still! . . . Geh' nun diesen Weg hinauf auf Dein Zimmer! Was unser höchster Wunsch sein muß, ist, daß der hochmüthige Narr diesen Auftritt gar nicht erfährt. Doch wer mag sich wundern, wenn er hochmüthig wird: er braucht ja nur zu wählen. Liebe wird ihm von allen Seiten und Händen angeboten. O welche Demüthigung, daß auch Du, das hochgeborne, reiche und schöne Fräulein von Sternfelt, Dich ihm antragen willst!“

„Ich? — ich sollte mich diesem schmählichen Schimpfe unterziehen? Nein, so tief bin ich denn doch noch nicht gesunken! . . . Hätte er meine Liebe begehrt, dann — ich will es offen gestehen — dann weiß ich nicht, welchen Hindernissen ich für ihn und mit ihm hätte trotzen können. Aber sie anbieten, das thue ich nicht.“

Sie eilte heftig auf ihr Zimmer, wo sie bis zum folgenden Mittage eingeschlossen blieb.

Das Mittagessen geschah ganz en famille.

Der Rittmeister war zufolge einer gewissen Delicatesse nach Ramswik, Helmer, wie wir wissen, zum Ting gereist, der Graf aber wurde von Kränklichkeit in seinem Zimmer zurückgehalten.

Edith, welche jetzt die Nothwendigkeit, sich zu beherrschen, vollkommen fühlte, hatte es wirklich dahin gebracht, ihre gewöhnliche Art und Weise so anzunehmen, daß der Onkel Janne gar nichts merkte. Nicht einmal die spähenden Blicke Olga's und der Mamsell Octavie vermochten einen Schatten von der Wolke zu entdecken, die den gestrigen Horizont verfinsterte.

Die Hofräthin hatte mit ihrer Tochter seit dem Augenblicke, da sie sich gestern Abend trennten, kein Wort gewechselt.

Es war deutlich zu sehen, daß Edith es vermeiden wollte, noch ferner auf den kritischen Gegenstand zurückzukommen, denn durch eine erkünstelte Fröhlichkeit suchte sie alle Erinnerungen von sich abzuhalten.

Nachdem aber Onkel Janne seinen Kaffee erhalten und wie gewöhnlich zu dieser Zeit in sein Zimmer gegangen war, und Olga — die ganz erschrecklich viel mit Weihnachtsgeschenken zu thun hatte, welche die Mutter nicht sehen sollte — die Mamsell Octavie mit sich in ihr Zimmer gezogen hatte, wäre nichts vorhanden gewesen, das Edith von einem tête-à-tête mit ihrer Mutter hätte retten können, wenn nicht gerade jetzt gemeldet worden wäre, daß eine alte Wittwe, die auf dem vornehmen Dagby Decken zu nähen pflegte, angekommen wäre und mit der gnädigen Frau zu reden wünschte.

„So muß ich wohl mit der Setterwall ein paar Worte reden," sagte die Hofräthin, indem sie sich erhob; „nachher aber, liebe Edith, sollte ich meinen, hätten wir Etwas mit einander zu verhandeln."

Edith athmete tief, als die Mutter die Thüre schloß.

Das Resultat von Allem, was dieses flüchtige, heftige und glühende junge Mädchen seit der gestrigen Scene gedacht und gefühlt hatte, war folgendes:

Sie wollte ihren stolzen Hochmuth erniedrigen und . . . Helmer's Gefühle prüfen.

Befänden sie sich nun gleich den ihrigen . . . so würde sie wohl ferner sehen und hören, ob er des großen doppelten Kampfes werth wäre, welchen sie — bei dem bloßen Gedanken an eine Vereinigung mit ihm — zu bestehen hätte.

Sie stand auf und ging in die Bibliothek, durch deren Fenster man sehen konnte, wann in Helmer's Zimmer Licht angezündet wurde.

„Jetzt muß er bald nach Hause kommen!"

Als sie jetzt mit brennender Wange und klopfendem Herzen, in ihre Träume versenkt, den Kopf auf den Fensterpfosten herabsenkte, hörte sie nicht, daß leise Schritte nahten; erst als ein Seufzer dicht hinter ihr sich hören ließ, wurde sie geweckt.

Sie wendete sich schnell um.

Der Schein des Feuers im Ofen fiel auf die fast todtbleichen Züge des Grafen Hermann.

„Ach, mein Gott!" sagte sie zu sich selbst, „ihn hatte ich in meiner Selbstsucht ganz vergessen! Er war nicht mit in der Rechnung, und darum kommt er jetzt selbst, um mich an meine Ungerechtigkeit zu erinnern . . . Armer Mann! Willst Du den Streit entscheiden? Willst Du mir Ruhe bringen? . . . Wie war es doch? Was sagte ich gestern zu dem Plagegeist, der mich so weit über alle Grenzen der Vernunft hinweglockte? Ich hätte mein Herz schon verschenkt? . . . Nun gut: aus diesem Bekenntniß hat er bald zwanzig sinnreiche Anekdoten angefertigt. Wenn er heute Abend hieher kommt, so soll er sehen, daß ich die reine Wahrheit sagte . . . Gut; dies ist das Beste! Erstlich rettete es mich von einer Mutter, die nur herrschen will, ferner von der Gewissensangst, die letzte Hoffnung des unglücklichen Schwärmers zerstört zu haben, und endlich von der Entehrung, Helmer verstehen zu lassen . . . o, ich war wahnsinnig, als ich diesen Gedanken hatte — und noch ein Endlich, das Allerglücklichste: auf diese Art werde ich von allen meinen eigenen verrückten Irrthümern gerettet. Ja,

das war eine lichte, eine vortreffliche Idee; ich habe sie schon einmal gehabt; jetzt soll Ernst daraus werden!" . . . .

„Welches unerwartete Glück, Sie, mein Fräulein, hier zu treffen — ohne, ohne . . ."

„Ohne was?"

„Ohne Gesellschaft."

„Wünschten Sie mich denn allein zu treffen?"

Edith's Stimme klang in jenen schmelzenden Molltönen, welche sich in das Herz stehlen und dasselbe sowohl zur Wehmuth als auch zur Freude stimmen — denn auch die Wehmuth hat ihre Freude, obgleich sie nicht von der grellsten Rosenröthe ist.

„Ich weiß nicht; wenn ich Sie in großer Gesellschaft sehe, so denke ich, ein Augenblick wie dieser wäre die höchste Freude. Ich bin so unbedeutend neben diesen fröhlichen, unterhaltenden Gesellschaftsmenschen. Nun aber, da ich in der Wirklichkeit den ersehnten Augenblick erlangt habe und weiß, wie schnell er vergeht, so fühle ich mich muthlos und außer Stand gesetzt, aus meinem Herzen zu reden . . . Mein Blut ist in der letzten Zeit voller Fieber gewesen."

„Auch das meinige!" dachte Edith; aber sie antwortete nicht, sondern schob nur ihrem bleichen Liebhaber einen Stuhl hin.

„Dank! tausendfältigen Dank! . . . doch hier ist es sehr warm: ich sitze lieber dort im Schatten."

Er nahm auf einem Ruhesessel in der Nähe der Chaise-longue Platz, auf welche Edith sich setzte.

Während einiger Augenblicke wurde die Stille im Zimmer durch nichts als das leise Knistern des Feuers unterbrochen.

Aber plötzlich, ohne ein Wort, lag der Graf zu den Füßen seiner Geliebten; fast convulsivisch umfaßte er ihre Hände, und seine Augen blickten hinauf in die ihrigen mit der Beredsamkeit von tausend Bitten.

In diesem Augenblick rasselte ein Wagen über den Hof.

Edith glaubte, es wäre Helmer; und augenblicklich ergriffen

von dem Gedanken, daß es mit ihrem neuen Entschlusse ohne Zweifel ebenso gehen würde, wie mit allen vorhergehenden, wenn sie sich der Gefahr aussetzte, Helmer zu sehen, ehe Alles entschieden wäre, entschied sie in der Eile Alles.

Ebenso still, wie die Brautwerbung des Grafen, war Edith's Antwort.

Sie schlang ihre Arme um den Knienden und senkte ihre Stirn auf seine Schulter.

„Träume ich?" flüsterte er mit zitternder Stimme, „oder hat Gott endlich Barmherzigkeit gehabt? Hat er meine brennenden Gebete gehört und den Engel vom Himmel herabsteigen lassen? . . . Rede, o rede! . . . Soll ich nicht länger in der Finsterniß der Einsamkeit wandeln?"

„Nicht, wenn ich etwas vermag zur Vertreibung derselben."

Mehr Worte wurden nicht ausgetauscht, denn die Hofräthin kam zurück.

Wir unterlassen es, ihre Ueberraschung zu schildern. Diese war so, wie wenn ein Mensch in einem drückenden Traume eine unleidliche Angst ausgestanden hat und beim Erwachen sich in einen Zustand von unerwarteter Glückseligkeit versetzt sieht.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Veröffentlichung.

So war also Edith jetzt Braut.

„Dem Himmel sei Dank," sagte die Hofräthin bei sich selbst, „daß unser Roman schon in der zweiten Abtheilung sein Ende erreichte!"

Welch ein Glück für uns arme Sterbliche, daß uns die Zukunft verhüllt ist! Wie viele frohe und stolze Hoffnungen, in welche wir uns jetzt einwiegen, würden sonst nicht verloren gehen! Wie

wenig ahnte die weltlich gesinnte Dame, daß dieser Roman noch eine dritte und vierte Abtheilung erhalten könnte!

„Gott der Vater im Himmel segne sie!" sagte der Onkel Janne aus der vollsten Tiefe seines Herzens. Als er aber Edith in seine väterlichen Arme drückte, sagte er mit leisem Flüstern: „Meine Du, meine Du! was Du da gewagt hast, ist ein hohes Spiel; sieh Dich nur vor, daß der Einsatz richtig ist, und nicht falsch!"

„Ist er nicht richtig, so soll er es werden. Verlaß Dich auf mich, Onkel! Ich will jetzt nicht falsch spielen."

„Ist nicht mein Glück zu groß, als daß ich daran glauben kann?" sagte Graf Hermann, indm seine von einem gedämpften Feuer brennenden Blicke Edith's schöne Gestalt überfuhren: „Sage, Onkel, ist es nicht einem Traume ähnlicher, als der Wirklichkeit?"

„Wenn Du die Wirklichkeit umarmen kannst, so ist sie wohl kein Traum. Doch, um die Wahrheit zu sagen; das kam unerwartet!"

„Ja, so unerwartet, daß ich von diesem, dem wichtigsten Augenblicke meines Lebens, nichts mehr zu sagen weiß, als daß ich mich noch vor einer Stunde mit einem Körper umherschleppte, der so schwer war wie Blei und unaufhörlich von Fieber brannte; es war die Erde, welche mir anklebte. Jetzt weiß ich nichts mehr von diesem Gewichte, denn mein Geist ist befreit und selig . . . o selig . . . und das danke ich meinem Engel!"

Er nahm die Hand der Braut und führte sie verschämt über seine heiße Stirn, seine heißen Lippen.

Edith's Blick antwortete mit Zärtlichkeit . . . Wie heilig gelobte sie es in ihrem Innern, das Vertrauen des Mannes nicht zu täuschen, dem sie das Gelübde ihrer Treue gegeben hatte!

Mit der Theestunde erschien die erste Prüfung ihrer Standhaftigkeit.

Die Glückwünsche der in ihrem Innersten jubelnden Mamsell

Octavie und der nicht weniger entzückten Olga, welche nun den „süßen, allzu süßen" Cousin Abbé für sich selbst behalten durfte, waren schon vorüber. Man erwartete nur noch die Herren, denn fast zu gleicher Zeit waren der Rittmeister und der Bruksverwalter auf den Hof gefahren.

Edith hatte es sich vorgesetzt — mit Schmerzen müssen wir bekennen, daß sie sogar in diesem wichtigen Augenblicke Gedanken von so kleinlicher Beschaffenheit hegte — über die verunglückten Berechnungen des Cousin Abbé recht höhnisch zu triumphiren... Wie sie dagegen Helmer behandeln sollte, das wußte sie nicht: sie fühlte nur, und in dieser Hinsicht fühlte sie richtig, daß sie nie mehr im Stande sein würde, den alten, hochmüthigen, kalten und spöttischen Ton gegen ihn wieder anzunehmen. Wozu sollte das jetzt auch dienen? Sie hatte sich ja einen Beschützer angeschafft.

Und mit einem halben Seufzer fiel ihr Blick auf die belebten Züge des Bräutigams.

„St, st! hier haben wir unsern lustigen jungen Freund!" sagte die Hofräthin mit einem feinen Lächeln. „Ich hoffe, es soll uns einmal gelingen, ihn zu überraschen . . . Nein, um Alles in der Welt, lieber Hermann, bleib neben Deiner Braut auf dem Sopha sitzen! Um in der Theatersprache des Cousin Abbé zu reden, so bildet Ihr die eigentliche Scene: wir Andern hier um den Theetisch dagegen sind nur Zuschauer."

Die Hofräthin hatte kaum ausgeredet, so verkündigte durch die geöffnete Thür des Vorzimmers ein Duft von Rose und Eau de Portugal die Nähe des Rittmeisters. In dem darauf folgenden Augenblicke kam er auch selbst mit seiner gewöhnlichen eleganten Nachlässigkeit hereingeflattert.

Er war (wie es seiner Klugheit angemessen war) mit sich selbst einig geworden, den Auftritt des gestrigen Abends gänzlich vergessen zu haben. Doch umsonst ist der Tod: er wollte sich zu eigenem Nutzen Edith verbinden, wenn er die Delicatesse zeigte, zu vergessen, daß sie sich lächerlich gemacht hatte.

Ohne etwas Ungewöhnliches zu merken, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll vor der gnädigen Tante, flüsterte Olga einen improvisirten Witz in das Ohr, schüttelte dem Onkel die Hand, ließ sich beinahe auf die Kniee hinab, um das Knäuel der Mamsell Octavie aufzunehmen, und wollte sich eben nach allen diesen Schuldigkeitshuldigungen nach der eigentlichen Gottheit umsehen — denn wir wollen es nur verrathen, daß der Rittmeister ebenso verliebt in Edith's Person als in ihr Gold war — als er ohne die geringste Art von Spiel vier Schritte zurücktrat.

Edith's Hand ruhte in der des Grafen, und ihre Blicke, ihr Erröthen erklärten Alles, wenn die vertrauliche Stellung noch Etwas zu errathen übrig gelassen hätte.

„Nun, so zaudern Sie doch nicht eine halbe Ewigkeit mit dem Glückwunsche!" sagte Edith, indem sie aufstand und ihm mit einer anmuthigen Geberde die Hand reichte. „Ich sagte es ja schon gestern, da Sie mein Herz mit einer regalen Pfarre zu vergleichen beliebten, daß die Pfarre schon verschenkt wäre."

„Sagtest Du das dem Rittmeister gestern?" fragte der Graf, und seine Augen flammten von einem dort nie gesehenen Stolze.

Edith wurde befreit von einer Antwort, und sie hätte auch wahrscheinlich nicht Fassung genug gehabt, sie zu geben; denn mehr als dieser ersten Sekunden bedurfte der Rittmeister nicht, um wieder der Cousin Abbé zu werden, und niemals hatte er auf einem Gesellschaftstheater seine Rolle besser gespielt als jetzt, da er anstatt des Glückwunsches die letzten Worte des Freischützen citirte:

„Du, Samiel! schon hier?
So hieltst Du Dein Versprechen mir?
Nimm Deinen Raub! Ich trotze dem Verderben!
Dem Himmel Fluch! — Fluch Dir!"

Und um des größeren Effectes willen sank der Rittmeister scheintodt auf den nahestehenden Armstuhl.

Das Beifallklatschen am Theetische hatte noch nicht aufge-

hört, als, ganz wie auf dem Theater, die Thür von Neuem geöffnet wurde.

Diesmal aber war von Scherz nicht die Rede.

Die Hofräthin, welche Helmer's sogenannte Kühnheit jetzt ganz vergessen wollte und überdies trotz ihres eigenen kalten Herzens es sehr gut begriff, daß Edith hier eine Stunde harter Prüfung zu bestehen haben würde, stand sogleich auf, reichte Helmer ihre Hand, und da sie auf seinem ernsten und ruhigen Gesichte keine Spur von Groll sehen konnte, sagte sie sehr gnädig: „Mein bester Herr Helmer! wir sind ja einig, zu vergessen, daß wir uns gestern durch den Rittmeister verführen ließen, auch eine kleine Scene zu geben? Was mich betrifft, so versichere ich, daß ich mich derselben gar nicht mehr entsinne!"

„Ich noch viel weniger!" entgegnete Helmer, angenehm und tief überrascht von dieser feinen Güte der Hofräthin, und zum Beweis, daß er aus seinem Herzen rede, führte er die Hand der Hofräthin mit der ehrfurchtsvollen Rührung eines Sohnes an seine Lippen.

„Dank, Dank, Herr Helmer! Doch sehen Sie hier, welche wichtige Dinge während Ihrer Abwesenheit vorgefallen sind! ... ein neuverlobtes Paar!" Und sie deutete auf das kleine Sopha, in welchem Edith nicht mehr saß, sondern neben welchem sie bleich und zitternd stand, und den Arm des Bräutigams fast krampfhaft umfaßte, um nicht zu fallen.

Niemals in ihrem ganzen Leben hatte Edith Etwas empfunden, das sich vergleichen ließ mit dem unermeßlichen, verzehrenden und dabei dennoch berauschenden Schmerze, der ihr Herz, ihre Seele und ihr ganzes Wesen durchzitterte, als bei den Worten der Mutter Helmer, der in der Mitte des Zimmers unter dem großen hell brennenden Kronleuchter mit einem von reiner Freude verklärten Gesichte stand, wirklich einem in eine Bildsäule verwandelten Menschen so vollkommen glich, daß jeder Blick sich auf ihn heftete.

Einmal hatte Edith gesagt: „Welche göttliche Statue würde er nicht sein, wenn er in Stein gehauen in einer Ecke des großen Salons stände!"

Jetzt war er für einige Augenblicke wirklich eine göttliche Statue. Der flimmernde Schein des Kronleuchters brach seine magischen Strahlen über seinem beinahe alabasterweißen Antlitze, dem die dicken schwarzen Locken einen schönen Relief ertheilten. Seine tiefblauen Augen, in denen auf einmal ein Blitz hervorleuchtete und erstarb, waren auf Edith gerichtet, und ihr Ausdruck verrieth ebendasselbe, was man aus seinen Zügen und seiner Stellung ersah: eine gewaltige, aber unterdrückte Bewegung.

Aber die Bezauberung wich.

Und als das Blut wiederum in Strömen den Wangen zufloß, als die langen, dunklen Wimpern herabsanken und verbargen, was in dem Innern vorging, da nahte er mit festen Schritten den Verlobten und sagte, ohne zu stottern oder ein einziges Wort zurückzunehmen, einige von jenen bedeutungslosen Phrasen, die der Gebrauch vorschreibt.

Er entschuldigte sich nicht wegen der Verwirrung, die er gezeigt hatte, er schien sich derselben nicht einmal bewußt zu sein, und als Mamsell Octavie mit weicher Stimme ihm Thee und neben sich einen Platz anbot, da ließ er Alles nach ihrem Belieben geschehen. Er hielt sogar ihre Seidenlocke, die sie selbst mit unendlicher Mühe zwischen seinen Hände aufspannte.

Noch niemals war die Gouvernante glücklicher gewesen. Sie schien auch ganz entschlossen zu sein, ihn nunmehr als eine gute Prise, ganz als ihr Eigenthum zu betrachten: denn so viel hatte sie schon bei dem Besuche gemerkt, welchen Hortense nach Helmer's Rückkehr auf Dagby abgestattet hatte, daß sie, Octavie, nicht sehnlicher wünschen konnte, ihn auf dieser Seite frei zu sehen, als er selbst.

Dennoch gehörte eine reiche Einbildungskraft dazu, mit einem Automaten glücklich zu sein. Und mehr war Helmer nicht.

Onkel Janne's menschenfreundliches Herz konnte es ihm jedoch nicht erlauben, dieses länger mit anzusehen, besonders da der Rittmeister jetzt mit sichtlich aufgefrischten Lebensgeistern sich dem Tische wieder näherte. Helmer sollte seinen Sarcasmenen nicht ausgesetzt sein.

„Herr Helmer! wollen Sie nicht eine Partie Bret mit mir auf meinem Zimmer spielen?" fragte der Onkel und sah Helmer mit einem Blick von der Art, die fast immer beachtet wird, in die Augen.

„Ich danke!" Helmer erhob sich augenblicklich und verschwand mit dem Alten.

Als sie auf den Hof hinabkamen, sagte der Onkel sanft: „Ich glaube fast, wir schieben das Bretspiel auf. Wollen Sie ein Stündchen verplaudern, so gehen wir ein wenig in die Allee, oder wollen Sie allein sein, so sagen Sie es ohne Umstände!"

„Das Letzte am liebsten!" Helmer drückte die dargereichte Hand und eilte in sein Zimmer.

Was er jetzt, obgleich zu spät, dachte, davon reden wir in einem anderen Kapitel. Jetzt wollen wir lieber mittheilen, daß Edith sich bei weitem schneller erholte.

Ihre Erschütterung war ganz unermeßlich gewesen, aber ihre gegenwärtige Aufrichtung war hinlänglich groß, um alle Bewegungen zum Schweigen zu bringen, die sich gegen ihre angenommene Ruhe in Streit einlassen wollten . . . Auch war noch etwas Anderes da, was, wie wir eben sagten, den Schmerz berauschend machte, ja so berauschend, daß sie ihn kaum theuer genug erkauft zu haben meinte.

Sie hatte eine Gewißheit erhalten, die wohl jetzt zu nichts mehr diente, die sie aber doch um keinen Preis hätte weggeben wollen; denn diese — so dachte sie jetzt — sollte eben ihre vornehmste Stärke werden ... Sie litten ja zusammen, wenn auch getrennt.

Am folgenden Tage zeigte sich jedoch Helmer mit so vollkom-

men wieder erlangter Fassung, daß, wenn nicht in Edith's Herzen das Andenken von gestern auf ewig da geblieben wäre, sie sich hätte können hinter das Licht führen lassen durch den ruhigen und freundschaftlichen Ton, mit welchem er ihr jetzt zum zweiten Male Glück wünschte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Verlobten.

Die Neuigkeit von Edith's Verlobung führte von allen Seiten Visiten nach Dagby.

Der Graf seufzte, suchte sich jedoch auf die beste Art und nach besten Kräften in Dasjenige zu finden, was seine künftige Schwiegermutter für unvermeidlich erklärte.

Doch obwohl er, wie sich von selbst versteht, weit zugänglicher war als sonst, so fühlte er sich dennoch belästigt von dieser Bewegung und vor allen Dingen von dieser „Exposition," die unbedingt das Aergste war. Ja, der arme Mann sah wirklich in aller seiner Glückseligkeit höchst bedauernswürdig und unglücklich aus, so oft die Hofräthin hören ließ:

„Sehen Sie hier meinen künftigen Schwiegersohn . . . Mein lieber Hermann, Du siehst hier einen alten Freund unseres Hauses" und so weiter.

Es war wohl wahr, daß der Rittmeister, der ganz unvermuthet eine außerordentlich nothwendige Reise hatte machen müssen, nicht mehr in jedem Augenblick bei der Hand war, ihn mit seinen Einfällen, seinen Citaten, seinen Sticheleien zu plagen; aber dennoch — trotz dieses Gewinnes — wäre Graf Hermann auch des Ersatzes sehr gerne überhoben gewesen. Denn von dem Punkte aus, von welchem er die Liebe und die Verlobung betrachtete, sollte man seines Glückes allein genießen und den Kreis um sich her so eng ziehen, wie nur immer möglich.

Huldigte aber auch Edith diesem Satze?

Es sah fast so aus . . . wenigstens zeigte sie keine besonders große Zufriedenheit bei den unaufhörlichen Besuchen und den in allen möglichen Tonarten ausgesprochenen Glückwünschungen. Bisweilen fiel es ihr sogar ein, sich gar nicht zu zeigen, zu ihrem Bräutigam aber sagte sie nichts desto weniger, man wäre, um in dem engen Kreise einen um so höheren Genuß zu finden, bisweilen genöthigt, ihn zu erweitern.

Bei einer solchen Rede lächelte der Graf, küßte die schönen Hände der Braut und ließ die Lippen ja sagen, während das Herz mit nein antwortete.

Die Hofräthin war ganz stolz in ihrem Sinne, und wo ihr flatterndes Haubenband ihre Gegenwart signalisirte, da erhielt Onkel Janne ein Kopfnicken, und diese vertraulichen Zeichen hatten die Bedeutung, zu sagen: „Nun, Du mißtrauischer Mensch, siehst Du, wie gut es ging, wie richtig ich Alles beurtheilte?"

Der Alte nickte zurück, aber matt, und hätte man hören können, was er dabei für sich selbst murmelte, so hätte das etwa folgendermaßen gelautet:

„Gott lasse es nicht so kommen, wenn wir erst ein Stück Weges weiter sind, daß die Schwägerin weniger über ihre Klugheit zu stolziren braucht!"

Etwa eine Woche nach dem wichtigsten Abende seines Lebens, da der Graf mit seiner Geliebten allein war, begann er: „Wenn Du einst meine Gattin bist, theure Edith! sage, wie wollen wir uns da einrichten? . . . Es macht mir eine so unaussprechliche Freude, Deine Gedanken zu hören über Alles, was wir in dieser himmlischen Zukunft, von welcher ich beständig träume, vornehmen können."

„Mich erfreut Alles, was Dir Freude macht, aber ich glaube wirklich, daß dieses Leben auf reisendem Fuß für uns Beide von

großem Interesse sein wird, und ferner glaube ich, daß es Dein Gemüth sehr erheitern wird."

„O, sprich nicht davon!"

„Warum nicht?"

„Weil mein Gemüth nicht länger krank ist."

„Nicht krank? . . . Ach, daß es so wäre!"

„Glaube mir, meine Seele ist gesund, vollkommen gesund, kann sich aber leider nicht auf so leichten Fittichen erheben, wie die Seelen Anderer. O Edith, angebetetes Mädchen! wird wohl Dein lebensvoller Geist sich wohl befinden mit dem meinigen, während einer ganzen langen Wanderung?"

Es lag eine geheime Angst in dem Ton seiner Frage.

„Ich hoffe es!" sagte sie herzlich. „Du bist so gut, so warm, so voller Vertrauen."

„Aber mir fehlt so Vieles von Demjenigen, was — ich sage es mir selbst — bei Demjenigen vorhanden sein sollte, der im Stande wäre, Dein Herz zu fesseln."

„Du bist allzu bescheiden, mein Freund; doch kann ich Dir die Versicherung geben, daß der Gegensatz, den Du zu andern Männern bildest, in keiner Hinsicht unvortheilhaft für Dich ist."

„Immer willst Du mich mit mir selbst versöhnen . . . Wenn ich es aber wagte, so würde ich Dir einen Gedanken vertrauen, der sich bisweilen in meine grenzenlose Glückseligkeit drängen und sie trüben will. Soll ich es wagen, so offen zu sein?"

„Wage es, guter Hermann — wir müssen es uns zu einem Gesetze machen, unsere Gedanken uns nicht zu verbergen. Wie viele Mißverständnisse zwischen Verlobten sind nicht einzig und allein durch Mangel an Vertrauen entstanden!"

„Wie befriedigen und beglücken mich Deine Worte! Gerade so habe auch ich die Pflichten in dem heiligsten Bündnisse aufgefaßt, und jetzt habe ich den Muth, Dir diesen Gedanken mitzutheilen, den Du verjagen sollst, wenn es in Deiner Macht steht."

„So rede denn!"

„War es nicht . . . Doch nein, ich glaube, ich darf Dich nicht so fragen! . . . Ich fürchte, daß ich es in Zukunft bereuen muß!"

„Ich will Dich also nicht zu überreden suchen!" sagte Edith leise und mit einer dunkeln Ahnung.

„Wenn ich nun aber nicht frage, wie kann ich da beruhigt werden — nein, ich muß aufrichtig sein! . . . War es nicht in dem Augenblicke, da ich in stummer Bitte vor Dir kniete, Dein Mitleiden, das mir die stille Antwort auf meine Frage gab? Und war es nicht bloß der Stolz, der Dir hernach befahl, nicht zurückzunehmen, was Du einmal gelobt hattest?"

„Nein, gewiß nicht der Stolz, o weit entfernt! Ich habe nie gewünscht und wünsche nicht, daß das Geschehene ungeschehen sein möchte, das betheure ich heilig."

„Du beantwortest mir nur den zweiten Theil meines Gedankens!" sagte er mit einem schmerzhaften Zucken seiner Lippen. „O, warum behielt ich nicht lieber den Zweifel!"

„Wenn Du den Zweifel behalten hättest, so hättest Du ja keine Gewißheit erhalten können!" entgegnete Edith, zwar mit einer stärkeren Farbe, aber auch mit einem offenen Blick in die Augen ihres Bräutigams, denn hier konnte sie offen reden.

„Welche Gewißheit? welche?"

„Die, daß mein Entschluß gefaßt war, ehe Du mir Deine stumme Bitte schicktest. Ich glaube fast," fuhr sie mit einem Lächeln fort, das ihm den Kopf und das Herz berauschte, „daß ich Dich ein wenig aufgemuntert habe, wenigstens so viel meine Verschämtheit es erlaubte."

„O, es war . . . es war also keine Täuschung?" fragte er heftig. „Vielleicht — Deine Worte machen mich vermessen — träumte ich auch an einem gewissen Morgen nicht, ich meine den Morgen nach . . ."

„Nun fürchte ich wirklich, Du treibst Deine Neugierde etwas zu weit, mein Lieber!" antwortete Edith mit einem schwachen

Versuch, zu scherzen. „Genau gerechnet, glaube ich nicht, daß Du ein Recht hast, nach Etwas zu fragen, das vor dem zehnten November vorgefallen ist!"

„Vergib, vergib mir! Mein Kopf schwindelt bei dem, was Du mir zu ahnen erlaubst, und dennoch sagt mir meine Vernunft und ein Gefühl, das sich nicht bestechen läßt: es ist unmöglich, daß mein Glück so unermeßlich sein kann! . . . Du mußt es mir versprechen, daß Du mir einst in der Zukunft die Motive mittheilen willst, die Dein Herz geleitet haben. Darf ich das erwarten?"

„Ja, späterhin will ich ganz offen gegen Dich sein, guter Hermann; jetzt aber genüge Dir die treufeste Versicherung, daß Dein Glück mir theurer ist, als alles Andere!"

„Und auf diese Versicherung baue ich meine Zukunft. In der Zukunft liegt für mich Alles! Die unheimliche Finsterniß der Vergangenheit soll mich niemals mehr erreichen. Wie herrlich sind nicht das Licht und die Freiheit in meinem neuen Dasein!"

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eine zerrissene Illusion.

Es war an einem Sonntagsnachmittage.

Auf dem schönen Glanberg, dessen Inneres mitten im Herbste einen mit Blumen gefüllten Lustgarten bildete, und dessen Aeußeres während des Sommers ein ganzes Schäfergedicht verwirklichte, schwebte die nymphenähnliche Besitzerin mit leichten Schritten hin und her. Zwei Kinder, zwei wirkliche Amorinen spielten um sie, und sie spielte mit ihnen, selbst ein frohes Kind, denn sie fühlte sich voll stürmender Entzückung.

Edith war verlobt — und bei der Kirche hatte Hortense heute

von Helmer gehört, daß er am Nachmittage einen Besuch auf Glanberg zu machen gedächte.

Die ganze Scene, die junge Mutter, die einnehmenden Kinder, welche mit einander zwischen Pomeranzenbäumen und ganzen Gebüschen von schlängelndem Epheu um die Wette liefen, glichen einer anmuthigen Idylle. Und Hortense's Anzug, so reizend und doch so kunstlos in seiner kunstvollen Vollendung, machte sie zu einer entzückenden Daphne.

Sie war eben mitten im Spiele mit ihren Hülfstruppen, die Wange glühte, die Augen strahlten, und die Locken, die schönen Goldlocken, flogen ganz losgelassen um Hals und Schultern, als die Kammerjungfer — eben jene, welche nach der Andeutung des Rittmeisters der weitverbreiteten Secte der „Schlüssellochverehrer" angehörte — hereinkam und den Bruksverwalter von Dagby meldete.

Und der Bruksverwalter kam ihr auf dem Fuße nachgegangen.

Doch welchen Lohn erhielt sie jetzt, die kleine Wittwe, für ihre frohe Mühe, für ihre so natürliche Anordnung!

Helmer's Verbeugung sagte nicht im Geringsten mehr, als was die Verbeugung jedes andern höflichen Menschen sagen muß, und das Schrecklichste von Allem — sein Blick sagte nicht mehr, als seine Lippen.

„Es thut mir wirklich leid, daß ich ein so schönes und lebhaftes Familiengemälde störe! Die kleinen Fräulein sind wahre Elfen!"

Doch die armen kleinen Fräulein, welche Complimente erhielten, während die Mutter keine bekam, wurden sogleich weggeschickt, und Jungfer Bina erhielt den Befehl, ihnen im Kinderzimmer einen Schmaus von Lingonkrême und Pfannkuchen anzurichten.

„Nein, nein, nein, liebe Mutter!" erklärten die Elfen mit einem Munde; „wir wollen hier bei der Mutter bleiben!" und sie hängten sich fest an ihrem Kleide.

„Doch die Daphne-Schäferin war verschwunden, und mit dem

erst nach oben gerichteten und dann auf die Kleinen herabgesenkten Madonnenblicke, sagte die junge Mutter:

„Seid nicht ungehorsam, meine Lieben; da betrübt ihr eure Mutter! Nur wenn wir allein sind, dürft ihr so lärmen."

Und die Kleinen trabten ab.

In dem folgenden Augenblicke mußte Hortense einige Blumen in der Vase unter dem Spiegel in Ordnung bringen.

Natürlich nahm sie die Gelegenheit wahr, zu gleicher Zeit auch ihr Gesicht zu ordnen. Sie fühlte, daß dies nothwendig war; denn an gewissen Symptomen merkte sie deutlich, daß sie auf dem Wege war, heftig aufgeregt zu werden, und zwar eben aus dem Grunde, weil es so aussah, als würde sie keinen Anlaß zu einer andern Gemüthsbewegung, als der betrogenen Erwartung bekommen.

Während Hortense die Blumen hin und her biegt, um ein tête-à-tête mit dem Spiegel zu erhalten, wenden wir uns an ihren Gast, um eine Uebersicht über Dasjenige zu erhalten, was sich in seinem Innern abspiegelt.

Von dem Augenblicke an, da Ernst Helmer zurückkehrte, war es seine Absicht gewesen, diesen Besuch zu machen.

Er war es sich selbst und besonders der jungen Wittwe schuldig, sie in keinem gefährlichen Irrthume zu lassen, falls, wie es schien, sein letzter Besuch an jenem verwirrten Abende einen solchen hervorgerufen hätte.

Es that ihm leid, daß diese Pflicht um einige Wochen verspätet worden war; doch seine eigenen Gefühle waren während dieser Zeit auf so viele und harte Proben gesetzt worden, daß ihm wenig Zeit und noch weniger Kraft geblieben war, sich den Gefühlen Anderer zu widmen.

Das erste Zusammentreffen mit Edith war entscheidend gewesen.

Er konnte nicht den geringsten Zweifel länger hegen, daß er geliebt wurde, und noch weniger bezweifelte er es, daß sein eigenes Herz auf immer gefesselt war.

Aber schon bei dieser Gelegenheit erwachte der alte Schmerz.

Edith schien keiner anbetenden Zärtlichkeit werth zu sein.

Innerhalb weniger Minuten hatte sie die Gluth seiner Gefühle abgekühlt, indem sie sich eifersüchtig, mißtrauisch, launenhaft zeigte und unaufhörlich zwischen der Hitze des Aequators und dem Eise des Poles schwankte. Nicht einmal bei diesem ersten Wiedersehen konnte sie wahr sein.

„Sie wird es auch niemals werden," sagte er späterhin, da er auf das oft leichtsinnige, bisweilen halb muthwillige Spiel mit dem Rittmeister lauschte . . . Dann als er seinen Blick auf das leidende Gesicht des Grafen Hermann richtete, auf welchem die Spuren ihrer zurück gewichenen Aufmunterung in jedem Zucken, in jedem Ausdruck eines unterdrückten Schmerzes zu lesen waren, wendete er sich mit fast halbem Widerwillen hinweg von dem Mädchen, das trotz ihrer hohen Schönheit, ihrer lebhaften, warmen und edlen Seele dennoch so unvollkommen war.

Es war ihm, als könnte er über sie weinen, sie ewig lieben, aber dennoch nicht wünschen, sich mit ihr zu verbinden.

Das Alles und noch viel mehr hatte sich in Helmer's Seele mit der Erinnerung an die Vertheidigung der tief betrauerten, ewig vermißten Mutter über Edith's besseres Wesen vermischt. Doch nicht einmal diese Vertheidigung fand Gehör, denn er war nun einmal so geschaffen, daß er ganz gegen die gewöhnliche Sitte der Liebhaber vor der Möglichkeit zitterte, daß dieses Gefühl kommen und sich zum Meister über seinen Verstand erheben könnte.

Dazu wußte Helmer sehr gut, daß auch er seinen Stolz hatte.

Er war eben so stolz auf seine Armuth und Bürgerlichkeit, als die Hofräthin auf ihren Reichthum und ihren Adel. Und er schauderte vor der bloßen Vorstellung von einem Augenblick, wo er als Supplikant vor dieser herzlosen und stolzen Frau stehen

würde, welche im alltäglichen Leben so einfach und freidenkend und gleich Andern, ja oft noch zuvorkommender und freundlicher als Andere zu sein schien, und dennoch den verabscheuungswürdigen Muth gehabt hatte, fünfzehn Jahre lang auf den Titel zu warten, der ihrem Verlobten das Recht ertheilen sollte zu dem Glücke, ihr Gatte zu werden. Welche Bedeutung konnte wohl die Liebe in den Augen einer Mutter haben, welche im Stande gewesen war, ihr eigenes Herz mit mehr denn spartanischer Grausamkeit zu härten und zu behandeln?

Nein, um das Alles zu überwinden, um nur den Anfang zu machen, die fast unzähligen Schwierigkeiten bei einer Partie zwischen ihm und Edith zu classificiren, wäre es nöthig gewesen, daß er mit Leidenschaft geliebt hätte ... Die Leidenschaft raisonnirt schnell, bahnt überall den Weg ... Doch Helmer's Liebe war noch keine Leidenschaft und sollte es auch, wie er selbst glaubte, niemals werden — weil der Gegenstand derselben nur über sein Herz Macht hatte.

Edith's Vereinigung mit dem Grafen, die er vor seiner Reise für möglich, fast wahrscheinlich gehalten hatte, fiel ihm nicht mehr ein; denn nun war kein Anlaß mehr, sie zu vermuthen. Und ohne daß Helmer es wußte, war es eben die Gewißheit, daß für den Augenblick kein gefährlicher Nebenbuhler vorhanden war — den Rittmeister wollte er nicht für gefährlich anerkennen — was ihn in seine Sicherheit einwiegte.

Wie plötzlich er zu einer andern Gewißheit geweckt wurde, wissen wir; doch wir wissen nicht, daß die mächtige Revolution, welche, so zu sagen, den Grundwall seiner Liebe erschütterte, anstatt der umgestürzten eine neue Welt entstehen ließ.

Die auf ewig verlorne Edith erhielt einen andern Werth, als sie zuvor gehabt hatte.

Wie vieles Große, Herrliche, Gute und Reine war nicht vereinigt in diesem seltenen Wesen, das bisher Niemand hatte fassen und verstehen wollen! Wie klein wurden nicht jetzt ihre Fehler,

ihre Launen, ihre leichtsinnigen Handlungen, sämmtlich entsprungen aus einem seelenvollen, unruhigen Geiste, der stets nach Quellen suchte und suchen mußte, um in dieselben seinen Ueberfluß abzuleiten, bis er ihn auf ein einziges festes Ziel richten konnte ... Und wie vieles Gold von unveränderlicherem Werthe, als das irdische, könnte nicht der Mann, dem sie ihr Herz und ihre Hand geschenkt hätte, aus dieser reichen Grube ihrer Seele zu Tage gefördert haben! ...

Doch, o weh! wozu diente nun die Reue — die Reue, nicht einmal versucht zu haben? ... Edith's Schicksal war nun entschieden; ihre Hand war Einem gelobt, während ihr Herz sich einem Andern hingegeben hatte: drei Menschen unglücklich für immer: denn Graf Hermann war nicht der Mann, welcher Edith leiten konnte, selbst wenn sie — im besten Falle — recht lange von der edlen Hoffnung, dem warmen Verlangen beherrscht bleiben sollte, sein guter Engel zu werden.

Es gibt eine ernste, eine starke Krise, wenn diese raisonirenden Vernunftmenschen mit ihrer Ruhe und Selbstbeherrschung sich ihrer gewöhnlichen Vortheile beraubt sehen, wenn sie keine Gründe mehr finden können, und wenn sie wirklich solche finden, es verschmähen, sie anzuwenden.

Für Helmer, wenn er wirklich jetzt im Stande gewesen wäre zu denken, würde es besonders demüthigend gewesen sein.

Er war so überzeugt gewesen, daß er während der tiefen Trauer über eine angebetete Mutter keine Gefühle hegen **könnte**, die heftig genug wären, um diese Trauer zu vermindern. Jetzt, in der Wildheit einer losgelassenen Leidenschaft, war diese Trauer nicht vermindert; denn ... sie war vergessen.

Sein Stolz war vernichtet.

Er wußte nur zwei Dinge: er liebte über alle Grenzen der Vernunft ... und er hatte verloren.

Er durchwachte diese Nacht, welche an Fieberträumen überfließender war, als jemals eine Nacht des Grafen Hermann.

Als aber der Morgen kam und das Licht des Tages seine entstellten Züge beleuchtete, da sank das stürmische Bilderspiel der Phantasie hinab in die unbekannte Tiefe, aus welcher es von unsichtbaren Geistern hervorgerufen worden war.

Er fühlte sich wieder im Stande zu denken, und er suchte seine Gedanken unter die wiederkehrende Gewalt der Vernunft zu ordnen.

Eiskalt vor Schrecken über Dasjenige, was sich mit ihm während dieser zwölf Stunden im Abgrunde zugetragen hatte, gelobte er es sich selbst, daß wenigstens kein menschliches Auge die Spuren davon sehen sollte.

Das Loos war geworfen, er wollte keinen Versuch machen, es zu ändern, und so mächtig ist die Gewohnheit der Selbstbeherrschung, daß er halten konnte, was er gelobt hatte ... Welche Kämpfe ihn aber diese Beherrschung jetzt kostete, Kämpfe, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte, davon wollen wir schweigen.

Erst acht Tage nach der großen moralischen Umwälzung in seinem Leben, und nachdem er sowohl mit Freude, als auch mit Verzweiflung gesehen hatte, wie vortrefflich Edith sich in das neue Verhältniß zu schicken wußte, fielen seine Gedanken wieder auf Hortense.

Hätte er diese Liebe als etwas Anderes ansehen können, als einen romantischen Rausch, einen vorübergehenden Einfall, so würde er nie in seinem Leben geneigter gewesen sein, ihr Schicksal mit dem seinigen zu verbinden, als eben jetzt, da er mit aller Macht den Abstand zwischen sich und Edith zu erweitern wünschte und gerne auf eine passende Art seine Stellung auf Dagby verlassen hätte, was er aber jetzt nicht konnte, ohne seine Schwäche zu verrathen.

Aber Hortense's ganzes kleines Wesen war zusammengesetzt aus lauter Kindlichkeiten und Koketterien. Ihr Leiden konnte also nicht von langer Dauer sein. Und Helmer sah die Nothwendigkeit nicht ein, sich für eine solche Frau aufzuopfern, wie er es wohl

für eine Andere gethan haben würde, deren Herz ernsthaft verletzt wäre.

Reichthum, Unabhängigkeit kamen gar nicht in Betracht. Er hatte allzu hohe Gefühle, als daß er unter irgend einer Bedingung seine Freiheit gegen die Aussicht auf ein bequemes Leben verkaufen wollte . . . jetzt konnte davon noch weniger die Rede sein.

Und also beabsichtigte sein heutiger Besuch, der Illusion dieser jungen Wittwe ein Ende zu machen — denn bei ihrem Zusammentreffen auf Dagby hatte er gesehen, daß sie sogar den Abstand, auf welchem er sich hielt, mißdeutete . . .

Doch es ist Zeit, daß wir uns wieder nach unserer Wirthin umsehen.

Die Blumen sind jetzt in die vollendetste Unordnung gerathen — dabei aber hat die kleine gnädige Frau selbst ihr tête-à-tête mit dem Spiegel beendigt und wendet sich jetzt mit einem entzückenden Erröthen an Herrn Helmer, welchen sie ersucht, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Sie selbst setzt sich auf die äußerste Kante eben dieses Sopha's und unterhält sich damit, die kleinen rosenfarbenen Fingerspitzen durch die Löcher der Spitzen ihres Schnupftuchs zu stecken.

„Meine gute Frau von Y., begann Helmer und heftete einen halb melancholischen Blick auf die junge Frau, „wie Vieles hat sich nicht verändert seit dem Abende, da ich zuletzt die Ehre hatte, auf Glanberg zu sein!"

„Ach ja, Vieles, Herr Helmer! — welche große Prüfung haben Sie nicht zu bestehen gehabt!"

„Ja, eine sehr große, und ich möchte mich fast versucht fühlen, an die Macht der Ahnung zu glauben, wenn ich daran denke, wie aufgeregt, wie wunderlich ich an jenem Abende war, da die Trauerpost mich traf. Die gewaltige Spannung war auch von einem Krankheitsanfall begleitet, den ich noch niemals gehabt habe.

Ich habe mich mehr als einmal geschämt, wenn ich die Unruhe in mein Gedächtniß zurückrief, welche ich dadurch meiner guten, theilnehmenden Wirthin verursachte."

„O Herr Helmer, glauben Sie nicht, daß diese Unruhe nur um Ihretwillen für mich bitter war!" entgegnete sie leise.

„Nein, wer so mild ist, der ist auch nachsichtig . . . ich weiß es."

„Nachsichtig? — dieses Wort kann hier gar nicht in Frage kommen!"

„Um die Wahrheit zu sagen, bin ich dessen nicht sicher. Eines aber weiß ich ganz bestimmt."

„Was denn?"

„Was ich auch in diesen Stunden gesagt haben kann, so ist es nie meine Absicht gewesen, etwas zu äußern, das nur einen Schein von Beleidigung gegen diejenige enthalten kann, der ich eine so ehrfurchtsvolle Achtung weihe."

Zu allem Unglück faßte Hortense diese Worte nur in der Bedeutung auf, die sie ihnen zu geben, nicht in der, welche Helmer auszudrücken wünschte. Und der Eindruck, den sie hervorbrachten, offenbarte sich sogleich in dem verschämten, aber strahlenden Blick, der dem seinigen begegnete.

Dennoch verflossen einige Secunden, ehe sie mit unsicherer Stimme antwortete.

„Herr Helmer! Ich habe mich nicht durch Ihre Worte beleidigt gefühlt; ich habe nur geglaubt, daß . . . Sie selbst dieselben bereut haben!"

Hierauf war eine Antwort in der That schwer, und um so schwerer, als Helmer nie im Stande gewesen war, sich recht zu entsinnen, wie diese unüberlegten Ausdrücke, die nur eine Galanterie hatten sein sollen, aber ernsthaft aufgenommen worden waren, eigentlich gelautet hatten.

Die starke Röthe, welche sein Angesicht bedeckte, das sichtliche Zaudern, welches in seinem Schweigen sich offenbarte, waren Zeichen, die Hortense's Hoffnungen noch erhöhten.

Sie dachte:

„Sollte er wohl so übertrieben blöde sein, daß er das Gelingen bezweifelte, daß er eine abschlägige Antwort fürchtete? ... Ist er so blind, daß er Alles, wovon er sich vielleicht überzeugen will, nicht sehen und verstehen kann?“

Ihre Verwirrung nahm zu.

„Beste, gute Frau von Y., hören Sie mich!“

Hortense hörte mit Seele und Ohr, ja mit ihrem ganzen Wesen.

„Es gibt leider Dinge, die so delicat sind, daß man sie mit Worten nicht berühren kann.“

Hortense's kleines Herz zitterte wie ein Espenlaub; sie vermochte nicht aufzublicken.

„Höchstens,“ fuhr Helmer fort, „wagt man es, sie zu ahnen.“

„Ach, ich ertrage nicht mehr!“ flüsterte sie, indem sie mit einer Geberde der unbeschreiblichsten Liebenswürdigkeit ihre kleine Hand darreichte.

Die arme Hortense! Sie meinte, hiemit wäre Alles abgemacht. Sie dachte, daß sie auf diese Weise sich und ihrem Liebhaber — so nannte sie ihn jetzt — von der drückenden Angst, der unruhigen Spannung befreite, welche eine solche Erklärung zu begleiten pflegt.

Doch zum Allerwenigsten hätte sie gewünscht, daß die Erde sich geöffnet und sie bedeckt hätte, als Helmer, nachdem er einen leichten Kuß auf diese Hand gedrückt, dieselbe losließ, und mit einem Tone, der unmöglich Liebe enthalten konnte, diese entscheidenden Worte deutlich aussprach:

„Beste Frau von Y.! empfangen Sie den Ausdruck meiner ewigen Erkenntlichkeit, meiner warmen, wenn ich so sagen darf, brüderlichen Freundschaft, und glauben Sie, wenn nicht mein Herz längst ein Bild in sich aufgenommen hätte, das selbst der Tod nicht erbleichen machen kann, so wäre es nimmermehr kalt geblieben gegen diejenige, der ich nicht wagen würde, das Opfer von Gefühlen anzubieten, welche nur Armuth sein können, da das

Vornehmste fehlt; und nun verzeihen Sie mir meine Vermessenheit, daß ich so ganz unumwunden geredet habe! Ich hatte es nicht beabsichtigt, doch . . . ich glaube, meine Pflicht heischte es."

Mit den Händen vor dem bethränten Antlitze vergaß Hortense Alles, was sie von der Achtung des Weibes vor sich selbst, Alles, was sie von Würde, Selbstbeherrschung und dergleichen gehört und gelesen hatte. Sie fühlte nur die Scham darüber, daß sie sich durch ein Mißverständniß so herabgewürdigt hatte. Ihr nächstes bewußtes Gefühl war kindliche Neugierde. Wer konnte wohl diejenige sein, die Helmer's Herz gestohlen hatte.

Plötzlich ergriffen von dem fürchterlichen Gedanken, daß Helmer sie mit Verachtung und Triumph betrachtete, sprang sie heftig auf und wollte hinaus eilen.

Jetzt aber zeigte Helmer sich angelegener, ihr Geheimniß zu bewahren, als sie selbst.

Mit sanfter Gewalt führte er sie zurück, indem er sie mit der äußersten Delicatesse darauf aufmerksam machte, daß ihre Gemüthsbewegung vielleicht die Aufmerksamkeit der Dienstboten rege machen und dadurch ihre Neigung zu Klatschereien in Thätigkeit setzen könnte. „Es ist kühn, ja vielleicht unrecht von mir, Rath geben zu wollen," fügte er mit einer Stimme der unwiderstehlichsten Herzlichkeit hinzu, „aber der Rath ist ein freundschaftlicher. Befolgen Sie ihn, er bezweckt nur Ihr Bestes!"

„Soll denn," stotterte sie, „das Geschehene niemals über Ihre Lippen kommen?"

„Niemals, bei meiner Ehre, bei der Todesstunde meiner Mutter, niemals!"

„Dank! . . . ich will es versuchen, die Welt zu täuschen . . . und nun leben Sie wohl! — ich muß allein sein!"

Achtunddreißigstes Kapitel.

Sonnenschein.

Der Herbst war vergangen, das Weihnachtsfest vorbei, Onkel Janne abgereist.

Der Alte hatte kurz nach Edith's Verlobung Dagby verlassen, und jetzt nahte das Ende des zweiten Monats dieser wichtigsten Periode in Edith's Leben.

Noch immer war das Glück des Grafen Hermann im Steigen, denn sieben Wochen lang — welch unermeßlicher Zeitraum! hatte Edith nicht nur täglich gesagt, sondern auch in ihrem Betragen bewiesen, daß er ihr immer theurer wurde . . . . .

„Edith übertrifft fortwährend sich selbst und alle meine Hoffnungen," schrieb die Hofräthin um diese Zeit an ihren Schwager . . . . „und da Du mir jenen Wink über ihre früheren Gefühle gegeben hast, mit deren Zustand ich Dich nicht bekannt glaubte, so will ich Dir gestehen, daß ich selbst verwundert bin über ihre Stärke, ihren Verstand und ihre Feinheit.

„Es ist — versteht sich unter uns gesagt! — ganz gewiß, daß sie Hermann in einem Zustand nahm, worin sie zu Allem fähig gewesen wäre, um nur der unseligen Verwirrung zu entgehen, welche damals sowohl in ihren Gefühlen, als auch in ihren Gedanken herrschte; aber ebenso gewiß ist es auch, daß sie jetzt diese Gefühle so vollständig unterdrückt, daß dieselben sich nicht einmal dem scharfsinnigsten Beobachter verrathen können.

„Gott sei gelobt, daß sie selbst bei Zeiten, oder richtiger immer, den Wahnsinn in dieser Liebe einsah, und welches unaussprechliche Glück, daß dieselbe nicht erwiedert wurde; denn obgleich ich an dem Abende ihrer Verlobung mit dem Grafen wirklich einigen Verdacht in dieser Hinsicht hegte, so habe ich mich später-

bin vollkommen überzeugt, daß ich mich irrte. Es ist möglich, daß er ein kleines Attachement gegen sie hegte — alle Männer, die in ihre Nähe kommen, verbrennen sich gewöhnlich ein wenig — doch war es nichts Ernsthaftes, das ist abgemacht: dann wäre er weggezogen.

„Dazu, mein lieber Janne, kannst Du Dir gar nichts Angenehmeres denken, als das jetzige Verhältniß des Bruksverwalters zu der Braut, und nichts Bewunderungswürdigeres, als ihren freundschaftlichen Ton gegen ihn, so ganz verschieden von der alten affectirten Bitterkeit und dem bizarren Stolze. . . . Immer ist es mein Princip gewesen, keinen Stolz gegen Personen zu zeigen, die unter uns stehen.

„Auch die Verbindung mit dem Grafen, die natürlicherweise auf ein Mädchen mit Edith's Gemüth und Charakter Eindruck machen mußte, hat bedeutend auf sie eingewirkt. Ich habe Grund zu dem Glauben, daß sie ihn aufrichtig hochachtet, ja sogar ihn recht herzlich liebt. Und er, die edle Seele, ist im Himmel vom Morgen bis an den Abend.

„Gestern redete er von der Hochzeit und von seinem Wunsche, gleich nach derselben mit seiner jungen Gattin eine Reise nach den Rheingegenden anzutreten, wo er hoffte, daß sie für's Erste gerne wohnen würde. Mir ganz recht, dachte ich; je eher es vorüber ist, desto besser; Edith aber antwortete ausweichend. Sie meint vermuthlich, daß es mit der Hochzeit keine Eile hat.

„Unser Rittmeister, fürchte ich, nahm die Sache ernster, als Helmer. Er hat nichts mehr von sich hören lassen, obgleich er zu Weihnachten zurückzukommen versprach.

„Was übrigens das betrifft, eine Sache ernsthaft zu nehmen, so ist es ganz gewiß, daß es Leute gibt, die ihre Stellung in der Gesellschaft nicht verdienen. Was meinst Du wohl, unsere kleine Wittwe auf Glanberg scheint ebenfalls — und das in vollem Ernst — geneigt gewesen zu sein, mir meinen Verwalter abspenstig zu machen; doch dieser Mann gehört gottlob zu den Wenigen,

welche den edlen Stolz besitzen, sich nicht um Geld und Ansehen verheirathen zu wollen.

„Wie Du aus diesem Briefe siehst, mein guter Schwager, bin ich sehr ruhig und zufrieden. Ich bin zufrieden mit mir selbst wegen meiner guten Idee; ich bin zufrieden mit meiner Umgebung, die mir nicht das Leben durch sogenannte Auftritte verbittert — diese sind mein Abscheu; und zuerst und zuletzt bin ich zufrieden mit Edith, denn noch nie ist sie eine bessere Tochter gewesen.

„Möchte jetzt nur alles dieses Gute fortdauern, so daß wir im Frühlinge Hochzeit feiern können — denn länger wird es sich denn doch wohl nicht verschieben lassen — und dann, mein lieber Schwager, erwarten wir Dich, damit Du Vaterstelle vertrittst" — u. s. w. . . . .

Wie Viele haben wohl nicht mit der Hofräthin aufrichtig ausgerufen: „möchte alles Gute fortdauern!" — doch launenhafter als irgend ein irdisches Weib ist die Göttin, welche nach Belieben Freude und Schmerz über ihre in der Zeit wohnenden Unterthanen ausstreut.

Diesmal sah es inzwischen so aus, als ob das mütterliche Gebet erhört worden wäre; denn nur Sonnenschein leuchtete über Dagby und die Verlobten.

„Du reisest ja zu dem glänzenden Balle?"

So fragte Graf Hermann an einem Abende kurz nach Neujahr seine Braut, indem er ihr den Stramin aus einem Stickrahmen auftrennen half.

„Willst Du denn hinreisen?" entgegnete sie mit einem schelmischen Lächeln.

„Ich auf einen Ball?"

„Wäre das denn ein Wunder?"

„O nein, ich würde dort nur eine traurige Figur spielen —

doch," fügte er mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, „Du bekommst wohl Einen, der Dich fährt!"

„Ja, ich bekäme wohl Einen, der diese Mühe übernähme, und gestehe, ein Ball, der mit einer Schlittenpartie anfängt, hat immer zu meinen Favoritvergnügungen gehört. Nichts desto weniger würde ich" . . .

Sie schien über das Ende nachzudenken.

„Würdest Du . . . ?"

„Ja, lieber Hermann, ich würde diesmal nicht vergnügt sein können, wenn ich wüßte, daß Du hier zu Hause umhergingest und die Stunden zähltest."

„Aber," fiel er ein, kämpfend zwischen dem Verlangen, ihre Aufopferung anzunehmen, und dem Wunsche, sich desselben noch würdiger zu zeigen, wenn er dieselbe ausschlüge — „aber es wäre unedel von mir, wenn ich nur wünschen wollte, Du möchtest zu Hause bleiben — und ich wünsche es nicht."

„Jetzt sollte ich Dich eigentlich dafür strafen, daß Du nicht aufrichtig bist! Kannst Du mich wohl ansehen und behaupten, daß Du wünschest, ich möchte zu Hause bleiben?"

„Nein, meine geliebte Edith, laß mich lieber meine Augen verbergen!" Er warf sich neben Sie hin und neigte das Haupt in ihren Schooß. . . . . .

„Wie glücklich sie sind!" flüsterte die Hofräthin, die am andern Ende des Saales mit ihrem Verwalter an einem Tische saß und einige Rechnungen durchsah.

„Ja, sehr glücklich . . . zweihundert drei und dreißig Tonnen à zehn Reichsthaler vierundzwanzig Schillinge macht" . . .

„Es thut Einem so recht im Herzen wohl, sie zu betrachten!"

„. . . Macht 2430 Reichsthaler Banco — ein guter Handel, besonders unter den jetzigen Conjuncturen!" . . . .

. . . .

„Siehst Du!" fuhr Edith fort, die für nichts Anderes, als nur den Stramin und den Bräutigam Augen zu haben schien;

„siehst Du nun, daß Du nicht weit damit kommst, wenn Du den Aufopfernden mehr als zum Schein, und kaum das, spielen willst? denn ich sehe mich genöthigt, Dir zu sagen, mein Freund, daß Deine Miene die Wahrheit ausplauderte."

„Aber, Du Engelgute! ich muß mich ja doch einmal an diese Entsagungen gewöhnen; nicht immer kannst Du, jung, lebhaft und gefeiert, Dich selbst um meinetwillen verbergen. Wenn ich auch so schwach bin, daß ich davor zittere, ich könnte eines Tages von Dir geschieden sein, so versichere ich Dich dennoch, ich bin nicht so feige, daß ich das fortwährende Opfer der Freude und Huldigung, die Dich in den Gesellschaftskreisen erwarten, und an welche Du gewöhnt bist, annehmen will."

„Beruhige Dich, mein guter Hermann, das Opfer ist so groß nicht!" und ihre weiße Hand fuhr über die dünnen Locken des Geliebten.

Er blickte zu ihr auf — und mit der irdischen Gluth in seinen Augen mischte sich eine anbetende Verehrung.

„Nun mußt Du gewiß wieder zu dem Federmesser greifen!" fuhr Edith fort, die während der ganzen kleinen Scene mit der einen Hand die Ecke des Stramins festgehalten hatte — „ich nehme es Dir sehr übel, wenn Du keine Neugierde zeigst, meine erste Arbeit für Dich zu beschauen!"

„Ach, laß mich zu Deinen Füßen sitzen: glaube mir, in den langen Stunden der Nacht habe ich Zeit genug, dieser Arbeit, die ich liebe, weil sie von Dir kommt, meine Huldigung zu zollen ... doch jetzt — in diesem Augenblicke — bin ich nicht im Stande, ihren Werth zu fühlen."

Ein fast lautloser Seufzer, der in diesem Augenblicke über Edith's Lippen flog, entging dem Grafen nicht, denn man konnte behaupten, daß er mit seiner Seele jeden Laut, jege Bewegung von ihr auffaßte. . . . .

„Dieser Seufzer, Geliebte," sagte er leise, „war kein Seufzer

des Glückes: er fand keine Erwiederung in meiner Seele ... Du dachtest an nichts Gutes."

„Ich dachte an Deine kleinen Eigenheiten, mein Lieber, und sagte zu mir selbst: „wann wird er so frei und stark werden, wie ich ihn zu machen hoffte?"

„Das werde ich erst dann recht, wenn ich an der Hand des Engels in das Paradies trete!" flüsterte er zärtlich und vertrauensvoll.

„Immer Engel — wenn Du doch einmal sehen wolltest, wie irdisch ich bin!"

„Auch die Erde hat ja Engel! ... O Edith, wenn Du wüßtest, wenn Du begreifen wolltest, wie verändert meine Phantasien sind! Mich verfolgt nicht länger jenes Gespenst, das Deine Macht in Ketten gelegt hat, seine höhnende Stimme erreicht nie mehr mein Ohr; doch meine Nächte — immer des ruhigen Schlafes beraubt — stellen jetzt andere Gebilde dar; bald sind sie dem klarsten Morgen des Himmels entwandt, bald der finstersten Nacht des Abgrundes entnommen."

„Mein armer Hermann!"

„Höre! ... Bald bist Du mein, meine angebetete Gattin, die ihre warme Wange an die meinige legt und Liebe athmet, bald wieder bist Du nicht mein: ich bin gezwungen, zu sehen, wie Deine entzückende Gestalt meinen Dir nachstrebenden Armen entschwindet, Du fliehst mich, fliehst ... und andere Arme nehmen Dich auf ... Ich höre es, wie Deine Seufzer sich mit den Seufzern eines Andern mischen, ich höre, daß andere Liebesworte als die meinigen in Deine Ohren geflüstert werden, und ich weine, ich tobe, ich leide tausendfältig grausamere Qualen, als ich jemals litt unter meinen schrecklichsten Visionen."

„Du erschreckst mich, Hermann, ja, Du erschreckst mich wirklich mit dieser unseligen Wildheit, die ich weit entfernt war, zu ahnen!" erwiederte Edith in einem Tone, der ebenso leise war, als der seinige.

„Nein, fürchte Dich nicht! Ich sage mir oft, sehr oft, daß es

unwürdig von mir gehandelt ist, mich diesem Wahnsinne hinzugeben; aber ich besitze dagegen keine Macht — nur Du, einzig und allein Du kannst mich befreien!"

„Ich?"

„Wenn Du unwiderruflich die Meinige wirst, so habe ich nichts mehr zu fürchten."

„Was kannst Du wohl jetzt fürchten? Bin ich nicht Dein durch ein heiliges, und was noch mehr ist, ein freiwilliges Gelübde?"

„Ich weiß selbst nicht, was ich fürchte; ich weiß nur, daß Du mir noch nicht gehörst durch das einzige Band, das mich vollkommen befriedigen kann."

„Das ist nicht Recht, mein Hermann; das zeigt, daß Du kein volles Vertrauen gegen mich hegst — Du beleidigst mich!"

„Ich hege zu Dir das höchste Vertrauen, das ein Mensch zu dem andern hegen kann. Und ich hege ein festes Vertrauen zu der liebevollen Vorsehung, die mir nach so vielen bitteren Prüfungen erlaubt hat, ein Ziel zu erreichen, auf das ich nicht einmal das Recht hatte . . . O, ich bin auch so dankbar, daß Du von mir unmöglich eine Prüfung verlangen kannst, die ich nicht mit Freuden bestehen wollte. Nichts desto weniger bin ich in den erwähnten Stunden sowohl dem Himmel, als auch dem Fegefeuer anheimgefalleu."

„Wenn Du aber bei mir bist?"

„Wenn ich bei Dir bin, so gibt es keine Finsterniß in meiner Seele: Du bist ihr Licht — wenn ich nur Dich sehe, so ist Alles Friede."

„Dank für diese Versicherung, auf die ich mich verlasse! Verlasse Du Dich auf mich und auf meine Versicherung, daß es meine eifrigste Sorge sein soll, in Dir den Frieden zu erhalten und die Wolken zu verjagen. Warte nur, und Du wirst sehen, wie Deine letzten tollen Träume sich auflösen werden!

„Wann darf ich auf diese Auflösung hoffen? Sage mir, wo nicht den Tag, so doch einen bestimmten Monat! . . . Welch ein

Talisman wäre das nicht gegen die finsteren Mächte ... Im Mai, in diesem Monate, da es sich so schön reist — in diesem Monate, wo die ganze Natur zu einem neuen Dasein erwacht ... den ersten Mai?"

„Wir werden sehen!"

„Gott, mein Gott, Du hörst es: sie sagt nicht nein!"

„Ich sage nicht nein, Du unruhiger, ungeduldiger Mensch! Ich habe nicht das Herz dazu."

„Jetzt trotze ich dem ganzen Anhange der Unterwelt, mir nahe zu kommen! O, Segen über Dich, mein Engel, meine Seele, mein Leben!"

Und er badete ihre Hände mit den Thränen des Glückes ...

„Auch über dieses andere Geschäft kann ich nicht klagen, mein bester Herr Helmer; es ist eine recht artige Summe. Nun aber, glaube ich, ist es Zeit, unsere Liebenden in ihren vertraulichen Ergießungen zu stören! ... Sie haben sich einen fatalen Schnupfen zugezogen, Herr Helmer, und Brustschmerzen dazu; Sie müssen Ysopsthee trinken!"

„Nein, um Alles in der Welt, nichts in dieser Hinsicht! — ich möchte mich nicht gerne verwöhnen lassen."

„O," beliebte die gnädige Frau zu scherzen, „so lange es eine Dame in meinen Jahren ist, die Sie verwöhnt, so hat es nichts damit auf sich! Und meine Huldbeweisungen, Ysopsthee und Honig, müssen Sie annehmen; denn, aufrichtig gesprochen, dieser trockene Husten gefällt mir nicht, damit ist nicht zu spaßen."

Helmer blieb die Antwort schuldig auf die herablassende Artigkeit seiner Patronin.

Er wußte eine bessere Kur gegen seinen Husten, die er jedoch nicht vorschlagen konnte, nämlich nicht mehr genöthigt zu sein, in dem Saal zu sitzen, wenn man über Geschäfte zu reden hatte; denn es übertraf beinahe die Kräfte eines Menschen, diese Art von Prüfung auszuhalten.

Neununddreißigstes Kapitel.

Häusliche Auftritte. Eine Unterredung. Noch scheint die Sonne.

„Mach auf, gute Edith, ich bitte Dich! . . . ich muß nothwendig mit Dir reden!“

„Bald, liebe Olga! Jetzt habe ich zu schreiben.“

„Aber es ist sehr, sehr dringend . . . Liebe, süße Edith, mach auf, mich friert hier draußen! Und ich begreife nicht, warum Du die Thür verriegelt hast!“

„Warte noch eine Viertelstunde, mein Kind; ich kann Dich jetzt nicht einlassen!“

„So muß ich denn wohl gehen, garstige Edith! Mach Dich aber darauf gefaßt: Du hast mich bald wieder hier!“

Olga hielt Wort: nach einer Viertelstunde stand sie wieder vor Edith's Thür.

Diesmal war der Riegel weggezogen.

Das junge Mädchen kam in das Zimmer ihrer Schwester gehüpft.

„Edith!“ rief sie heftig aus, „Du hast geweint; versuche nur nicht, es zu verbergen! und das ist nicht das erste Mal seit Deiner Verlobung, obgleich Du Deine Thränen verheimlichst. Er ermüdet Dich aber auch ganz mit seiner Sentimentalität, seiner Selbstsucht und seiner Langweiligkeit . . . Gott, wie langweilig er ist!“

„Fi, Olga, wie kannst Du so reden! Habe ich geweint — und ich hoffe, Du liebst mich so, daß Du einer solchen Sache nicht erwähnen wirst — so ist das nicht um Hermann geschehen: er gibt mir gewiß keinen Anlaß zu Thränen.

„Aber, liebe Edith, er gibt Dir Anlaß zum Gähnen!“

„Hast Du mich denn schon gähnen sehen?“

„O ja, das habe ich, wenn er es nicht sehen konnte.“

„Jetzt bist Du wirklich boshaft!"

„Nein, ich wage es Dir nur zu sagen. Du willst es Dir vielleicht nicht einmal selbst gestehen . . . Doch was wäre wohl da zu verwundern, wenn Dir bei dem ewigen Einerlei Tag aus und ein endlich die Zeit lang würde: er sieht und hört ja keinen Menschen, als nur Dich. Ich begreife gar nicht, wie Du es aushältst!"

„Du bist so wenig delicat, meine kleine Olga, daß ich mit Dir hierüber gar nicht reden kann. Und ich vermuthe noch überdies, daß Du nicht, um mir das Alles zu sagen, so große Eile hattest!"

„Nicht eigentlich; ich wollte Dich aber doch herzlich gerne bitten, Du solltest Dich diesmal nicht um ihn bekümmern. Gute Edith! komme mit nach Ramswik! Dieses Fest, das so lebhaft wird, um den Rittmeister zu bewillkommnen, verdient es wohl, daß Du mit dabei bist."

„Das glaube ich auch, aber . . ."

„Keine Aber, keine Aber! Siehst Du, liebste, beste Edith, sonst komme ich nicht mit dahin, und es wäre doch wirklich grausam, ja ganz unmenschlich, wenn Du Schuld daran sein wolltest — Du weißt ja, daß ich jetzt, da mein Confirmationsunterricht beginnen soll, an keinen Vergnügungen Theil nehmen kann."

„Was kann Dich aber von der Reise abhalten, wenn die Mutter fährt?"

„Die Mutter sagt: sie reist nicht ohne Dich; denn sie meint, es schickt sich nicht, daß Du mit Deinem Bräutigam allein zu Hause bleibst."

„Nun, so wird es sich doch wohl schicken, wenn Du mit Deiner Gouvernante fährst?"

„Ja, die wird fahren! Denkst Du, sie zieht irgend ein Vergnügen in der ganzen Welt der himmlischen Hoffnung vor, mit Herrn Helmer allein zu Hause bleiben und für ihn Fliederthee zusammenrühren zu können! O, wie ärgerlich und unausstehlich

„siehst Du nun, daß Du nicht weit damit kommst, wenn Du den Aufopfernden mehr als zum Schein, und kaum das, spielen willst? denn ich sehe mich genöthigt, Dir zu sagen, mein Freund, daß Deine Miene die Wahrheit ausplauderte.“

„Aber, Du Engelgute! ich muß mich ja doch einmal an diese Entsagungen gewöhnen; nicht immer kannst Du, jung, lebhaft und gefeiert, Dich selbst um meinetwillen verbergen. Wenn ich auch so schwach bin, daß ich davor zittere, ich könnte eines Tages von Dir geschieden sein, so versichere ich Dich dennoch, ich bin nicht so feige, daß ich das fortwährende Opfer der Freude und Huldigung, die Dich in den Gesellschaftskreisen erwarten, und an welche Du gewöhnt bist, annehmen will.“

„Beruhige Dich, mein guter Hermann, das Opfer ist so groß nicht!“ und ihre weiße Hand fuhr über die dünnen Locken des Geliebten.

Er blickte zu ihr auf — und mit der irdischen Gluth in seinen Augen mischte sich eine anbetende Verehrung.

„Nun mußt Du gewiß wieder zu dem Federmesser greifen!“ fuhr Edith fort, die während der ganzen kleinen Scene mit der einen Hand die Ecke des Stramins festgehalten hatte — „ich nehme es Dir sehr übel, wenn Du keine Neugierde zeigst, meine erste Arbeit für Dich zu beschauen!“

„Ach, laß mich zu Deinen Füßen sitzen: glaube mir, in den langen Stunden der Nacht habe ich Zeit genug, dieser Arbeit, die ich liebe, weil sie von Dir kommt, meine Huldigung zu zollen ... doch jetzt — in diesem Augenblicke — bin ich nicht im Stande, ihren Werth zu fühlen.“

Ein fast lautloser Seufzer, der in diesem Augenblicke über Edith's Lippen flog, entging dem Grafen nicht, denn man konnte behaupten, daß er mit seiner Seele jeden Laut, jege Bewegung von ihr auffaßte. . . . .

„Dieser Seufzer, Geliebte,“ sagte er leise, „war kein Seufzer

des Glückes: er fand keine Erwiederung in meiner Seele ... Du dachtest an nichts Gutes."

„Ich dachte an Deine kleinen Eigenheiten, mein Lieber, und sagte zu mir selbst: „wann wird er so frei und stark werden, wie ich ihn zu machen hoffte?"

„Das werde ich erst dann recht, wenn ich an der Hand des Engels in das Paradies trete!" flüsterte er zärtlich und vertrauensvoll.

„Immer Engel — wenn Du doch einmal sehen wolltest, wie irdisch ich bin!"

„Auch die Erde hat ja Engel! ... O Edith, wenn Du wüßtest, wenn Du begreifen wolltest, wie verändert meine Phantasien sind! Mich verfolgt nicht länger jenes Gespenst, das Deine Macht in Ketten gelegt hat, seine höhnende Stimme erreicht nie mehr mein Ohr; doch meine Nächte — immer des ruhigen Schlafes beraubt — stellen jetzt andere Gebilde dar; bald sind sie dem klarsten Morgen des Himmels entwandt, bald der finstersten Nacht des Abgrundes entnommen."

„Mein armer Hermann!"

„Höre! ... Bald bist Du mein, meine angebetete Gattin, die ihre warme Wange an die meinige legt und Liebe athmet, bald wieder bist Du nicht mein: ich bin gezwungen, zu sehen, wie Deine entzückende Gestalt meinen Dir nachstrebenden Armen entschwindet, Du fliehst mich, fliehst ... und andere Arme nehmen Dich auf ... Ich höre es, wie Deine Seufzer sich mit den Seufzern eines Andern mischen, ich höre, daß andere Liebesworte als die meinigen in Deine Ohren geflüstert werden, und ich weine, ich tobe, ich leide tausendfältig grausamere Qualen, als ich jemals litt unter meinen schrecklichsten Visionen."

„Du erschreckst mich, Hermann, ja, Du erschreckst mich wirklich mit dieser unseligen Wildheit, die ich weit entfernt war, zu ahnen!" erwiederte Edith in einem Tone, der ebenso leise war, als der seinige.

„Nein, fürchte Dich nicht! Ich sage mir oft, sehr oft, daß es

unwürdig von mir gehandelt ist, mich diesem Wahnsinne hinzugeben; aber ich besitze dagegen keine Macht — nur Du, einzig und allein Du kannst mich befreien!"

„Ich?"

„Wenn Du unwiderruflich die Meinige wirst, so habe ich nichts mehr zu fürchten."

„Was kannst Du wohl jetzt fürchten? Bin ich nicht Dein durch ein heiliges, und was noch mehr ist, ein freiwilliges Gelübde?"

„Ich weiß selbst nicht, was ich fürchte; ich weiß nur, daß Du mir noch nicht gehörst durch das einzige Band, das mich vollkommen befriedigen kann."

„Das ist nicht Recht, mein Hermann; das zeigt, daß Du kein volles Vertrauen gegen mich hegst — Du beleidigst mich!"

„Ich hege zu Dir das höchste Vertrauen, das ein Mensch zu dem andern hegen kann. Und ich hege ein festes Vertrauen zu der liebevollen Vorsehung, die mir nach so vielen bitteren Prüfungen erlaubt hat, ein Ziel zu erreichen, auf das ich nicht einmal das Recht hatte . . . O, ich bin auch so dankbar, daß Du von mir unmöglich eine Prüfung verlangen kannst, die ich nicht mit Freuden bestehen wollte. Nichts desto weniger bin ich in den erwähnten Stunden sowohl dem Himmel, als auch dem Fegefeuer anheimgefalleu."

„Wenn Du aber bei mir bist?"

„Wenn ich bei Dir bin, so gibt es keine Finsterniß in meiner Seele: Du bist ihr Licht — wenn ich nur Dich sehe, so ist Alles Friede."

„Dank für diese Versicherung, auf die ich mich verlasse! Verlasse Du Dich auf mich und auf meine Versicherung, daß es meine eifrigste Sorge sein soll, in Dir den Frieden zu erhalten und die Wolken zu verjagen. Warte nur, und Du wirst sehen, wie Deine letzten tollen Träume sich auflösen werden!

„Wann darf ich auf diese Auflösung hoffen? Sage mir, wo nicht den Tag, so doch einen bestimmten Monat! . . . Welch ein

Talisman wäre das nicht gegen die finsteren Mächte ... Im Mai, in diesem Monate, da es sich so schön reist — in diesem Monate, wo die ganze Natur zu einem neuen Dasein erwacht ... den ersten Mai?"

„Wir werden sehen!"

„Gott, mein Gott, Du hörst es: sie sagt nicht nein!"

„Ich sage nicht nein, Du unruhiger, ungeduldiger Mensch! Ich habe nicht das Herz dazu."

„Jetzt trotze ich dem ganzen Anhange der Unterwelt, mir nahe zu kommen! O, Segen über Dich, mein Engel, meine Seele, mein Leben!"

Und er badete ihre Hände mit den Thränen des Glückes ...

„Auch über dieses andere Geschäft kann ich nicht klagen, mein bester Herr Helmer; es ist eine recht artige Summe. Nun aber, glaube ich, ist es Zeit, unsere Liebenden in ihren vertraulichen Ergießungen zu stören! ... Sie haben sich einen fatalen Schnupfen zugezogen, Herr Helmer, und Brustschmerzen dazu; Sie müssen Ysopsthee trinken!"

„Nein, um Alles in der Welt, nichts in dieser Hinsicht! — ich möchte mich nicht gerne verwöhnen lassen."

„O," beliebte die gnädige Frau zu scherzen, „so lange es eine Dame in meinen Jahren ist, die Sie verwöhnt, so hat es nichts damit auf sich! Und meine Huldbeweisungen, Ysopsthee und Honig, müssen Sie annehmen; denn, aufrichtig gesprochen, dieser trockene Husten gefällt mir nicht, damit ist nicht zu spaßen."

Helmer blieb die Antwort schuldig auf die herablassende Artigkeit seiner Patronin.

Er wußte eine bessere Kur gegen seinen Husten, die er jedoch nicht vorschlagen konnte, nämlich nicht mehr genöthigt zu sein, in dem Saal zu sitzen, wenn man über Geschäfte zu reden hatte; denn es übertraf beinahe die Kräfte eines Menschen, diese Art von Prüfung auszuhalten.

Neununddreißigstes Kapitel.

Häusliche Auftritte. Eine Unterredung. Noch scheint die Sonne.

„Mach auf, gute Edith, ich bitte Dich! . . . ich muß nothwendig mit Dir reden!“

„Bald, liebe Olga! Jetzt habe ich zu schreiben.“

„Aber es ist sehr, sehr dringend . . . Liebe, süße Edith, mach auf, mich friert hier draußen! Und ich begreife nicht, warum Du die Thür verriegelt hast!“

„Warte noch eine Viertelstunde, mein Kind; ich kann Dich jetzt nicht einlassen!“

„So muß ich denn wohl gehen, garstige Edith! Mach Dich aber darauf gefaßt: Du hast mich bald wieder hier!“

Olga hielt Wort: nach einer Viertelstunde stand sie wieder vor Edith's Thür.

Diesmal war der Riegel weggezogen.

Das junge Mädchen kam in das Zimmer ihrer Schwester gehüpft.

„Edith!“ rief sie heftig aus, „Du hast geweint; versuche nur nicht, es zu verbergen! und das ist nicht das erste Mal seit Deiner Verlobung, obgleich Du Deine Thränen verheimlichst. Er ermüdet Dich aber auch ganz mit seiner Sentimentalität, seiner Selbstsucht und seiner Langweiligkeit . . . Gott, wie langweilig er ist!“

„Fi, Olga, wie kannst Du so reden! Habe ich geweint — und ich hoffe, Du liebst mich so, daß Du einer solchen Sache nicht erwähnen wirst — so ist das nicht um Hermann geschehen: er gibt mir gewiß keinen Anlaß zu Thränen.

„Aber, liebe Edith, er gibt Dir Anlaß zum Gähnen!“

„Hast Du mich denn schon gähnen sehen?“

„O ja, das habe ich, wenn er es nicht sehen konnte.“

„Jetzt bist Du wirklich boshaft!"

„Nein, ich wage es Dir nur zu sagen. Du willst es Dir vielleicht nicht einmal selbst gestehen . . . Doch was wäre wohl da zu verwundern, wenn Dir bei dem ewigen Einerlei Tag aus und ein endlich die Zeit lang würde: er sieht und hört ja keinen Menschen, als nur Dich. Ich begreife gar nicht, wie Du es aushältst!"

„Du bist so wenig delicat, meine kleine Olga, daß ich mit Dir hierüber gar nicht reden kann. Und ich vermuthe noch überdies, daß Du nicht, um mir das Alles zu sagen, so große Eile hattest!"

„Nicht eigentlich; ich wollte Dich aber doch herzlich gerne bitten, Du solltest Dich diesmal nicht um ihn bekümmern. Gute Edith! komme mit nach Ramswik! Dieses Fest, das so lebhaft wird, um den Rittmeister zu bewillkommnen, verdient es wohl, daß Du mit dabei bist."

„Das glaube ich auch, aber . . ."

„Keine Aber, keine Aber! Siehst Du, liebste, beste Edith, sonst komme ich nicht mit dahin, und es wäre doch wirklich grausam, ja ganz unmenschlich, wenn Du Schuld daran sein wolltest — Du weißt ja, daß ich jetzt, da mein Confirmationsunterricht beginnen soll, an keinen Vergnügungen Theil nehmen kann."

„Was kann Dich aber von der Reise abhalten, wenn die Mutter fährt?"

„Die Mutter sagt: sie reist nicht ohne Dich; denn sie meint, es schickt sich nicht, daß Du mit Deinem Bräutigam allein zu Hause bleibst."

„Nun, so wird es sich doch wohl schicken, wenn Du mit Deiner Gouvernante fährst?"

„Ja, die wird fahren! Denkst Du, sie zieht irgend ein Vergnügen in der ganzen Welt der himmlischen Hoffnung vor, mit Herrn Helmer allein zu Hause bleiben und für ihn Fliederthee zusammenrühren zu können! O, wie ärgerlich und unausstehlich

können doch die Menschen sein! Wenn der Verwalter sich nicht zierte und reiste — er hat nicht mehr Husten als ich — da bekäme wohl Mamsell Octavie Lust . . . nun aber — o Tod!"

„Gib Dich zufrieden, liebe Olga, wir finden schon einen Ausweg! Nicht um meinetwillen sollst Du dem Vergnügen entsagen, beim Balle den Cousin Abbé wiederzusehen."

„O, nicht eben darum, obgleich er seine Dame in dem Walzer sehr gut führt und den Cotillon wie ein Engel anführt. Doch wärst Du sehr artig, wenn Du einen Ausweg finden könntest!"

„Ich will es versuchen!"

„Und sei nur nicht böse auf mich, weil ich das von Hermann sagte! Ich war verdrießlich über ihn, weil ich meinte, er wäre Schuld an der ganzen Geschichte."

Edith lächelte ohne zu antworten.

Olga aber flog hinauf in ihr Zimmer, um bei der neu erweckten Hoffnung, den Cotillon mit dem Cousin Abbé tanzen zu dürfen, sich mit ihrem Spiegel und ihrer Garderobe zu berathen.

Dieses Gespräch zwischen den Schwestern fand einige Tage nach dem Auftritte statt, welcher das vorhergehende Capitel beendigte. Und da Edith hinabkam, fand sie eben diesen Gegenstand, den Olga ihr vorgetragen hatte, in vollem Gang zwischen ihrer Mutter und ihrem Bräutigam.

„Wenn Ihr es denn so wollt, so mag sie es meinethalben ausschlagen, mit in den Tableaux Theil zu nehmen," sagte die Hofräthin; „das mag sein; aber ich betheure es Dir, mein lieber Hermann, daß sie sich zu einem Gegenstande des Gespräches in der ganzen Gegend macht, wenn sie fortfährt, sich auf diese Weise einzusperren, und das noch dazu in einer Zeit, wo sich die ganze Welt vergnügt."

„Nun, gute Mutter," fiel Edith lächelnd ein, „es wäre ja

auf keinen Fall das erste Mal, daß ich der ganzen Gegend Stoff zu Klatschereien gäbe."

„Nein, mein Engel! das ist eben so wahr, als daß Du immer sowohl das Eine, als auch das Andere bis zum Extrem treibst. Aber ich bin überzeugt, daß Hermann selbst so billig und verständig ist, sich Deinem Vorhaben zu widersetzen rücksichtlich dieses Festes auf Ramswik, welches ohne Zweifel recht glänzend werden wird."

Als der Graf endlich Gelegenheit hatte, sich in Gegenwart seiner Braut zu äußern, sagte er mit großer Herzlichkeit zu ihr:

„Tante hat Recht, und ich versichere Dich heilig, daß ich untröstlich bin, wenn man um meinetwillen unvortheilhaft von Dir redet. Nein, nein; das darf wirklich nicht geschehen!"

„Doch," meinte Edith mit einem Anstrich ihrer alten befehlenden und entscheidenden Laune, „wenn ich nun nicht reisen will — und ich will es bestimmt nicht — soll ich denn gezwungen werden? diese großartigen und glänzenden Feste haben für mich keinen Reiz mehr."

„Sieh hier," rief die Hofräthin aus, „kommt Herr Helmer eben recht, um ihn in ein kleines Familienconseil einzuweihen!" Und mit einigen Worten hatte die gnädige Frau, welche glaubte, Helmer könnte aus Artigkeit keiner andern Meinung sein, als sie selbst, und ferner glaubte, seine Meinung würde einigen Einfluß auf Edith ausüben, ihm den Anlaß ihrer verschiedenen Ansichten mitgetheilt. „Dieser Einfall meiner Edith ist ja ganz widersinnig," so schloß sie, „daß sie auch nicht nach Ramswik fahren will!"

Bei der Appellation an Helmer ging eine leichte Farbeveränderung über Edith's Wange. Auch er erröthete, antwortete aber dennoch, ohne sich im Mindesten zu bedenken:

„Ich wage, mich dem Grafen und der gnädigen Frau gegen das Fräulein anzuschließen. Es ist wirklich wahr, man wehklagt allgemein darüber, daß Fräulein Edith von dem Gesellschaftsleben Abschied genommen hat."

„Eben diese Wehklage habe ich auch über Sie gehört, Herr Helmer!" entgegnete sie lächelnd.

„Meine Entfernung ist eine allzu unbedeutende Sache, als daß sie Bedauern erregen könnte. Ueberdies wissen Alle, daß der Verlust, den ich vor Kurzem erlitten habe, mich hindert, in Gesellschaften Vergnügen zu finden."

„Nun wohl, Herr Helmer! Haben Sie eine Entschuldigung in dem Verluste, den Sie erlitten haben, so finde ich meine Entschuldigung in dem Gewinn, der auf mein Loos gefallen ist. Ich denke künftig ausschließlich der Pflicht zu leben, welche ich übernommen habe, und kehre mich gar nicht daran, was die Welt von mir sagt."

Helmer verbeugte sich und schwieg.

Die Hofräthin aber fiel ein: „Nun, das war mir die allerbizarrste Verdrehung einer Pflicht, die je ein Mensch gehört hat; oder sage mir, was thust Du denn eigentlich Hermann für Gutes, wenn Du während dieser wenigen Stunden zu Hause bleibst?"

„Nicht ich habe zu bestimmen, wie viel oder wenig Gutes ich ihm thue, wenn ich zu Hause bleibe, mein eigenes Gefühl aber kann bestimmen: ich würde mir selbst Böses zufügen, wenn ich ihn verließe. Und laß uns nun kein Wort weiter über diese Angelegenheit verlieren!"

„Nun, ich weissage, diese Manier, anstatt der Braut die Heilige zu spielen, wird die unglücklichste von allen Launen, die Du seit Deiner Geburt gehabt hast; denn merke, meine Tochter, Niemand auf Erden ist für diese Rolle weniger geschaffen, als Du!"

Als Edith sich eben umwendete, um durch einen zärtlichen Blick den bittern Eindruck zu verwischen, den die Worte der Mutter wahrscheinlich auf den Bräutigam hervorbrachten, sah sie, wie dieser, sichtbarlich gepeinigt durch den Streit, still das Zimmer verließ.

Fast in demselben Augenblicke schwenkte auch die Hofräthin hinaus, ärgerlicher als sie seit langer Zeit darüber gewesen war, daß ihr Wille nicht durchging.

Zum ersten Male seit ihrer Verlobung war Edith jetzt plötzlich allein mit Helmer.

Dieses hatten Beide bisher sorgfältig vermieden, jetzt aber war nichts dagegen zu thun.

Inzwischen suchte Edith die ruhige Fassung beizubehalten, deren Studium ihr täglich eine Mühe kostete, welche nur sie selbst kannte und Helmer ahnte. Mit festem Tone sagte sie, indem sie ziemlich ungenirt ihren Blick auf ihn heftete:

„Warum hielten Sie mit meiner Mutter in einer Sache, die ich nothwendig am besten beurtheilen kann?“

„Da die gnädige Frau mich mit ihrem Vertrauen beehrte, so wollte ich nicht gegen meine Ueberzeugung reden.“

„Und Ihre Ueberzeugung ist also, daß ein Frauenzimmer, welches sich verpflichtet hat, ihr Leben einem Andern zu weihen, dennoch höhere Pflichten gegen das Gesellschaftsleben hat, als gegen den Mann, der ihr Gelübde erhalten?“

„Nein, weit entfernt: ich bin gewiß der Letzte, welcher einem so unglücklichen Satze huldigt . . . Wenn Sie mir aber erlauben wollten, meine Meinung ohne Umschweife zu sagen . . .“

„Was würde ich dann vernehmen?“

„Sie würden vernehmen, daß meiner Meinung nach diese plötzliche Reform aller Gewohnheiten nicht eben natürlich ist.“

„Und doch kann nichts natürlicher sein. Ich bin der alten Gewohnheiten herzlich müde, und alle Reformen bezwecken Verbesserung.“

„Ich glaube nicht, Fräulein, daß Sie anfänglich von diesem Gesichtspunkte ausgingen . . . Habe ich anders die Sache richtig verstanden, so wünschten Sie zu Hause zu bleiben, um dem Grafen ein Vergnügen zu machen, welches er gar nicht begehrte.“

„Das gebe ich gerne zu.“

„Und ich gebe zu, daß mir eben diese Ihre Auffassung vorschwebte, als ich mir die Freiheit nahm, von dem Unnatürlichen, wenigstens dem Aeußern nach, in Ihren Reformen zu reden.“

„Nun, wohlan! was weiter?"

„Werden Sie nur nicht böse, wenn ich allzu aufrichtig rede!"

„O nein, das gehörte ebenfalls zu den alten Gewohnheiten — jetzt bin ich viel zu ruhig, um mich reizen zu lassen, besonders durch Etwas, das mir in guter Absicht gesagt wird."

„Dann, mein Fräulein, will ich ohne Furcht, Sie zu beleidigen, fragen, ob nicht ein Mädchen Demjenigen, welchen Sie erkoren hat, ihre Zuneigung auf eine bessere und für ihn glücklichere Weise zeigen kann, als dadurch, daß sie einer Menge von unbeschäftigten Zungen Veranlassung gibt, sich mit ihren Angelegenheiten zu beschäftigen?"

Edith erröthete stark.

„In dieser Sache," sagte sie leise, „glaube ich, daß Hermann anders denkt ... Aus welchem Grunde aber könnten diese kleinen, so sehr getadelten Beweise der Zuneigung für ihn nicht glücklich sein?"

„Aus dem einfachen, daß er dereinst — wenn sie ihm nicht mehr geschenkt werden — eine peinigende Leere fühlen wird."

„Nichts Anderes? ... Eine solche Leere wird ihm wahrscheinlich gespart werden."

„Ach, glauben Sie das nicht, Fräulein Edith ... Wenn Sie selbst rücksichtlich dieser Absonderung nicht länger mit ihm sympathisiren, so kehren Sie zurück zu dem frohen Leben und kommen vielleicht in demselben Verhältnisse Ihrem Schaden wieder nach. Dann wird Graf Hermann unglücklich: er kann über keine Sympathien zu Gunsten der neuen Reform gebieten, er kann nur darüber seufzen, daß sein Glück aufgehört hat."

„Herr Helmer, Sie sind ein allzu ängstlicher Prophet!" sagte sie halb gezwungen, halb betrübt. „Doch fahren Sie fort .... ich stelle mir vor, daß ich die Vorlesung einer moralischen Betrachtung höre, und erwarte, daß diese, wie alle solche Betrachtungen, auf eine gute und klare Hülfsquelle hinweisen wird."

„Gnädiges Fräulein, ich will Sie einzig und allein auf Ihr

eigenes klares Urtheil verweisen und Sie bitten, dieses nicht zu unterdrücken!"

„Was könnte mir denn mein eigenes Urtheil rathen, vorausgesetzt, daß es nicht unterdrückt wäre?"

„Daß Sie bisweilen, aber nicht immer, dem Grafen ein Vergnügen, einen Einfall oder dergleichen, das ihn von Ihrer Zärtlichkeit überzeugen könnte, aufopferten ... Diese Beweise Ihrer Zuneigung würden dann seinem Herzen ebenso viele theure Feiertage werden."

„Wenn mein Urtheil sich so ausdrückt, so können wir gerne gestehen, daß nicht viele Eigenliebe darin liegt, sonst hätte ich gewiß dieses „dann" ausgeschlossen, welches die Absicht zu haben scheint, mich zu überzeugen, daß die erneuerten Beweise meiner Gunst die Stunden der Festtage leicht zu einer Gewohnheit machen könnten."

„Ich vermuthe, daß man sogar im Himmel an die Seligkeit gewöhnt wird."

„Ach so, Herr Helmer, Sie vermuthen das! Aber das ist ja abscheulich!"

„Wie so?"

„Nichts mehr hoffen, nichts mehr genießen zu können!"

„Sie sprechen da eine sonderbare Definition der Gewohnheit aus, mein Fräulein. Was wenigstens die irdische betrifft, so liegt im Gegentheil darin — wenn von einem großen Glück die Rede ist — die stille Hoffnung, daß das Angenehme derselben nicht unterbrochen werden möchte."

„Nun, das ist ja Alles gut!"

„Vielleicht dennoch nicht so ganz gut; denn die Gewohnheit erzeugt unbewußt Forderungen; diese verbergen sich in der Hoffnung, und ferner ...."

„Ferner?"

„Ferner könnte es sein, daß, während die Forderungen an-

wachsen, Sie eines Tages fänden, daß Sie nichts mehr zu geben haben."

„Nun gut, ist man bankerott, so ist ja Alles aus!"

Bei diesen Worten warf Edith sich nachlässig auf das Sopha und fuhr mit dem Schnupftuche hin und her über das flammende Antlitz.

Helmer zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber er betrachtete das junge Mädchen mit einem Blick der tiefsten und ernsthaftesten Theilnahme.

Es war ein schneidender Gegensatz zwischen seinem Blick, seiner ruhigen Miene und den stürmischen Bewegungen, die seine Brust hoben.

Weil sie jedoch nur das Aeußere seines Wesens sah, so hatte er die Kraft, das Gespräch fortzusetzen, in der Hoffnung, daß es ihr nützlich werden könnte. Und wegen der Hoffnung, ihr nützlich zu werden, war ihm jedes Opfer gleichgültig.

„Fräulein Edith! Verzeihen Sie, wenn ich, verleitet von meiner innigen Freundschaft gegen Sie, sage, daß solche Worte äußerst schmerzhaft zu hören sind!"

„Wie so?" fiel sie heftig ein.

„Die Braut, welche im Stande ist, vorauszusetzen, daß sie an Zuneigung bankerott werden kann, hat nicht den wahren Vorsatz, das Glück ihres künftigen Gatten zu bereiten."

„Und ... Das können Sie von mir sagen!"

„Das kann ich von jedem Menschen sagen, der sich auf diese Weise in diesem Verhältnisse äußert. Das Jagen nach einem Scheine, welcher der Wahrheit ähnlich sieht, ist nicht die Wahrheit selbst; diese ist so einfach, daß es keiner Bemühung bedarf, sie zu finden."

„Das mag so sein: wenn nun aber gerade in diesem Jagen ein Verlangen liegt, zu .... mit einem Worte: die Wahrheit läßt sich auf verschiedene Weise suchen — warum sollte sie sich denn nicht auch auf diese Art erreichen lassen?"

„Sie läßt sich auch so erreichen, daran zweifle ich nicht: da-

mit jedoch die künstliche Wahrheit in eine wirkliche übergehe, ist es nöthig, daß man prüft, ob der Grund sicher ist, worauf sie ruht. Die geringste Verrenkung zerstört das ganze Werk, und hier läßt sich nicht nachbessern. Um aber die Bildersprache ganz zu verlassen: wer einen wirklichen, nicht einen eingebildeten Willen besitzt, ein gewisses Ziel zu erreichen, der nehme sich in Acht, daß er nicht zu Anfang seiner Arbeit allzu eilfertig zu Werke geht, denn dann sieht es aus, als ob man blind und gleichgültig, ob es hält oder bricht, darauf losgeht ... Eine zarte Sorgfalt, eine bedächtige Prüfung dessen, was die Unternehmung von uns heischt, ein gerechtes Abwägen unserer Kräfte, damit sie uns an das Ziel tragen, sehen Sie, das wird erfordert, wenn wir dieses erreichen wollen, und nur die Schwäche läßt ihr Ziel auf halbem Wege fahren."

„Dank!" sagte Edith, indem sie sich mit sichtlich wieder erlangter Ruhe erhob. „Dieser Unterredung werde ich gedenken... werde sie nie vergessen, und ... und denken Sie nicht mit Schmerz an meine unüberlegte Aeußerung — sie war nur auf den Lippen!"

Sie verneigte sich leicht und verließ schnell das Zimmer. . .

. . . .

Hätte Helmer ahnen können, daß sie noch einige Augenblicke im Vorzimmer verweilte, daß sie durch die nicht ganz geschlossene Thür einen forschenden Blick zurückwarf, so würde er sich gehütet haben, aus der Rolle seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung zu fallen.

Doch nun, da er meinte, er wäre allein und würde von Niemand gesehen, nahm er das Schnupftuch, welches Edith vergessen, und welches noch vor einem Augenblicke ihre erröthenden Wangen verborgen hatte; drückte dasselbe mehrmals an seine Lippen und warf sich dann auf das Sopha, wo er das Gesicht in dem Kissen verbarg, auf welchem ihr Haupt geruht hatte. . . . . . .

Eine verzehrende Glut brannte in Edith's Adern, als sie, von Angst gejagt, die Treppe hinauf in ihr Zimmer flog.

Jetzt aber tobte sie nicht, wie ehemals bei einer starken Ge-

müthserschütterung, sie fiel nicht in eine Extase der Verzweiflung. Zwar sank sie fast leblos auf einen Stuhl, aber sie behielt dennoch Fassung genug, um zu sich selbst sagen zu können:

„Aus kleinlichem Hochmuth entsagtest Du dem Himmel! ... Aus einer unwürdigen Laune, erzeugt von dem Bedürfnisse, Dir selbst zu entfliehen, da Du in Versuchung gerietheft, den Hochmuth zu überwinden, gabst Du das Gelübde Deiner Hand und Deiner Treue einem Manne, den Du niemals lieben kannst. Das Alles ist geschehen ... und nur die Schwäche läßt ihr vorgestecktes Ziel auf dem halben Wege fahren.

„O!" fuhr sie fort, indem einige Thränen leise auf die Hand fielen, welche die Augen beschatteten, „wie habe ich ihn doch verkannt! Welche Liebe, welche Aufopferung, welche Selbstbeherrschung in seinem ganzen Benehmen! Und wie beseligend ist es dennoch im Schmerze, Gewißheit zu besitzen — die Hoffnung zu haben, daß ein solches Verhältniß fortdauern wird!

„Die Dauer" — flüsterte sie mit erstickter Stimme, indem sie aufstand und mit schnellen Schritten auf und ab ging — „die Dauer ist aber doch nur kurz ... der Mai kommt ... und dann ... ja, dann will ich zeigen, daß ich nicht blind vorwärts geeilt bin. Dann wenigstens ist der Schein Wahrheit geworden ... ja, schon von diesem Augenblicke an fühle ich, daß das Glück des armen Hermann eine Wirklichkeit ist ... denn ich will ihm, ohne Uebertreibung, mit mehr Ernst meine Kräfte weihen!"

Als sie zu Mittag ihren Bräutigam wiedersah, war es ihre Absicht, ihn zu benachrichtigen, daß sie nach reiferer Ueberlegung ihren Entschluß in Betreff des Ramswiker Festes geändert hätte. Aber man war schon vom Tische aufgestanden, und noch immer hatte es ihr nicht gelingen wollen, die zarten Ausdrücke zu finden, welche sie nöthig zu haben vermeinte nach der so bestimmt ausge-

sprochenen Versicherung, daß „sie sich selbst Böses zufügen würde, wenn sie zu Hause bliebe."

„Darf ich nicht ein paar Worte mit Dir reden, meine theure Edith?" sagte der Graf, indem er seine Verlobte in die Bibliothek führte.

In der Hoffnung, zu Demjenigen, was sie selbst vorzuschlagen gedachte, überredet zu werden, wartete Edith, daß Hermann das etwas verlegene Stillschweigen unterbrechen würde, welches auf seine Worte gefolgt war.

„Geliebte Edith! Mit welcher Standhaftigkeit hast Du nicht allen Bitten widerstanden, um mir ein unsägliches Glück zu bereiten, und zu zeigen, daß Du meine Zufriedenheit und mein Wohlbefinden über Alles setzest ..."

„Guter Hermann! ich ..."

„Still, still! Du darfst kein Wort sagen, ehe ich ausgeredet habe!" sagte er mit Blicken, die von einem innern Triumph, einer heiligen Zärtlichkeit strahlten.

„So fahre denn fort!"

„Ich habe diesen Beweis Deiner Hingebung nicht annehmen können, ohne Dir zu zeigen, daß es auch mir ein Bedürfniß ist, meinen Geschmack dem Deinigen aufzuopfern."

„Du?"

„Ja ... vielleicht gebe ich mich der Einsamkeit allzu viel hin. Als Dein Beschützer in der Zukunft muß ich mich ja dennoch etwas in der Welt zeigen, denn Deine Jugend soll nicht in der Ehe ganz begraben werden: der Arm Deines Gatten soll keineswegs ein Kloster für Dich werden; darum will ich es versuchen, diese Apathie zu überwinden, und damit will ich morgen den Anfang machen, indem ich Dich nach Ramswik begleite."

Der Graf sagte dieses mit einer so einfachen Würde, und es lag so viel wahre und reine Seelengüte in seiner Aufopferung, daß Edith's Augen vor Bewunderung und Dankbarkeit glänzten,

als sie ihm mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Zärtlichkeit die Hand reichte.

Welch ein Beispiel war nicht sein Entschluß für sie, die für alles Edle und Schöne schwärmte!

Und der Entschluß wurde auch wirklich ausgeführt.

Vierzigstes Kapitel.

Das Fest.

Ramswik gehörte nicht zu jenen alten aristokratischen Herrensitzen, welche bei Banketten eine endlose Reihe von großen Sälen und tiefen Gemächern darbieten.

Ramswik war nur ein kleiner, netter Hof mit einem schönen Herrenhause, dessen ganze jetzt erleuchtete Façade sehr einladend aussah; und nicht weniger einladend und angenehm war es im Innern von dem festlich geschmückten Tanzsaale an bis zu dem kleinen Schenkzimmer, wo Lovisa Berntson in ihrem neuen „Bollbußlin-Kleide", einem Geschenk des theuren „Bichael", stand und servirte, während sie in ihrem Herzen sehr viel nachdachte über die wichtigen Fragen, wie viel Zeit sie wohl übrig haben würde, um sich im Tanzsaale aufzuhalten, und auf wie viele Tänze sie da wohl zu rechnen haben könnte. Gewiß würde der gute und muntere Rittmeister es nicht vergessen, daß sie ihm „so banchen Knopf an seinen Westen, so banchen Haken an seinen alten Borgenrock" genäht hätte . . . .

In den beiden Zimmern zwischen dem Tanzsaale und der Schenkstube schwebten die glänzenden Gäste auf und ab. Man plauderte, scherzte, complimentirte, verläumdete einander wie gewöhnlich, während man von Zeit zu Zeit die schönen Arrangements der Wirthsleute pflichtschuldigst bewunderte, und nicht be-

greifen konnte, welche Zauberkraft sich immer auf Ramswik offenbarte.

Es war gewiß eine Thatsache (so meinten Einige), daß die Freiherrin keine Schönheit länger war — wenn sie dies je einmal gewesen — und daß der Baron eigentlich *niemals* auffallende Gesellschaftstalente gehabt; die Zimmer waren ebenfalls nicht so groß, daß nicht mancher Andere sie größer hätte, und die Soupés (in dieser Hinsicht mußte man ihnen Gerechtigkeit angedeihen lassen) auf keine Weise überlastet. Trotz alle dem waren die Feste auf Ramswik so merkwürdig belebt, daß man sich stets nach der Zeit sehnte, wann sie gegeben wurden.

„Aber," flüsterte ein junges Fräulein ihrer Nachbarin zu, „die Feste beim Baron G. sind dennoch gar nichts im Vergleich mit denen, die in der großen Prachtwohnung auf Dagby gegeben wurden, als der Hofrath noch lebte. Darauf kam erst die Trauer und dann die Verlobung des Fräuleins Edith. Dort sind im vorigen und in diesem Winter nur kleine Gesellschaften gewesen."

„Und etwas Anderes wird es auch wohl nicht geben, wenn nicht bei Edith's Hochzeit," entgegnete die Nachbarin, ebenfalls eine der ehemaligen Ballköniginnen auf Dagby; „denn," fuhr sie lachend fort, „Edith hat sich ihrem gespensterhaften Bräutigam ganz so verschworen, wie man sich in alten Tagen den bösen Mächten verschwor."

„Ja wohl, meine Liebe; doch das ist ihr eigener Fehler: *ich* würde ihn auf eine andere Art behandelt haben!"

„O, Du bildest Dir ein, daß er ein Mann ist, den man führen kann, wohin man will; nein, glaube das nicht, wenn es auch wirklich den Anschein hat, als könnte sie ihn um den Finger wickeln. Mein Gott, welches unheimliche Leben führt sie jetzt, sie, die früher mit bei allen Vergnügungen war! Und wie viele Geschichten sind nicht von ihm im Gange! Man kann sich wirklich krank darüber lachen, wenn Baron Linden ihn nachahmt, unter andern, wenn er bisweilen hinaus in Gesellschaften soll. Man sagt, er sei so

„Nun, wohlan! was weiter?"

„Werden Sie nur nicht böse, wenn ich allzu aufrichtig rede!"

„O nein, das gehörte ebenfalls zu den alten Gewohnheiten — jetzt bin ich viel zu ruhig, um mich reizen zu lassen, besonders durch Etwas, das mir in guter Absicht gesagt wird."

„Dann, mein Fräulein, will ich ohne Furcht, Sie zu beleidigen, fragen, ob nicht ein Mädchen Demjenigen, welchen Sie erkoren hat, ihre Zuneigung auf eine bessere und für ihn glücklichere Weise zeigen kann, als dadurch, daß sie einer Menge von unbeschäftigten Zungen Veranlassung gibt, sich mit ihren Angelegenheiten zu beschäftigen?"

Edith erröthete stark.

„In dieser Sache," sagte sie leise, „glaube ich, daß Hermann anders denkt ... Aus welchem Grunde aber könnten diese kleinen, so sehr getadelten Beweise der Zuneigung für ihn nicht glücklich sein?"

„Aus dem einfachen, daß er dereinst — wenn sie ihm nicht mehr geschenkt werden — eine peinigende Leere fühlen wird."

„Nichts Anderes? ... Eine solche Leere wird ihm wahrscheinlich gespart werden."

„Ach, glauben Sie das nicht, Fräulein Edith ... Wenn Sie selbst rücksichtlich dieser Absonderung nicht länger mit ihm sympathisiren, so kehren Sie zurück zu dem frohen Leben und kommen vielleicht in demselben Verhältnisse Ihrem Schaden wieder nach. Dann wird Graf Hermann unglücklich: er kann über keine Sympathien zu Gunsten der neuen Reform gebieten, er kann nur darüber seufzen, daß sein Glück aufgehört hat."

„Herr Helmer, Sie sind ein allzu ängstlicher Prophet!" sagte sie halb gezwungen, halb betrübt. „Doch fahren Sie fort .... ich stelle mir vor, daß ich die Vorlesung einer moralischen Betrachtung höre, und erwarte, daß diese, wie alle solche Betrachtungen, auf eine gute und klare Hülfsquelle hinweisen wird."

„Gnädiges Fräulein, ich will Sie einzig und allein auf Ihr

eigenes klares Urtheil verweisen und Sie bitten, dieses nicht zu unterdrücken!"

„Was könnte mir denn mein eigenes Urtheil rathen, vorausgesetzt, daß es nicht unterdrückt wäre?"

„Daß Sie bisweilen, aber nicht immer, dem Grafen ein Vergnügen, einen Einfall oder dergleichen, das ihn von Ihrer Zärtlichkeit überzeugen könnte, aufopferten ... Diese Beweise Ihrer Zuneigung würden dann seinem Herzen ebenso viele theure Feiertage werden."

„Wenn mein Urtheil sich so ausdrückt, so können wir gerne gestehen, daß nicht viele Eigenliebe darin liegt, sonst hätte ich gewiß dieses „dann" ausgeschlossen, welches die Absicht zu haben scheint, mich zu überzeugen, daß die erneuerten Beweise meiner Gunst die Stunden der Festtage leicht zu einer Gewohnheit machen könnten."

„Ich vermuthe, daß man sogar im Himmel an die Seligkeit gewöhnt wird."

„Ach so, Herr Helmer, Sie vermuthen das! Aber das ist ja abscheulich!"

„Wie so?"

„Nichts mehr hoffen, nichts mehr genießen zu können!"

„Sie sprechen da eine sonderbare Definition der Gewohnheit aus, mein Fräulein. Was wenigstens die irdische betrifft, so liegt im Gegentheil darin — wenn von einem großen Glück die Rede ist — die stille Hoffnung, daß das Angenehme derselben nicht unterbrochen werden möchte."

„Nun, das ist ja Alles gut!"

„Vielleicht dennoch nicht so ganz gut; denn die Gewohnheit erzeugt unbewußt Forderungen; diese verbergen sich in der Hoffnung, und ferner ...."

„Ferner?"

„Ferner könnte es sein, daß, während die Forderungen an-

wachsen, Sie eines Tages fänden, daß Sie nichts mehr zu geben haben."

„Nun gut, ist man bankerott, so ist ja Alles aus!"

Bei diesen Worten warf Edith sich nachlässig auf das Sopha und fuhr mit dem Schnupftuche hin und her über das flammende Antlitz.

Helmer zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber er betrachtete das junge Mädchen mit einem Blick der tiefsten und ernsthaftesten Theilnahme.

Es war ein schneidender Gegensatz zwischen seinem Blick, seiner ruhigen Miene und den stürmischen Bewegungen, die seine Brust hoben.

Weil *sie* jedoch nur das Aeußere seines Wesens sah, so hatte er die Kraft, das Gespräch fortzusetzen, in der Hoffnung, daß es ihr nützlich werden könnte. Und wegen der Hoffnung, ihr nützlich zu werden, war ihm jedes Opfer gleichgültig.

„Fräulein Edith! Verzeihen Sie, wenn ich, verleitet von meiner innigen Freundschaft gegen Sie, sage, daß solche Worte äußerst schmerzhaft zu hören sind!"

„Wie so?" fiel sie heftig ein.

„Die Braut, welche im Stande ist, vorauszusetzen, daß sie an Zuneigung bankerott werden kann, hat nicht den wahren Vorsatz, das Glück ihres künftigen Gatten zu bereiten."

„Und ... Das können Sie von mir sagen!"

„Das kann ich von jedem Menschen sagen, der sich auf diese Weise in diesem Verhältnisse äußert. Das Jagen nach einem Scheine, welcher der Wahrheit ähnlich sieht, ist nicht die Wahrheit selbst; diese ist so einfach, daß es keiner *Bemühung* bedarf, sie zu finden."

„Das mag so sein: wenn nun aber gerade in diesem Jagen ein Verlangen liegt, zu .... mit *einem* Worte: die Wahrheit läßt sich auf verschiedene Weise suchen — warum sollte sie sich denn nicht auch auf diese Art erreichen lassen?"

„Sie läßt sich auch so erreichen, daran zweifle ich nicht: da-

mit jedoch die künstliche Wahrheit in eine wirkliche übergehe, ist es nöthig, daß man prüft, ob der Grund sicher ist, worauf sie ruht. Die geringste Verrenkung zerstört das ganze Werk, und hier läßt sich nicht nachbessern. Um aber die Bildersprache ganz zu verlassen: wer einen wirklichen, nicht einen eingebildeten Willen besitzt, ein gewisses Ziel zu erreichen, der nehme sich in Acht, daß er nicht zu Anfang seiner Arbeit allzu eilfertig zu Werke geht, denn dann sieht es aus, als ob man blind und gleichgültig, ob es hält oder bricht, darauf losgeht ... Eine zarte Sorgfalt, eine bedächtige Prüfung dessen, was die Unternehmung von uns heischt, ein gerechtes Abwägen unserer Kräfte, damit sie uns an das Ziel tragen, sehen Sie, das wird erfordert, wenn wir dieses erreichen wollen, und nur die Schwäche läßt ihr Ziel auf halbem Wege fahren."

„Dank!" sagte Edith, indem sie sich mit sichtlich wieder erlangter Ruhe erhob. „Dieser Unterredung werde ich gedenken... werde sie nie vergessen, und ... und denken Sie nicht mit Schmerz an meine unüberlegte Aeußerung — sie war nur auf den Lippen!"

Sie verneigte sich leicht und verließ schnell das Zimmer. . .

. . . .

Hätte Helmer ahnen können, daß sie noch einige Augenblicke im Vorzimmer verweilte, daß sie durch die nicht ganz geschlossene Thür einen forschenden Blick zurückwarf, so würde er sich gehütet haben, aus der Rolle seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung zu fallen.

Doch nun, da er meinte, er wäre allein und würde von Niemand gesehen, nahm er das Schnupftuch, welches Edith vergessen, und welches noch vor einem Augenblicke ihre erröthenden Wangen verborgen hatte; drückte dasselbe mehrmals an seine Lippen und warf sich dann auf das Sopha, wo er das Gesicht in dem Kissen verbarg, auf welchem ihr Haupt geruht hatte. . . . . . .

Eine verzehrende Glut brannte in Edith's Adern, als sie, von Angst gejagt, die Treppe hinauf in ihr Zimmer flog.

Jetzt aber tobte sie nicht, wie ehemals bei einer starken Ge-

müthserschütterung, sie fiel nicht in eine Extase der Verzweiflung. Zwar sank sie fast leblos auf einen Stuhl, aber sie behielt dennoch Fassung genug, um zu sich selbst sagen zu können:

„Aus kleinlichem Hochmuth entsagtest Du dem Himmel! ... Aus einer unwürdigen Laune, erzeugt von dem Bedürfnisse, Dir selbst zu entfliehen, da Du in Versuchung geriethest, den Hochmuth zu überwinden, gabst Du das Gelübde Deiner Hand und Deiner Treue einem Manne, den Du niemals lieben kannst. Das Alles ist geschehen ... und nur die Schwäche läßt ihr vorgestecktes Ziel auf dem halben Wege fahren.

„O!" fuhr sie fort, indem einige Thränen leise auf die Hand fielen, welche die Augen beschatteten, „wie habe ich ihn doch verkannt! Welche Liebe, welche Aufopferung, welche Selbstbeherrschung in seinem ganzen Benehmen! Und wie beseligend ist es dennoch im Schmerze, Gewißheit zu besitzen — die Hoffnung zu haben, daß ein solches Verhältniß fortdauern wird!

„Die Dauer" — flüsterte sie mit erstickter Stimme, indem sie aufstand und mit schnellen Schritten auf und ab ging — „die Dauer ist aber doch nur kurz ... der Mai kommt ... und dann ... ja, dann will ich zeigen, daß ich nicht blind vorwärts geeilt bin. Dann wenigstens ist der Schein Wahrheit geworden ... ja, schon von diesem Augenblicke an fühle ich, daß das Glück des armen Hermann eine Wirklichkeit ist ... denn ich will ihm, ohne Uebertreibung, mit mehr Ernst meine Kräfte weihen!"

Als sie zu Mittag ihren Bräutigam wiedersah, war es ihre Absicht, ihn zu benachrichtigen, daß sie nach reiferer Ueberlegung ihren Entschluß in Betreff des Ramswiker Festes geändert hätte. Aber man war schon vom Tische aufgestanden, und noch immer hatte es ihr nicht gelingen wollen, die zarten Ausdrücke zu finden, welche sie nöthig zu haben vermeinte nach der so bestimmt ausge-

sprochenen Versicherung, daß „sie sich selbst Böses zufügen würde, wenn sie zu Hause bliebe."

„Darf ich nicht ein paar Worte mit Dir reden, meine theure Edith?" sagte der Graf, indem er seine Verlobte in die Bibliothek führte.

In der Hoffnung, zu Demjenigen, was sie selbst vorzuschlagen gedachte, überredet zu werden, wartete Edith, daß Hermann das etwas verlegene Stillschweigen unterbrechen würde, welches auf seine Worte gefolgt war.

„Geliebte Edith! Mit welcher Standhaftigkeit hast Du nicht allen Bitten widerstanden, um mir ein unsägliches Glück zu bereiten, und zu zeigen, daß Du meine Zufriedenheit und mein Wohlbefinden über Alles setzest ..."

„Guter Hermann! ich ..."

„Still, still! Du darfst kein Wort sagen, ehe ich ausgeredet habe!" sagte er mit Blicken, die von einem innern Triumph, einer heiligen Zärtlichkeit strahlten.

„So fahre denn fort!"

„Ich habe diesen Beweis Deiner Hingebung nicht annehmen können, ohne Dir zu zeigen, daß es auch mir ein Bedürfniß ist, meinen Geschmack dem Deinigen aufzuopfern."

„Du?"

„Ja ... vielleicht gebe ich mich der Einsamkeit allzu viel hin. Als Dein Beschützer in der Zukunft muß ich mich ja dennoch etwas in der Welt zeigen, denn Deine Jugend soll nicht in der Ehe ganz begraben werden: der Arm Deines Gatten soll keineswegs ein Kloster für Dich werden; darum will ich es versuchen, diese Apathie zu überwinden, und damit will ich morgen den Anfang machen, indem ich Dich nach Ramswik begleite."

Der Graf sagte dieses mit einer so einfachen Würde, und es lag so viel wahre und reine Seelengüte in seiner Aufopferung, daß Edith's Augen vor Bewunderung und Dankbarkeit glänzten,

als sie ihm mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Zärtlichkeit die Hand reichte.

Welch ein Beispiel war nicht sein Entschluß für sie, die für alles Edle und Schöne schwärmte!

Und der Entschluß wurde auch wirklich ausgeführt.

Vierzigstes Kapitel.

Das Fest.

Ramswik gehörte nicht zu jenen alten aristokratischen Herrensitzen, welche bei Banketten eine endlose Reihe von großen Sälen und tiefen Gemächern darbieten.

Ramswik war nur ein kleiner, netter Hof mit einem schönen Herrenhause, dessen ganze jetzt erleuchtete Façade sehr einladend aussah; und nicht weniger einladend und angenehm war es im Innern von dem festlich geschmückten Tanzsaale an bis zu dem kleinen Schenkzimmer, wo Lovisa Berntson in ihrem neuen „Bollbußlin-Kleide", einem Geschenk des theuren „Bichael", stand und servirte, während sie in ihrem Herzen sehr viel nachdachte über die wichtigen Fragen, wie viel Zeit sie wohl übrig haben würde, um sich im Tanzsaale aufzuhalten, und auf wie viele Tänze sie da wohl zu rechnen haben könnte. Gewiß würde der gute und muntere Rittmeister es nicht vergessen, daß sie ihm „so banchen Knopf an seinen Westen, so banchen Haken an seinen alten Borgenrock" genäht hätte . . . .

In den beiden Zimmern zwischen dem Tanzsaale und der Schenkstube schwebten die glänzenden Gäste auf und ab. Man plauderte, scherzte, complimentirte, verläumdete einander wie gewöhnlich, während man von Zeit zu Zeit die schönen Arrangements der Wirthsleute pflichtschuldigst bewunderte, und nicht be-

greifen konnte, welche Zauberkraft sich immer auf Ramswik offenbarte.

Es war gewiß eine Thatsache (so meinten Einige), daß die Freiherrin keine Schönheit länger war — wenn sie dies je einmal gewesen — und daß der Baron eigentlich niemals auffallende Gesellschaftstalente gehabt; die Zimmer waren ebenfalls nicht so groß, daß nicht mancher Andere sie größer hätte, und die Soupés (in dieser Hinsicht mußte man ihnen Gerechtigkeit angedeihen lassen) auf keine Weise überlastet. Trotz alle dem waren die Feste auf Ramswik so merkwürdig belebt, daß man sich stets nach der Zeit sehnte, wann sie gegeben wurden.

„Aber," flüsterte ein junges Fräulein ihrer Nachbarin zu, „die Feste beim Baron G. sind dennoch gar nichts im Vergleich mit denen, die in der großen Prachtwohnung auf Dagby gegeben wurden, als der Hofrath noch lebte. Darauf kam erst die Trauer und dann die Verlobung des Fräuleins Edith. Dort sind im vorigen und in diesem Winter nur kleine Gesellschaften gewesen."

„Und etwas Anderes wird es auch wohl nicht geben, wenn nicht bei Edith's Hochzeit," entgegnete die Nachbarin, ebenfalls eine der ehemaligen Ballköniginnen auf Dagby; „denn," fuhr sie lachend fort, „Edith hat sich ihrem gespensterhaften Bräutigam ganz so verschworen, wie man sich in alten Tagen den bösen Mächten verschwor."

„Ja wohl, meine Liebe; doch das ist ihr eigener Fehler: ich würde ihn auf eine andere Art behandelt haben!"

„O, Du bildest Dir ein, daß er ein Mann ist, den man führen kann, wohin man will; nein, glaube das nicht, wenn es auch wirklich den Anschein hat, als könnte sie ihn um den Finger wickeln. Mein Gott, welches unheimliche Leben führt sie jetzt, sie, die früher mit bei allen Vergnügungen war! Und wie viele Geschichten sind nicht von ihm im Gange! Man kann sich wirklich krank darüber lachen, wenn Baron Linden ihn nachahmt, unter andern, wenn er bisweilen hinaus in Gesellschaften soll. Man sagt, er sei so

menschenscheu, daß er selbst auf der Landstraße, um nur keinen Menschen zu sehen, in einem kleinen, sorgfältig verschlossenen Hause reist — das, versteht sich, mit Rädern versehen ist."

„Abscheulich! Sollte sie wohl heute Abend hieher kommen?"

„Wie kannst Du nur daran denken! Sie sitzt zu Hause und füttert ihren Wehrwolf mit Liebkosungen, damit er sie nicht beißt. Nun, nun, jetzt war ich vielleicht ein wenig garstig. Aber wahrhaftig, bisweilen sieht er so finster, verschlossen und langweilig aus, daß man gerne glauben möchte, er hätte große Lust, wenigstens Alle zu beißen, welche nach Dagby kommen."

„Was meinst Du aber wohl, daß dies hier zu bedeuten hat? Der muntere Rittmeister, der den Grafen den Geist in Hamlet zu nennen pflegt, wird jetzt große Augen machen .... Siehe dorthin!"

„Alle Heilige! was bedeutet das? ... Die Hofräthin in dem gewöhnlichen königlichen Staate mit der schnippischen Olga! Und Edith blendend schön wie Frau Hebe selbst an dem Arme des ... Ritters Alonzo! ... Ich betheure, dieser berühmte Held ist aus seinem Grabe auferstanden, um Imogene die Schöne zurückzufordern."

„Armer Graf, kein Mensch kann sagen, daß er übel aussieht! Aber wie verlegen und unbeholfen sieht er aus — er thut mir wirklich leid ... Sahst Du den Blick, den Edith ihm gab? der war so schön und könnte wirklich aufmunternd genannt werden: er lächelt, er sucht seine Verlegenheit zu besiegen — jetzt geht's ja superb! ... Hier haben wir Wirth, Wirthin und Präsentation, aimable Knixe und steife Verbeugungen ... und jetzt ist, Gottlob, der Hafen erreicht hinter dem Stuhle der schönen Imogene: mit dem Ofen im Fond paßt dieser Platz vortrefflich — ich will hingehen, um Edith guten Abend zu sagen, so kann ich ihn mir ordentlich besehen."

Ehe jedoch das kleine Fräulein mit der gesprächigen Zunge

dieses Manöver ausführen konnte, stand schon eine andere Person an Edith's Seite.

Es war der Rittmeister.

Als einen Beweis, daß der Mann mit allen Titeln und allen Talenten nicht immer über seine berühmte Vielseitigkeit gebieten konnte, sehen wir nun, wie er, der mit so vieler Leichtigkeit alle Rollen annehmen konnte, nur mit Mühe im Stande war, seine eigene zu spielen, ja, mit solcher Mühe, daß er mehrere Minuten brauchte, ehe er einen wortkargen Glückwunsch über das Vergnügen, Fräulein Sternfelt wiederzusehen, hervorzubringen vermochte.

Für Denjenigen, der den Charakter des Rittmeisters kannte, war es leicht, zu sehen, daß sein Herz weit tiefer und ernster verletzt worden, als man es bei einem Manne mit seinem Charakter für möglich zu halten geneigt war. Doch litt es keinen Zweifel, daß er die Absicht hatte — wenn er nur erst recht hinein kommen könnte — die Wunde unter der Narrenkappe zu verbergen; denn er würde untröstlich gewesen sein, wenn Jemand von ihm geglaubt hätte, er habe Edith seine Cour in einer andern Eigenschaft gemacht, außer in der eines pfiffigen Speculanten auf die zweimalhunderttausend Reichsthaler, welche dereinst ihr Erbtheil werden sollten . . . ohne Erfolg sich um dies beworben zu haben, das war keine Schande.

Er redete also über sein Vergnügen, das Fräulein Sternfelt wieder zu sehen. In der Bemühung, seine Gemüthsbewegung zu verbergen, vergaß er der ganzen Verwandtschaft, welche er so glücklich improvisirt hatte.

„Was bedeutet das, Herr Rittmeister?" fragte Edith munter; „entsagen Sie so ohne alle Umstände der Cousinage? Nun, wenn ich das geglaubt hätte, so würde ich gewiß niemals darein gewilligt haben. Das heißt nicht nur mich compromittiren, sondern auch, was noch schlimmer ist, meine Macht. Was meinst Du wohl,

mein Lieber" — sie wendete sich mit einer schnellen und anmuthigen Bewegung an ihren Verlobten — „Du mußt wissen, zu jener Zeit, da der Herr Rittmeister und ich noch in der Cousinage standen, gab er mir auch den Titel einer Königin."

„Und jetzt fürchtest Du, mit dem einen Titel auch den andern zu verlieren?" sagte der Graf. Aber sein Lächeln war hierbei so leer, daß man sehr gut sehen konnte, wie dieser Ton eine Art von geheimer Tortur für ihn war.

„Der Verlust eines Unterthanen ist sehr gering, wenn die Königin einen Selbstherrscher gewonnen hat, und alle Könige sind Selbstherrscher!" fügte der Rittmeister hinzu mit einem Lächeln, das frei und munter sein sollte, aber doch einen unangenehmen Anstrich von Sarcasmus erhielt.

Gleich darauf entfernte sich der „junge, muntere Mann" mit dem Vorgeben, er habe bei den Tableaux, die arrangirt werden sollten, etwas zu thun; doch verließ er das Zimmer nicht, ehe er die Hofräthin (welche er gnädige Tante zu nennen nicht vergaß) complimentirt und die Cousine Olga zu dem ersten Walzer engagirt hatte.

„Sieh da, ein Feind unseres Glückes!" — er sagte unseres, der gute Graf: „ein verschmähter Liebhaber wird selten ein Freund."

„Dennoch ereignet es sich wohl zuweilen mit edleren Naturen. Das darf man aber von unserm Rittmeister wenigstens jetzt noch nicht erwarten."

„Ich verlange es von Keinem," antwortete Hermann mit leisem Flüstern; denn ich würde keinen ruhigen Augenblick haben, wenn ich wüßte, daß irgend Jemand, der früher Liebe gegen Dich gezeigt hat, Dich jetzt seine Freundin nennte und mit Dir als mit einer solchen umginge."

„Aha, mein Lieber, Du verräthst da einen Fehler, von dem ich nichts gewußt habe, eine kleine Neigung zur Eifersucht!"

„Kann man lieben ohne Eifersucht?"

„Das sollte ich meinen."

„Laß uns über diesen Gegenstand hier nicht reden! ... Du denkst natürlicher Weise zu tanzen?"

„Ja, das versteht sich!"

Edith verstand zwar den eigentlichen Sinn der Frage, doch da sie sich ihrer jetzt festgestellten Principien erinnerte, mit den Reformen nicht zu eilen, die Aufopferungen nicht zu einer Gewohnheit zu machen, so stellte sie sich, als merkte sie gar nichts, obgleich sie wirklich mit vielem Vergnügen von dem Tanze befreit gewesen sein würde.

Der Graf antwortete nur mit einem Seufzer, und gleich darauf folgte ein neuer Seufzer, als Edith ein Engagement nach dem andern annahm.

Ein Geräusch an der Thür des Speisesaales, der jetzt zu einer Art von Theatersalon verwandelt und decorirt worden war, gab das erste Signal zu der Eröffnung des Festes. Gleich darauf zeigte sich der Wirth selbst. Munter, roth, eifrig und mit jener Miene von Geschäftigkeit, die mit dergleichen Anordnungen auf dem Lande gewöhnlich verbunden ist, zeigte er an, daß Alles in Ordnung wäre.

Eine ganze Reihe von schönen Tableaux nahm nun die Bewunderung der Gäste in Anspruch, und der kleinen gnädigen Frau von Glanberg wäre vor Entzücken das Herzchen fast gesprungen bei der Furore, welche sie in jeder Scene machte, worin sie sich zeigte ... und es ist immer eine große Erleichterung der Qualen, Anerkennung zu finden, wenn auch nicht Alle verstehen, was Reiz und Liebenswürdigkeit eigentlich ist.

Endlich war noch ein Tableau übrig.

Edith, welche sowohl der Gemälde, als auch der unaufhörlichen Wiederholung der einförmigen Phrasen „charmant! superb! ach, entzückend!" u. s. f. müde geworden war, hatte sich eben zu dem Grafen Hermann gewendet, um seine Meinung zu hören, als der Vorhang wieder aufging, ohne daß Jemand seinen Beifall laut zu erkennen gab.

„Ha!" rief der Graf leise aus.

Edith wendete sich wieder um, fuhr aber in demselben Augenblicke so heftig auf, daß der Bräutigam sich erschreckt zu ihr herab bückte.

Doch bekam er Edith's Gesicht, auf welchem zwei Blumen von dunklem Purpur sich plötzlich zeigten, nicht zu sehen. Ihre Augen warfen unverwandt ihren funkelnden Glanz auf die Scene.

Dieses Gemälde, welches einen so großen Eindruck hervorgebracht hatte, daß es im Saale still geworden war, stellte den Marius im Gefängnisse dar und zwar in dem Augenblicke, da der Cimber, welcher hingeschickt ist, ihn zu morden, ergriffen von der stillen Ruhe und der beherrschenden Hoheit in dem Gesichte des Marius, den Dolch wegwirft. Es war unmöglich, etwas Täuschenderes zu sehen, als den gefallenen römischen Helden, sitzend auf einem Absatze der hervorspringenden Mauer seines Gefängnisses — dieses Gefängnisses, das sein Vaterland ihm zur Belohnung seiner großen Dienste gegeben hatte.

Der Ausdruck in dem kraftvollen und erhabenen Antlitze des Marius, sowie auch in seiner ganzen Stellung, war so, wie man ihn bei Demjenigen ahnen konnte, der mit der Gunst des Volkes nicht das Zeugniß seines Innern von Dem, was er eben diesem Volke gewesen, und was er noch jetzt in seinen eigenen Augen ist, verloren hat. Selbst in der Art, wie sein dunkler Mantel in Falten um ihn geschlungen war, glaubte man die bewußte Hoheit zu entdecken, die keine Bewegung machen kann, ohne den wirklichen Patricier zu verrathen.

Erst nachdem der Vorhang gefallen war, brachen die lebhaften Beifallsäußerungen hervor; doch wie oft man auch da Capo rief, so ließ sich Marius nicht wieder sehen, und erst da man sich im Tanzsaale sammelte, trat sein Repräsentant herein.

„Das war eine ganz unvergleichliche Ueberraschung, eine höchst interessante Ueberraschung, mein bester Herr Helmer," rief die Hofräthin, und winkte ihren bewunderten Bruksverwalter zu

sich. „Wie in aller Welt ging das zu? Sie waren ja zu Hause, als wir abfuhren!“

„Ich hatte auch nicht die Absicht, zu kommen, doch ein überredendes Billet des Barons bewirkte heute Nachmittag eine Veränderung. Man ist immer schwach, wenn man unentbehrlich genannt wird, und da der Baron G. keine andere Hauptfigur für sein Tableaux hatte, wovon er schon früher mit mir geredet, so mußte ich kommen.“

„Aber warum reisten Sie denn nicht mit uns?“

Helmer erröthete ein wenig: es würde ungemein schwer gewesen sein, das „Warum“ der Hofräthin zu beantworten; denn, hätte er sich an die Wahrheit halten wollen, so hätte er sagen müssen: „ich wollte mich nicht entschließen, bevor ich mich mit eigenen Augen überzeugt hatte, ob Edith wirklich fuhr — eine Aenderung in ihrem Entschlusse wäre so leicht möglich gewesen, für mich wäre es aber nicht möglich gewesen, eine Aenderung zu treffen, wenn ich vorher gesagt hätte, daß ich zu reisen gedächte.“

Laut sagte er: „Ich konnte mich erst im letzten Augenblicke entschließen, aber es ging um so schneller, nachdem der Entschluß einmal gefaßt war, denn ich war eine Viertelstunde nach den Herrschaften hier.“

„Und meine gute Octavie sitzt zu Hause, um den Patienten zu pflegen!“

Die Hofräthin drohte mit dem Finger.

„Es ist nicht mein Fehler,“ entgegnete er lächelnd, „daß die gnädige Frau und Mamsell Octavie beschlossen haben, mir alle Arten von Kränklichkeiten aufzubürden: das Gewisse bei der Sache ist, daß ich selbst keine einzige kenne.“

Jemand von den großen Celebritäten kam nun, um Helmer zu becomplimentiren; er wurde von der Seite der Hofräthin in demselben Augenblicke gerissen, da der Walzer aufgespielt wurde ... Der Ball nahm seinen Anfang.

Immer die Erste durch ihre Schönheit, ihren Reichthum, ihren

überstrahlenden Glanz, schwebte Edith an dem Arm eines mit Orden geschmückten Officiers in den Reihen des Tanzes. Ihr stolzer, geschmeidiger Wuchs, ihre üppigen Formen, leicht umhüllt von dem himmelblauen, mit weißen eingewebten Blumen gezierten Atlaßkleide, dessen weiter Besatz an der einen Seite von einem geschmackvollen Blumenstrauße getragen wurde, schien so recht für diese anmuthigen und lebhaften Bewegungen geschaffen zu sein. Und ihr Antlitz, auf welchem unter den Blitzen einer funkelnden Begeisterung, einer lebensvollen Fröhlichkeit eine sehnsüchtige Melancholie hervorschimmerte, hatte noch nie ein so blendendes Colorit gehabt, so wie auch ihre bernsteinfarbigen Locken nie eine so reiche Pracht gezeigt hatten; sie warfen die Flammen zurück, welche die Lichter auf die Smaragde des Stirngeschmeides streuten.

Graf Hermann hatte sich in einen Winkel zurückgezogen, er fühlte sich nicht allein genirt, sondern ganz aus seiner gewöhnlichen Lage gerissen; jedes Wort, womit er die Bemühungen der frohen Gäste, ihn wenigstens in ein Gespräch zu ziehen, erwiederte, war gezwungen, und in Folge dessen erhielt er eine ganze Legion von Zungen gegen sich.

Anfangs kam er nach jedem Tanze regelmäßig zu seiner Braut, und sie lächelte und plauderte freundlich mit ihm. Aber obgleich sie von Herren umgeben war, obgleich sie mit Allen kokettirte und scherzte, sah es dennoch so aus, als ob sie bisweilen einen so fremden, kalten und gleichgültigen Blick um sich werfe, daß der Graf fühlte, wie sein Herz fror; ja dieses Herz starrte noch mehr, als er sich einbildete, daß ihre Augen mit einem suchenden Ausdruck den Saal durchflogen – doch das konnte wohl nicht sein, denn dieser suchende Blick traf ja ihn nicht.

Bald aber vermochte er seinen Stern nicht mehr zu suchen – es schwindelte vor seinen Augen.

Der Lichtschimmer, welcher in den Facetten der Kronleuchter zitterte, die Musik, das Geräusch des Tanzes, der Duft der Blumen, die fliegenden Locken und flatternden Kleider der tanzenden

Damen, Alles vermischte sich zu einem bachanalischen Tanze von Furien.

Er war nahe daran, zu fallen, und würde auch vielleicht gefallen sein, wenn nicht Helmer, welcher ihn nie aus den Augen verloren hatte, vorgetreten wäre, ihn leise berührt und ihm mit einer Stimme der herzlichsten Theilnahme zugeflüstert hätte:

„Wenn Sie befehlen, Herr Graf, so suchen wir einen Hafen in einem andern Zimmer, wo es nicht so warm ist!“

Mit einem behaglichen Gefühle, nicht ganz verlassen zu sein — er hatte die vielen Winke der Hofräthin nicht bemerkt, die artige Einladung des Wirthes zum Spieltische nicht gehört — ergriff er heftig Helmer's Arm und sagte:

„Ja, führen Sie mich hinweg von hier ... diese Luft ist tödtend, diese Musik, dieser Tanz teuflisch ... kommen Sie, kommen Sie!“

Und Arm in Arm wanderten sie durch den großen Saal in eines der Eckzimmer neben dem kleineren Besuchzimmer.

Aber welche Augen folgten ihnen wohl, welche Ohren vernahmen wohl selbst in dem Geräusche des Tanzes Worte, wie diese:

„Hat man wohl jemals zwei merkwürdigere Contraste gesehen? Wüßte man nicht, wer der Graf und wer der Bruksverwalter ist, so könnte man in Versuchung gerathen, einen verzeihlichen Fehlgriff zu thun!“

Es war die Braut, welche sah und hörte, welche die Gedanken der Uebrigen verstand und dieselben theilte, und welche nicht im Stande war, einen Seufzer zu unterdrücken, als sie ihren gebeugten, gelblich-bleichen Bräutigam, dessen Gesicht jetzt von innerer Pein schrecklich entstellt war, von dem hehren, in der Manneskraft blühenden Helmer, dem Alle einen huldigenden Blick schenkten, gestützt erblickte.

Doch trotz des Seufzers und der Gedanken eilte Edith, sobald der Tanz zu Ende war, in das Zimmer, in welchem er jetzt auf dem Sopha neben Helmer saß, der aber dem Fräulein augenblicklich seinen Platz abtrat.

„Mein guter Hermann! Das Alles macht Dir Pein, ich sehe es wohl, und ich mache es mir selbst zum Vorwurf, daß ich Dein Opfer annahm!"

Sie streichelte mit ihrer weißen Hand die bleiche Stirn des Bräutigams.

„Dank, o Dank!" flüsterte er. „Aber ich bin müde, so müde, daß Du es nicht übel nehmen darfst, wenn ich abreise!"

„Nein, das werde ich nicht; aber Du darfst nicht allein reisen, auch geht es wohl nicht gut an, daß ich .... diese dummen Förmlichkeiten mit allen unausstehlichen Prätentionen über das Passende und Unpassende, würden Ach und Weh schreien, aber ich eile hinein und rede mit der Mutter: ich hoffe, wir reisen Alle!"

„Wenn ich," sagte Helmer, „das Vergnügen haben darf, den Herrn Grafen zu begleiten, so bin ich augenblicklich bereit."

„Unmöglich! Kann ich nicht allein reisen, so bleibe ich hier. Das ist abgemacht, vollkommen abgemacht!"

Doch der Graf brauchte weder zu bleiben, noch auch allein zu reisen; denn jetzt entsann sich Edith mit Freuden, daß sie aus eigenem Antriebe Nilman gebeten hatte, nachzukommen ... und als Helmer, der sogleich hinaus eilte, um sich zu erkundigen, ob der unentbehrliche Nilman da wäre, mit der willkommenen Nachricht zurückkehrte, daß dem so wäre, so wurde der Graf schnell ebenso ruhig, wie ein Kind zu werden pflegt, das sich vor Gespenstern fürchtet und sich plötzlich wieder in der Nähe seiner Wärterin sieht.

Mit großer Zärtlichkeit, diesmal aber doch auch mit unverstellter Freude, nahm er Abschied von seiner Braut, die in dem leeren Zimmer so lange zurückblieb, bis Helmer, der den Grafen hinab begleitete, mit den letzten freundlichen Grüßen des Abgereisten zurückkehrte.

„Nein," sagte Edith, indem sie ihre eigenen Gedanken, nicht aber Helmer's Rede beantwortete, „ich sehe wohl, daß ich mich von diesen Zerstreuungen des Lebens entwöhnen muß — und das kann auch einerlei sein, der Verlust ist nicht so groß."

Ihr Ton hatte nicht seinen silberklingenden Wohllaut: er klang höhnisch.

„Aber,“ wendete er ein, „es schien mir, mein Fräulein, als wären Sie heute Abend sehr vergnügt gewesen!“

„Ja, versteht sich — sehr vergnügt — o, sehr, sehr vergnügt!“

Sie streifte mechanisch über die Juwelenbracelette, die ihren weißen, festen Arm umschloß; das Schloß sprang auf, der Schmuck fiel auf die Erde.

Helmer bückte sich schnell, hob ihn auf und reichte ihn ihr. In der Verwirrung begann sie selbst zu versuchen, ihn wieder zu befestigen, doch das Schloß wollte nicht fassen.

„Darf ich behülflich sein?“

Helmer sagte sich selbst, es würde lächerlich sein, wenn er sich diesem kleinen Höflichkeitsdienste entziehen wollte.

„Ich bin ihnen sehr verbunden!“

Sie reichte ihm den Arm hin.

Als er sich jedoch näher herab bückte, um das Schloß besser sehen zu können, und statt desselben diesen sammetweißen Arm mit seinen feinen blauen Adern und seiner Form — seiner Form! — sah, stieg ihm das Blut zu Kopfe, und so sehr er sich auch bemühte, so bekam er den Haken nicht in das Schloß. Er athmete schwer . . . seine Stirn berührte den Arm — noch einmal fiel die Bracelette auf die Erde.

„Geben Sie her!“ sagte Edith mit einem Schein von Ungeduld. „Ich will im Saale Jemand bitten, mir zu helfen!“

Sie riß Helmer den Schmuck aus der Hand und näherte sich eilfertig der Thür.

„Fräulein Edith! Einen Augenblick, wenn ich es wagen darf, Sie aufzuhalten!“

Sie stand still und wendete sich um.

„Ich habe noch nie das Glück gehabt, mit Ihnen zu tanzen, und in diesem Winter sollte ich eigentlich gar nicht tanzen; doch wenn . . . wenn Sie einen Walzer übrig hätten . . .?“

Man hörte es seiner Stimme an, so ruhig er sie auch zu machen versuchte, daß er noch unter dem Einflusse des Rausches stand.

„Nein, tanzen Sie nicht!" sagte Edith, welche der Gefahr instinktartig zu entgehen suchte, „verwischen Sie nicht den Ausdruck, welchen Marius zurückgelassen hat!"

Diesmal hatte jedoch Helmer keine Macht über seine Vernunft. Die unglückliche Bracelette war Schuld daran, daß er nur der Leidenschaft Gehör schenkte.

„O, einen einzigen armseligen Tanz könnte Fräulein Edith dem unbedeutenden Verwalter doch wohl schenken!"

„Wollen Sie es denn wirklich?"

„Ja!"

„Wohlan denn!" . . . Ihr Blick ruhte fast mit einem halben Vorwurf auf ihm; darauf fuhr sie kaum hörbar fort: „den, der auf diesen folgt!"

Sie eilte hinweg.

Jetzt sollte Edith mit dem Rittmeister walzen, der heute Abend so ganz außer seiner gewöhnlichen Laune war, daß Niemand ihm einen Einfall oder eine Citation zu entlocken vermochte . . . Er gab Müdigkeit nach der Reise vor und ließ es sich gar nicht anfechten, daß sowohl Wirth als Wirthin als auch die Gesellschaft es herzlich bedauerten, den interessanten Gesellschafter, Baron von Linden, vermissen zu müssen.

„Wie kann man so viele Beileidsbezeigungen entgegen nehmen, und dennoch nicht ein einziges seiner liebenswürdigen Talente zeigen?" fragte Edith, als sie im Tanze ruhten.

„Das ist ja bloße Politik, mein Fräulein! Auch Harlekin läßt das Publikum warten: durch diese Finte werden die Beifallsbezeugungen um so stürmischer, wenn er späterhin seinen Hokus-Pokus wieder macht."

„Welch ein Ehrgeiz!"

„Ja, jeder Mensch hat seine Ehrbegierde: der Eine figurirt

selbst als Thor und läßt die Welt über sich lachen, der Andere zieht das Marionettenspiel vor und schiebt einen andern Thoren vor sich her, damit die Welt zur Abwechslung einige Thränen vergießen kann — das Alles ist gleicher Dankbarkeit werth, und das Publikum wird gewiß auch das Eine ebenso gut zu schätzen wissen, wie das Andere."

Edith hielt es unter ihrer Würde, eine Antwort zu geben. Aber sie verstand, daß Derjenige, den die Gefühle in einem solchen Grade besinnungslos machten, daß er im Stande war, so bittere, kühne und beleidigende Worte auszusprechen, als ein Feind zu betrachten wäre — und als einen solchen betrachtete sie ihn auch von diesem Augenblicke an.

Die tiefe Bosheit des Rittmeisters würde auf Edith einen noch größeren Eindruck gemacht haben, wenn nicht ihre ganze Seele auf den Walzer gerichtet gewesen wäre, der auf diesen folgen sollte; und nachdem einige „ewig lange" Françaisen sich durch den gewöhnlichen Kreisgang geschleppt hatten, erklangen wieder, nicht die Straußischen Töne — diese hatten noch nicht angefangen zu entzücken und zu verzücken — sondern die Töne, welche damals das junge Blut elektrisirten.

Wer aber, außer Edith, selbst Herzklopfen bekam, das war die Hofräthin und die kleine gnädige Frau von Glanberg, als Helmer, den man am Spieltische glaubte, weil man ihn so lange nicht gesehen hatte, von einer bei ihm ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit strahlend zu Edith trat, und als diese sich augenblicklich erhob und ihre Hand in die seinige legte.

„Hm!" sagte die Hofräthin zu sich selbst: „das war etwas ganz Unerwartetes, ja, höchst Unerwartetes!" Die gnädige Frau konnte ihre Augen nicht von dem walzenden Paare abwenden.

Und welch ein Walzer!

Edith, umschlossen von Helmer's Armen, fast von ihm getragen, schwebte dahin, ohne irgend ein Bewußtsein zu haben, außer der dunklen berauschenden Seligkeit von dem Genusse des Augen-

blickes. Ihr kurzer, flammender Athem mischte sich mit dem seinigen. Helmer's Augen suchten und fanden die ihrigen – sein Arm erkühnte sich, ihre schlanke Gestalt fester zu umschließen . . . . Er fühlte sich beinahe vom Schwindel ergriffen.

Plötzlich aber stand er still.

„Ich will Sie an Ihren Platz zurückführen, bestes Fräulein!" sagte er mit unsicherer Stimme.

„Danke!" antwortete sie fast lautlos, und mit diesen Worten war der Walzer beendigt, ehe sie zweimal rundum getanzt hatten.

Dennoch hatte er lange genug gedauert, um sie Beide zu überzeugen, daß sie ihn niemals hätten beginnen sollen.

„Befandest Du Dich nicht wohl, liebe Edith? was war Dir, daß Ihr so bald aufhörtet?" fragten die geschäftigen Freundinnen. „O, er führte Dich göttlich! wie herrlich tanzt er! . . . oder wurde e r vielleicht krank?"

„Keines wurde krank!" antwortete Edith kurz und abweisend. „Aber ich bin so müde, daß ich heute Abend um keinen Preis mehr tanzen will."

Und sie tanzte auch an diesem Abende nicht mehr.

Einundvierzigstes Kapitel.

Federwolken.

Am Tage nach dem Balle auf Ramswik hatte Helmer eine Geschäftsunterredung mit der Hofräthin, deren Resultat war, daß eine längere Reise, die Helmer für Rechnung des Hüttenwerks erst gegen das Ende des Februar hätte antreten sollen, schon auf den folgenden Tag festgesetzt wurde. Er brauchte kaum die Nothwendigkeit der Beschleunigung zu beweisen — das Stabeisen und die Nägel konnten ja vielleicht im Fallen sein – so erklärte die Hof-

räthin sogleich ihren Beifall; und es war unmöglich, zwei Personen zu finden, die über die Wichtigkeit einer Angelegenheit einiger sein konnten, an welche doch Beide vorher gar nicht gedacht hatten.

„Der Mensch," dachte die Hofräthin, als sie wieder allein war, „hat an Verstand seines Gleichen gar nicht; er ist in hohem Grade zu schätzen! Sichtbarlich kam er gestern zu der Kenntniß seiner oder auch ihrer Schwäche . . . Nun, mit einem solchen Ehrgefühl ist leicht fertig zu werden. Ich werde ihm sagen, daß ich, von seiner Rückkehr an gerechnet, ihm seinen Lohn mit einigen hundet Reichsthalern zu erhöhen gedenke. Das verdient er!"

Edith wußte von gar nichts.

Sie hatte den ganzen Tag, wie Olga es höhnisch nannte, mit ihrem Verlobten getändelt. Der Graf lag, heimgesucht von Fieber, Kopfschmerzen, Unruhe, Mattigkeit und einem kleinen Anstrich von Ungeduld, auf dem Sopha in der Bibliothek. Die Ungeduld offenbarte sich darin, daß er jeder Bewegung Edith's mit den Augen folgte, wenn sie sich nur der Thüre näherte.

„Du gehst immer von mir hinweg!" klagte er am Abende, als die Ungednld sich nicht länger auf die Sprache der Blicke beschränken lassen wollte.

„Lieber Hermann, ich ging ja nur, um Dir Deinen Trank zu holen!"

„Was frage ich nach dem Trank? Ich frage nur nach Dir?"

„Aber mich interessirt es um so mehr, daß Du bekommst, was Du einnehmen mußt, mein guter Hermann! . . . So; sei jetzt nur ruhig — hier hast Du mich!"

„Reiche mir Deine Hand! . . . wie Viele haben diese nicht gestern berühren dürfen!"

„Ja, im Tanze!"

„Das ist hinreichend . . . sehr Vieles kann sich im Tanze ereignen."

Edith konnte bei dieser Anspielung, die der Wahrheit so nahe

kam (oder vielmehr die Wahrheit selbst war), nicht über ihr Blut gebieten: die rothen Wolken stiegen empor bis zu ihrer Stirn und redeten ihre eigene Sprache, während die Lippen schwiegen.

„Warum erröthest Du, Geliebte, bei dieser zufälligen Aeußerung?" fuhr er fort, indem er sich heftig erhob und sie mit Blicken betrachtete, in denen gar kein Argwohn, wohl aber Verwunderung lag.

Edith fühlte einen Stich in ihrem Herzen. Doch sie mußte sich fassen und sie that es.

„Hermann, woher kommt das? Willst Du mir ein ebenso zufälliges Erröthen zum Vorwurf machen? Ich muß Dir sagen, daß Du mich fast beleidigst!"

„Ach vergib, vergib! Mein Kopf ist krank: ich weiß wirklich nicht, was ich sage . . . ich Dich beleidigen, ich, der Dich anbetet und hochschätzt! Aber, o Gott! warum bin ich nicht wie die Andern?"

„Wenn Du Dich nur ernstlich bemühen wolltest, guter Hermann, so könntest Du gewiß viele von Deinen Grillen überwinden. Aber Du unterhältst Deine Gemüthskränklichkeit gerade dadurch, daß Du zu furchtsam bist, der Macht dieser Kränklichkeit zu trotzen."

„O Edith, was sagst Du!" rief er aus mit dem Tone des bittersten Schmerzes; „Du willst andeuten, daß ich wieder unter dem Einflusse . . . meiner Gemüthskrankheit stehe! Wie konntest Du ein Herz dazu haben? Doch Du hast Unrecht. Wenn Du, was Gott verhüten wolle, mich sähest, wenn ich wirklich krank bin, da würdest Du es verstehen, daß ich jetzt gesund, völlig gesund bin. Diese kleinen Unpäßlichkeiten, die, wie ich glaube, nur dem Körper angehören, bedeuten gar nichts."

„Um Gottes willen, Hermann, werde nicht so heftig! . . . Ich meinte nicht — nein ich war weit entfernt, die Gemüthskrankheit zu meinen, an welche Du denkst; ich meinte nur, Du müßtest es versuchen, die kleine Kränklichkeit auszurotten, die noch

in Deiner Seele übrig ist. Laß uns frische Luft, Bewegung und bisweilen ein wenig Gesellschaft versuchen!"

„Hu, rede doch davon nicht!"

„Wenn wir aber unsere Hochzeit erst gefeiert haben" — jetzt war es Edith, die bei ihren eigenen Worten ein inneres „Hu!" nicht unterdrücken konnte — „wenn wir Dagby verlassen und reisen, da mußt Du ja draußen sein und immer neuen Gegenständen begegnen!"

„Das ist etwas ganz Anderes. Bei dem Anblicke der Naturscenen wird nicht das Auge, nicht das Ohr geplagt; im Gegentheile, sie geben der Seele neues Leben,. wogegen alles Andere den Geist ermüdet."

„Doch sage: können wir denn unser Leben stets hinbringen, einzig und allein von Naturscenen umgeben? Sollen die Städte, die Menschen und das bewegliche Leben nur eine dunkle Sage für uns sein? Vorgestern, da Du Dich zu dem kleinen Ausfluge nach Ramswik entschlossest, redetest Du ganz anders."

„Das that ich, doch . . . Armes, junges, schönes Mädchen!" fuhr er in einem schmelzenden Tone fort, „ich versprach Dir wohl, daß der Arm Deines Gatten kein Kloster für Dich werden sollte, und jetzt fürchte ich, er wird für Dich das kalte Grab!"

„Du bist heute Abend düster, mein armer Hermann, darum denkst Du so . . . Laß mich Dir jetzt ein kleines Lied vorsingen!"

Er nickte dankbar und drückte seine heißen Lippen auf ihre Hand.

Edith nahm die Guitarre, präludirte leise und sang, bis das Haupt des Bräutigams immer tiefer auf das Kissen hinabsank und er entschlummerte.

Der Mond schien in das Zimmer und beleuchtete das bleiche Gesicht des Grafen.

Das junge Mädchen faltete ihre Hände und erhob sie gen Himmel. „Welchen Beruf habe ich übernommen! Gott, mein Gott, gib mir Kraft, ihn auszuführen!"

Die Guitarre glitt hinab auf die Matte; das Geräusch weckte den Grafen.

Er fuhr auf. „Was war das? . . . wo bist Du?"

„Hier neben Dir!"

„O, es war mir, als sähe ich Dich in dem infernalischen Tanzsaale, und als suchten Deine Augen Jemand, aber das war ich nicht."

„Du träumst, mein Hermann!"

„Ja, ja, ich weiß wohl, daß ich nur träume, doch das ist schon genug."

Die Nachricht von Helmer's Abreise – wir müssen es zu Edith's Ehre sagen — machte ihr mehr Freude als Schmerz.

„Da er sich einen Vorwand gesucht hat, mehrere Wochen lang von hier entfernt zu sein, so hat er die Gefahr seiner Anwesenheit auch für uns Beide eingesehen."

Sie sagte das Wort Beide mit vollem Bewußtsein; denn obgleich sie nicht wußte, woher sie die Ueberzeugung genommen hatte, daß Helmer ihr Geheimniß durchschaut hätte, so wußte sie dennoch, daß dies der Fall war; und sie wußte auch, daß sie sich nicht beleidigt, sondern eher sicher fühlte, weil sie auf gewisse Art unter seiner Obhut stand . . . unter seiner, dessen festen und hohen Charakter sie jetzt, da der Hochmuth und das Vorurtheil weggefallen waren, stets in immer klarerem Lichte sah.

Zwar ließ es sich nicht läugnen, daß seine Festigkeit auf dem Wege gewesen war, zu schwanken, daß er, gleich ihr, von dem Schwindel ergriffen worden war; aber konnte sie wohl den Blick vergessen, mit welchem er so plötzlich den Walzer schloß? Mehr als Worte erklärte er den kraftvollen Entschluß seiner Seele – und dieser Entschluß, zeigte er sich nicht klar in seiner Abreise?

Und jetzt war er fort.

Seit dem November, da Onkel Janne gereist war, hatte er mit Edith fleißig Briefe gewechselt. Aber unter Allem, was Edith

schrieb, war nichts zu finden, das mit ihren neuen Pflichten in Widerspruch war, und die warmen, herzensguten Antworten des alten Mannes, seine sanften Warnungen und einfachen, aber weisen Rathschläge wirkten wohlthätig auf Edith's Herz. Sie zitterte nur für die Zeit, da dieser wohlthuende Briefwechsel nicht mehr regelmäßig bleiben konnte, da er bald auf seine und sie später auf ihre große Wanderung sich begäben . . . Doch vorher sollten sie sich ja noch einmal treffen.

Von häuslicher Einrichtung und dergleichen wurde gar nichts geredet; die Neuvermählten wollten wenigstens ein Jahr oder noch länger ausbleiben, und wenn sie dann zurückkämen, so hätte wohl die Mutter dafür gesorgt. Odensborg, das zweite von den drei Gütern der Hofräthin, konnte bis dahin wohl tapezirt und decorirt werden — daran zu denken, war eben nicht so angenehm.

Zu der unaussprechlichen Marter des Grafen trat jetzt auf Dagby sein Plagegeist, der Rittmeister, von Neuem auf, und das beinahe in seiner alten Narrenkappe.

Jetzt gab es Vorschläge und Arrangements aller Art: Schlittenfahren, Schlittschuhlaufen, kleine extemporirte Scenen, bald aus der Köthnerstube, bald aus dem Gesellschaftsleben, bald aus dem — Thierleben; und gewöhnlich kamen diese Phantasien so plötzlich zum Vorschein, daß man an gar nichts dachte, da der Rittmeister alle Lichter von den Tischen riß, sie in eine Reihe auf den Fußboden setzte, um eine Rampe zu bilden, und eins, zwei, drei, war er Schauspieler und schnitt so bizarre Gesichter, daß kein Mensch — mit Ausnahme des Grafen — sich des Lachens enthalten konnte.

Zwischen Edith und dem Rittmeister war es nicht wieder in das alte Geleis gekommen und konnte auch unmöglich jemals wieder dahin kommen; aber man hatte sich an einander gepaßt, und es ging recht gut, als man erst in Ordnung war. Edith konnte seine Bosheit nicht vergessen; aber sie hatte mehrmals gegen ihre Vernunft, die sein späteres Bestreben, sich wieder einzuschmeicheln,

immer verwarf, den Satz aufgestellt, daß man über keinen Menschen wegen solcher Worte den Stab brechen dürfe, die er in der Aufwallung eines verwundeten Gefühles gesagt hätte.

Doch wir kehren zu dem Grafen zurück. Zu seinen häuslichen Widerwärtigkeiten zählte er bald eine andere, größere und schwerere, die er dem Rittmeister ursprünglich ebenfalls zu danken hatte.

An dem Geburtstage der Hofräthin, der in die Mitte des Januar fiel, waren die Nachbarn einig geworden, wie man sagte, sie zu überraschen mit einer Art von Maskeradenarrangement oder Carnevalsscherz, an dessen Spitze Cousin Abbé stand, und von welchem die Hofräthin natürlicher Weise gar nichts wußte.

Bei dieser Gelegenheit wurde noch einmal bis an den hellen Tag getanzt und zwar in der großen Prachtwohnung, welche Edith, die man mit in das Vertrauen gezogen, hatte heizen lassen.

Graf Hermann verließ an diesem peinigenden Abende seine Zimmer nicht; aber mehr denn zwanzigmal fragte er seinen Nilman, ob er nicht höre, daß Jemand im Vorzimmer ginge, und Nilman war eben so oft genöthigt zu antworten:

„Ich höre nichts, Herr Graf."

Und Niemand kam in das Vorzimmer während des ganzen Abends, außer bei den Gelegenheiten, da man den Thee und das Soupé brachte.

Edith hatte es heute zum ersten Mal seit ihrer Verlobung eingestanden, daß man ermüden könnte, vollkommen zu sein. Und in demselben Augenblick, da Edith dies gestand, ging sie auch einen Schritt rückwärts auf dem Wege der Vollkommenheit, auf jenem Wege, auf den Onkel Janne ihren Sinn stets zu richten bemüht war — doch seine Briefe ruhten unberührt im Secretär, auch kam keine Strophe aus denselben in Edith's Gedächtniß.

Ebenso wahr ist es aber auch, daß der Bräutigam heute nicht nur ihre Geduld auf die Probe gesetzt hatte — das wäre vielleicht nur eine Kleinigkeit gewesen — sondern er hatte sich auch der Sünde schuldig gemacht, ihre weibliche Eitelkeit zu verletzen, und diese konnte einen solchen Stoß unmöglich ertragen.

Die erste Prüfung floß her aus seinem Eigensinn — jetzt hieß es: sein unausstehlicher Eigensinn — daß er nicht einmal auf einige Minuten sich in der Gesellschaft zeigen wollte, um was Edith ihn gleichwohl nicht nur gebeten, sondern wozu sie ihn auch mit ihrer ganzen Macht zu überreden gesucht hatte. Die zweite, noch ärgere, bestand in dem gleichgültigen, fast schleppenden Blick, womit er sie beschaute, da sie in ihrem prachtvollen Maskeradenkostüm, vor ihm so glänzend, so schön stand und erwartete, daß er in Ausrufungen des Entzückens und der Bewunderung ausbrechen würde.

Wie merkwürdig ist nicht die Eitelkeit!

Edith hatte es ertragen können, daß ihr Verlobter ihrer Beredtsamkeit widerstand, aber sie konnte es nicht ertragen, ja kaum verzeihen, daß er der entzückenden Mischung von Seide, Flor, Panaschen und Perlen widerstehen konnte, welche, zusammengesetzt, die Waffen bildeten, womit sie, wie sie glaubte, heute jeden Mann zu ihren Füßen legen würde.

Und da sie, ihren Verdruß noch beherrschend, sagte: „Gefalle ich Dir so? meinst Du, daß mir der Anzug gelungen ist?" und er mit einem traurigen Tone antwortete: „Aller dieser Plunder, den jede Theaterkönigin haben kann, macht Dich in meinen Augen nicht im Mindesten schöner, als Du zuvor bist" — da verschluckte Edith nur mit Mühe ihren Aerger, grüßte flüchtig und eilte hinaus mit dem festen Entschluß, da er allein sein wollte, ihn auch allein zu lassen.

Die Hofräthin, obgleich verdrießlich, daß sie genöthigt war, bei einem Feste an ihrem Geburtstage allen Menschen zu antworten: „Unser lieber Graf ist durch ein kleines Uebelbefinden abgehalten, uns Gesellschaft zu leisten," erinnerte dennoch Edith mehrmals, zu ihm hinunter zu gehen.

Aber Edith flog von dem einen Tanze zu dem andern, und antwortete stets:

„Es würde mir das Leben kosten, wenn ich, so warm wie ich bin, die kalte Treppe hinunter gehen wollte!"

Am folgenden Tage mußte der Graf den ganzen Vormittag warten, bis die Braut, welche erst gehörig ausschlief, sichtbar wurde. Als sie endlich erschien, hatte sich zwar eine Kleinigkeit von Reue in ihre Gefühle gemischt, denn sie wünschte ihm mit wirklicher Herzlichkeit einen guten Morgen; als aber der Graf antwortete: „Für mich ist es seit gestern Nachmittag nicht Morgen gewesen," da verschwand augenblicklich der Sonnenschein von Edith's Stirn, und der Kuß, welchen sie ihrem Bräutigam bewilligte, war so kalt, daß er sich mit einem leisen Seufzer zurückzog.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Drohende Wolken.

Es war jetzt unglücklicher Weise diejenige Jahreszeit, wo die schwedische Sitte sowohl in der Stadt, als auch auf dem Lande, eine ordentliche Jagd nach Vergnügungen gestattet.

Die Weihnachtsvergnügungen sind eigentlich gar nichts in Vergleich mit der Reihenfolge, welche mit dem neuen Jahre beginnt, und noch dazu war diesmal eine ordentliche Wuth über die Nachbarn um Dagby gekommen, mit einander zu wetteifern und sich in Anordnungen aller Art zu übertreffen.

Und wie machte es jetzt Edith?

Gerade so, wie Helmer gefürchtet und vorhergesagt hatte: sie holte die beiden Monate wieder nach, die sie ihren Pflichten geweiht hatte.

Edith's beide wahre Freunde, Onkel Janne und Helmer, waren nicht da, und immer schwächer und schwächer erklangen die Stimmen dieser ihrer guten Genien.

Die Bezauberung, in der es ihr gelungen war, eine Zeitlang zu leben — die Bezauberung der Tugend, der Selbstaufopferung

und der Großmuth — war in demselben Augenblick gebrochen, da sie es sich gestanden hatte, daß sie gebrochen werden konnte.

Sie dürstete nach Vergnügungen, sie bekam nicht genug davon, nicht darum, weil sie ihr wirklich Freude machten, sondern darum, weil sie in dem brausenden Wirbel meinte, daß ihre verzehrende Unruhe weniger nagte. Es lag eine ewige Beschäftigung in diesem Hin- und Herfliegen, und Beschäftigung mußte sie haben, um von der Langweile und der Einsamkeit mit dem Bräutigam abzukommen. Und bald — denn mit Edith's Bekehrung ging es immer schnell — war sie so weit gekommen, daß sie nicht ohne einen Schauder daran denken konnte, von einem glänzenden Feste abzustehen, um statt dessen den niedergebeugten Grafen Hermann zu hören mit seinen schmerzhaften, aber zärtlichen Vorwürfen über ihre Veränderung, nebst der Klage seiner ewigen Seufzer und den jetzt wirklich verabscheuten Anspielungen auf ihre bevorstehende Verbindung, zu welcher er mit seinen Gedanken immer noch seine Zuflucht zu nehmen schien.

Nicht ein einziges Mal in drei langen Wochen setzte Edith ihren kreuztragenden Ritter — und das war er jetzt wirklich — auf die Probe, ihr die volle Dankbarkeit seines Herzens für eine bewiesene Gunst zu zeigen; nein, sie achtete es nicht einmal der Mühe werth, zu bemerken, daß eine fast demüthige Geduld an die Stelle der flüchtigen Ungeduld getreten war.

Der verzweifelte Kampf in Edith's Innerem hatte wiederum begonnen, und da die Illusion von ihrer Seelenstärke aufgehört hatte und sie selbst heftig litt, so war sie nicht länger gut. Sie war ungeduldig, reizbar, unverträglich, und dennoch meinte sie, daß sie mehr ertrüge, als sie eigentlich zu tragen im Stande war.

Unter diesen Verhältnissen, unter dem Einflusse von Leidenschaft und Sturm — ihre wilde Sehnsucht nach Helmer verbitterte ihr Gemüth — gab sie gar nicht Achtung auf die immer mehr abmagernde Gestalt des Grafen Hermann; sie hörte nur den Laut einer monotonen Stimme, welche ihr Ohr peinigte, wenn er ihr die

Erzählung von seinen Fieberphantasien, den grausamen Träumen seiner Nächte, zuflüsterte.

„O!“ fügte er wohl bisweilen hinzu, „wenn Du, Geliebte, mich nur mit den Ohren Deiner Seele hörtest, da würde es für Beide besser! . . . Aber, weh, o weh, Du hörst mich nicht!“

„Es ist ja gut, sehr gut!“ konnte sie antworten, sah ihn aber dabei mit jenem fremden, inhaltlosen Blick an, der ihm sagte, daß sie nur die todten Worte aufgefangen hatte.

Krampfhaft preßte dann der Graf seine Lippen auf die Hand der Braut — bis sie entweder aufstand und ohne ein Wort zu sagen, ging, oder auch gleichgültig äußerte: „Beruhige Dich, lieber Hermann, diese Schwärmerei ist wirklich langweilig!“

Mehr denn einmal wollte die Hofräthin an den Onkel Janne schreiben und ihn um Gotteswillen bitten, er möchte zurückkommen, ehe er seine Wanderung nach Norden begänne; aber ihr unglücklicher Stolz hinderte sie, zu gestehen, daß dieses ganze Arrangement, das sie selbst anfänglich ausgedacht und noch vor Kurzem so hoch gepriesen hatte, jetzt ganz mißlang . . . nein, das konnte sie nicht, wenigstens *jetzt* noch nicht.

Die Hofräthin überredete sich überdies mit dem Glauben, daß Edith, welche in Allem so flüchtig war, ihre neue Manie bald verlassen, zu der alten zurückkehren und dann wohl endlich so vernünftig wie Andere werden würde.

Daß inzwischen der Graf ein Gegenstand der Experimente und nicht der Liebe war, das ließ sich nicht ändern. Die Partie war die *freie* Wahl Beider gewesen; und warum sollte es auch wohl mit ihrer ehelichen Verbindung nicht ebenso gehen können, wie mit vielem Andern? Es konnte ja Alles weit glücklicher ausfallen, als die Aussichten versprachen.

Einer Mutter, die dergleichen Argumente bei der Hand hat, fehlt der Trost niemals, wenn bisweilen die Unruhe anklopft und Gehör verlangt.

Aber auf Dagby lebte ein Mann, der das Alles nicht sehen konnte, ohne in seinem Innersten erschüttert zu werden, denn er liebte den Grafen Hermann mit wahrer Liebe und war überdies der Einzige, der beurtheilen konnte, was seine Leiden ihn kosteten, wie sehr sie die Gesundheit sowohl seines Körpers als auch seiner Seele untergruben.

Dieser Mann war Nilman, und so viele natürliche Würde lag in seinem Wesen und in seinem Aeußern, daß Edith nicht anders konnte, als den Versuch machen, eine kalte und stolze Miene anzunehmen, als Nilman eines Tages mit ihr zu reden begehrte und ihr in Worten der feinsten Höflichkeit, aber auch der unverdecktesten Offenherzigkeit sagte, entweder das Leben oder auch der Verstand des Grafen könnte in Gefahr gerathen, wenn das gnädige Fräulein die plötzliche Veränderung, die auf die Maskerade gefolgt wäre, noch länger fortsetzte.

„Wählt der Graf seinen Kammerdiener zum Gesandten an seine Braut?“ fragte sie mit erkünstelter Verachtung.

„Nein,“ entgegnete er, „dazu besitzt der Graf zu viel Artigkeit und auch zu viel Feingefühl. Die Aufforderung, welcher ich folge, kommt einzig und allein aus meinem Gewissen: ich hatte es gewagt, mir einzubilden, daß es mir gelingen würde, das gnädige Fräulein zu rühren, und ich würde es auch gewiß glauben, wenn Sie nur eine einzige Nacht die Seelenpein des Grafen sehen könnten.“

„Diese Qualen sind ja alt!“

„O nein, gnädiges Fräulein, sie sind ganz neu. Und ich bin genöthigt, zu sagen, daß er niemals in diesen unglücklichen und trostlosen Zustand gerathen wäre, wenn er nicht vorher zwei Monate lang in die Hoffnung eingewiegt worden wäre, seine Glückseligkeit würde ewig dauern. Ich, sein Diener, habe kein Recht zu der Frage, warum das gnädige Fräulein damals in ihrer Zärtlichkeit und in ihren Aufopferungen so weit gingen, daß der Verlust für ihn doppelt werden mußte, als das Alles ein Ende nahm.

Was ich jedoch zu fragen nicht wage, das wird Er, der das Recht hat, von Allen Rechenschaft zu fordern, übernehmen."

„Nilman! Sie gehen wirklich so weit, wie ein treuer Diener, der zugleich der aufrichtige Freund seines Herrn ist, in seinem Eifer gehen kann! Und die Entschuldigung, welche Sie in Ihrer vieljährigen und zärtlichen Pflege des Grafen besitzen, macht, daß ich es nicht so genau nehmen will mit der Freiheit, die sonst außer den Grenzen der Gebühr zu liegen scheint."

Nilman verbeugte sich steif, als bedürfe er dieser Entschuldigung nicht. Darauf sagte er, indem er sich langsam der Thüre zuwendete:

„Also versprechen das gnädige Fräulein nichts?"

Ein stolzer und befehlender Blick aus Edith's Augen machte dem Gespräche ein Ende.

Der Kammerdiener ging, doch sein letzter Blick fiel düster und vorwurfsvoll auf Diejenige, welche sein Herr in seiner unglücklichen Phantasie den Schutzengel seines Lebens genannt hatte.

Aber Nilman's Bemühung war keineswegs ohne Wirkung gewesen. Nur mit Mühe wurde Edith von ihrem Stolze aufrecht gehalten bis an das Ende.

Sobald er hinaus war, warf sie sich, gewaltig erschüttert und aufgelöst in Thränen der Reue und der Gewissensbisse, auf das Sopha. Und tief in das Herz getroffen von den ernsten Worten des treuen Dieners, die ihr mit einem Male den Schleier der Selbstverblendung von den Augen gerissen hatten, wiederholte sie sich besonders, was er gesagt hatte.

„Was ich zu fragen nicht wage, das wird Er übernehmen, der das Recht hat, von Allen Rechenschaft zu fordern!"

An diesem dem Nachdenken geweihten Tage zeigte Edith sich nicht mehr; doch am folgenden — wo sie von einer schon angenommenen Einladung hinweg blieb — schien gleichsam eine lichte Frühlingswolke alle Nebel aus ihrer Seele verscheucht zu haben: sie war mit ihrer Zärtlichkeit gegen den Bräutigam verschwenderischer als jemals.

Wiederum hieß es:

„Setze Dich zu mir her, mein guter Hermann!“ — und zu der freundlichen Aufforderung kam der liebliche Zusatz — „wir wollen mit einander diese schönen Gemälde über die Rheingegenden betrachten: dort wünschest Du ja unsern Wohnsitz zu wählen?“

Gerührt und überrascht sank der Graf zu den Füßen des launenhaften Mädchens und genoß noch einmal den Vorgeschmack der geahnten Seligkeit des Paradieses.

„O Gott!“ stotterte er mit dem Ausdrucke beredter Dankbarkeit voll schwindelnden Entzückens, „sie hat mich dennoch nicht ganz verlassen! Meine Gebete, meine Thränen haben den Engel zurückgerufen!“

„Um Dich nicht mehr zu verlassen, mein theurer und bester Freund!“

„Wie? — Du wolltest . . . ?“

„Von Herzen wieder gut machen, was Du in dieser bunten Carnevalszeit gelitten hast — dies ist das letzte Opfer, welches ich der Thorheit gebracht habe. Ich bereue es und habe keinen bessern Wunsch, als daß Du diese Reue als eine Bürgschaft meiner Aufrichtigkeit gelten lässest.“

„Ach, Edith! Du vernichtest mich durch diese himmlische Güte! Ich hätte tausendmal mehr leiden sollen, um ihrer würdig zu werden . . . Wie bete ich Dich an! Du machst mit mir, was Du willst, ich fürchte, daß ich zu schwach bin; kann ich aber anders sein unter Deiner Herrschaft? Das Glück, welches Du mir bisweilen bereitest, ist ebenso sehr über jede Beschreibung erhaben, als . . .“

„Als die Pein, welche ich Dir bisweilen bereite . . . ich übersetze ja sehr schnell Deine Gedanken? Doch sei ruhig und habe Vertrauen: jetzt hast Du mich wieder.“

Und er hatte sie wieder während dreier ganzen Tage, in denen sie kaum eine Minute von seiner Seite wich.

Ihnen folgten jedoch drei andere Tage, an denen sie, um nicht zu ersticken, hinweg mußte, gleichviel wohin, und dann kamen wieder einige, an denen sie sich auf ihrem Zimmer einschloß und

Erzählung von seinen Fieberphantasien, den grausamen Träumen seiner Nächte, zuflüsterte.

„O!" fügte er wohl bisweilen hinzu, „wenn Du, Geliebte, mich nur mit den Ohren Deiner Seele hörtest, da würde es für Beide besser! . . . Aber, weh, o weh, Du hörst mich nicht!"

„Es ist ja gut, sehr gut!" konnte sie antworten, sah ihn aber dabei mit jenem fremden, inhaltlosen Blick an, der ihm sagte, daß sie nur die todten Worte aufgefangen hatte.

Krampfhaft preßte dann der Graf seine Lippen auf die Hand der Braut — bis sie entweder aufstand und ohne ein Wort zu sagen, ging, oder auch gleichgültig äußerte: „Beruhige Dich, lieber Hermann, diese Schwärmerei ist wirklich langweilig!"

Mehr denn einmal wollte die Hofräthin an den Onkel Janne schreiben und ihn um Gotteswillen bitten, er möchte zurückkommen, ehe er seine Wanderung nach Norden begänne; aber ihr unglücklicher Stolz hinderte sie, zu gestehen, daß dieses ganze Arrangement, das sie selbst anfänglich ausgedacht und noch vor Kurzem so hoch gepriesen hatte, jetzt ganz mißlang ... nein, das konnte sie nicht, wenigstens jetzt noch nicht.

Die Hofräthin überredete sich überdies mit dem Glauben, daß Edith, welche in Allem so flüchtig war, ihre neue Manie bald verlassen, zu der alten zurückkehren und dann wohl endlich so vernünftig wie Andere werden würde.

Daß inzwischen der Graf ein Gegenstand der Experimente und nicht der Liebe war, das ließ sich nicht ändern. Die Partie war die freie Wahl Beider gewesen; und warum sollte es auch wohl mit ihrer ehelichen Verbindung nicht ebenso gehen können, wie mit vielem Andern? Es konnte ja Alles weit glücklicher ausfallen, als die Aussichten versprachen.

Einer Mutter, die dergleichen Argumente bei der Hand hat, fehlt der Trost niemals, wenn bisweilen die Unruhe anklopft und Gehör verlangt.

Aber auf Dagby lebte ein Mann, der das Alles nicht sehen konnte, ohne in seinem Innersten erschüttert zu werden, denn er liebte den Grafen Hermann mit wahrer Liebe und war überdies der Einzige, der beurtheilen konnte, was seine Leiden ihn kosteten, wie sehr sie die Gesundheit sowohl seines Körpers als auch seiner Seele untergruben.

Dieser Mann war Nilman, und so viele natürliche Würde lag in seinem Wesen und in seinem Aeußern, daß Edith nicht anders konnte, als den Versuch machen, eine kalte und stolze Miene anzunehmen, als Nilman eines Tages mit ihr zu reden begehrte und ihr in Worten der feinsten Höflichkeit, aber auch der unverdecktesten Offenherzigkeit sagte, entweder das Leben oder auch der Verstand des Grafen könnte in Gefahr gerathen, wenn das gnädige Fräulein die plötzliche Veränderung, die auf die Maskerade gefolgt wäre, noch länger fortsetzte.

„Wählt der Graf seinen Kammerdiener zum Gesandten an seine Braut?" fragte sie mit erkünstelter Verachtung.

„Nein," entgegnete er, „dazu besitzt der Graf zu viel Artigkeit und auch zu viel Feingefühl. Die Aufforderung, welcher ich folge, kommt einzig und allein aus meinem Gewissen: ich hatte es gewagt, mir einzubilden, daß es mir gelingen würde, das gnädige Fräulein zu rühren, und ich würde es auch gewiß glauben, wenn Sie nur eine einzige Nacht die Seelenpein des Grafen sehen könnten."

„Diese Qualen sind ja alt!"

„O nein, gnädiges Fräulein, sie sind ganz neu. Und ich bin genöthigt, zu sagen, daß er niemals in diesen unglücklichen und trostlosen Zustand gerathen wäre, wenn er nicht vorher zwei Monate lang in die Hoffnung eingewiegt worden wäre, seine Glückseligkeit würde ewig dauern. Ich, sein Diener, habe kein Recht zu der Frage, warum das gnädige Fräulein damals in ihrer Zärtlichkeit und in ihren Aufopferungen so weit gingen, daß der Verlust für ihn doppelt werden mußte, als das Alles ein Ende nahm.

Was ich jedoch zu fragen nicht wage, das wird Er, der das Recht hat, von Allen Rechenschaft zu fordern, übernehmen."

„Nilman! Sie gehen wirklich so weit, wie ein treuer Diener, der zugleich der aufrichtige Freund seines Herrn ist, in seinem Eifer gehen kann! Und die Entschuldigung, welche Sie in Ihrer vieljährigen und zärtlichen Pflege des Grafen besitzen, macht, daß ich es nicht so genau nehmen will mit der Freiheit, die sonst außer den Grenzen der Gebühr zu liegen scheint."

Nilman verbeugte sich steif, als bedürfe er dieser Entschuldigung nicht. Darauf sagte er, indem er sich langsam der Thüre zuwendete:

„Also versprechen das gnädige Fräulein nichts?"

Ein stolzer und befehlender Blick aus Edith's Augen machte dem Gespräche ein Ende.

Der Kammerdiener ging, doch sein letzter Blick fiel düster und vorwurfsvoll auf Diejenige, welche sein Herr in seiner unglücklichen Phantasie den Schutzengel seines Lebens genannt hatte.

Aber Nilman's Bemühung war keineswegs ohne Wirkung gewesen. Nur mit Mühe wurde Edith von ihrem Stolze aufrecht gehalten bis an das Ende.

Sobald er hinaus war, warf sie sich, gewaltig erschüttert und aufgelöst in Thränen der Reue und der Gewissensbisse, auf das Sopha. Und tief in das Herz getroffen von den ernsten Worten des treuen Dieners, die ihr mit einem Male den Schleier der Selbstverblendung von den Augen gerissen hatten, wiederholte sie sich besonders, was er gesagt hatte.

„Was ich zu fragen nicht wage, das wird Er übernehmen, der das Recht hat, von Allen Rechenschaft zu fordern!"

An diesem dem Nachdenken geweihten Tage zeigte Edith sich nicht mehr; doch am folgenden — wo sie von einer schon angenommenen Einladung hinweg blieb — schien gleichsam eine lichte Frühlingswolke alle Nebel aus ihrer Seele verscheucht zu haben: sie war mit ihrer Zärtlichkeit gegen den Bräutigam verschwenderischer als jemals.

Wiederum hieß es:

„Setze Dich zu mir her, mein guter Hermann!“ — und zu der freundlichen Aufforderung kam der liebliche Zusatz — „wir wollen mit einander diese schönen Gemälde über die Rheingegenden betrachten: dort wünschest Du ja unsern Wohnsitz zu wählen?“

Gerührt und überrascht sank der Graf zu den Füßen des launenhaften Mädchens und genoß noch einmal den Vorgeschmack der geahnten Seligkeit des Paradieses.

„O Gott!“ stotterte er mit dem Ausdrucke beredter Dankbarkeit voll schwindelnden Entzückens, „sie hat mich dennoch nicht ganz verlassen! Meine Gebete, meine Thränen haben den Engel zurückgerufen!“

„Um Dich nicht mehr zu verlassen, mein theurer und bester Freund!“

„Wie? — Du wolltest . . . ?“

„Von Herzen wieder gut machen, was Du in dieser bunten Carnevalszeit gelitten hast — dies ist das letzte Opfer, welches ich der Thorheit gebracht habe. Ich bereue es und habe keinen bessern Wunsch, als daß Du diese Reue als eine Bürgschaft meiner Aufrichtigkeit gelten lässest.“

„Ach, Edith! Du vernichtest mich durch diese himmlische Güte! Ich hätte tausendmal mehr leiden sollen, um ihrer würdig zu werden . . . Wie bete ich Dich an! Du machst mit mir, was Du willst, ich fürchte, daß ich zu schwach bin; kann ich aber anders sein unter Deiner Herrschaft? Das Glück, welches Du mir bisweilen bereitest, ist ebenso sehr über jede Beschreibung erhaben, als . . .“

„Als die Pein, welche ich Dir bisweilen bereite . . . ich übersetze ja sehr schnell Deine Gedanken? Doch sei ruhig und habe Vertrauen: jetzt hast Du mich wieder.“

Und er hatte sie wieder während dreier ganzen Tage, in denen sie kaum eine Minute von seiner Seite wich.

Ihnen folgten jedoch drei andere Tage, an denen sie, um nicht zu ersticken, hinweg mußte, gleichviel wohin, und dann kamen wieder einige, an denen sie sich auf ihrem Zimmer einschloß und

dort die Stunden in Seelenqualen verlebte, die fast ebenso groß waren, wie die des Grafen, denn sie konnte mit ihrem unseligen, veränderlichen Geist im buchstäblichen Sinne des Worts nicht „von der Stelle kommen."

An dem einen Tage that sie sich selbst das Gelübde, sie wollte, so schwer es ihr auch immer werden möchte, die Pflicht vollenden, die sie in dem Anfalle einer wahnsinnigen Laune übernommen — an dem andern sagte sie sich, es wäre noch tausendmal wahnsinniger, ihr Leben zu einem Todesopfer zu weihen: das wäre unnatürlich, denn man hätte auch Pflichten gegen sich selbst. An einem dritten Tage machte sie die geheime, aber schreckliche Tortur der Selbstvorwürfe durch — und an einem vierten trotzte sie Allem, um zu vergessen, daß es etwas dergleichen, wie ein Band für ihren freien Willen gab; und mitten in diesem ganzen Chaos stand Helmer's Bild, umstrahlt von allen Erinnerungen, die an ihm hingen, und er, immer er war es, der in den Weg trat und ihr die kleinste Liebkosung des Grafen so unaussprechlich widerlich machte, daß es ihr vorkam, als wollte sie sich lieber von dem Tode umarmen lassen, als von ihrem Bräutigam.

Bisweilen wünschte sie, daß sie wahnsinnig werden möchte, um sich selbst zu entgehen.

Es war in der Stunde der Dämmerung an einem jener Tage, da sie wieder in die Nähe ihres Bräutigams getrieben wurde.

Sie saßen in der Gemäldegallerie auf eben jenem Sopha, auf welchem sie ihre Gelübde der Treue ausgetauscht hatten. Ebenso wie damals waren sie allein, so wie damals brannte das Feuer im Ofen und warf seinen Schein über die lebende Gruppe.

Aber wie verschieden waren nicht die Figuren!

Auch damals waren Kämpfe vorgegangen, hatten Hoffnung und Furcht, Eis und Hitze gewechselt, doch war Alles zurückgesunken in die Nacht der Vergangenheit, sobald sich ihre Hände und ihre Schicksale vereinigt hatten, und die Antlitze Beider und ihr

ganzes Wesen hatten — verklärt von tiefer und starker Liebe auf der einen und von fester und ernster Resignation auf der andern Seite — das erhabene Gemälde zweier durch die Seelenverwandtschaft in Eines verschmolzenen Wesen dargestellt.

Jetzt dagegen warf das Feuer seine blaßrothen Flammen auf zwei Wesen, die zwar bestimmt waren, Eines zu werden, die sich jedoch deutlich so getrennt fühlten, als lägen Meere und Wüsten zwischen ihnen.

Edith hatte sich lange bemüht, die alte Illusion wieder hervorzuzaubern, und sein an ihren Lippen hängender Blick hatte mit zunehmender Angst bemerkt, daß ihre Worte matter wurden, daß ihr Ton gradweise herabsank von dem Tone der Zärtlichkeit zu einer müden und dumpfen Gleichgiltigkeit ... Endlich war sie ganz verstummt und saß jetzt mit abgewendetem Gesichte da, den Blick starr auf das phantastische Schattenspiel gerichtet, das sich durch den Schein des Feuers an der Wand abzeichnete.

„Du vermochtest das einschläfernde Wiegenlied nicht länger zu singen!" sagte der Graf, nicht bitter — nein, weit schlimmer — tief schneidend ... „Doch Muth! nur noch einige armselige Töne, und Du wirst es nicht mehr nöthig haben, Almosen zu ertheilen!"

Der arme Graf hatte jetzt aufgehört, sich selbst zu bethören: er glaubte, seine letzte Täuschung überlebt zu haben. Aber er glaubte auch ebenso fest, daß der Tod, in welchem er jetzt seinen einzigen rettenden Engel erblickte, und den er jetzt vollkommen aufgehört hatte, zu fürchten, bald seinen Fittich über ihn ausbreiten würde. Und darum machte es einen so wohlthätigen Eindruck auf ihn, wenn die einschläfernden Töne seinem Ohre schmeichelten.

„Warum redest Du so, guter Hermann? Gibt es wohl einen Menschen, der sich immer zu beherrschen vermag? Und gibt es nicht in jeder Brust ein Bedürfniß, — vergib mir, daß ich es sage — zu weinen, wenn auch nicht diese Thränen, welche man sieht, so doch eine andere Art derselben, solche, die in das Herz fallen?"

„Ja, auch ich habe oft solche Thränen geweint — sie heißen

Blutthränen, und unterscheiden sich von den natürlichen dadurch, daß, während diese das Gemüth kühlen und gleichsam seine Federkraft erneuern, jene brennen, liegen bleiben und das Lebensmark selbst verzehren."

„O, Du malst mit fürchterlicher Klarheit!"

„Das ist ja natürlich: Du hast nicht den tausendsten Theil dieser geheimnißvollen Thränen geweint, wie ich . . . Schon da ich noch ein Kind war, begannen sie, die eine nach der andern, auf mein Herz zu fallen. Als Jüngling fühlte ich, wie sie durch mein Herz drangen und es mit Feuer erfüllten; aber das war noch nichts in Vergleich mit Demjenigen, was der Mann ertragen mußte: da wurden diese Thränen aus dem Gehirn gepreßt. O, möchtest Du niemals nur den entferntesten Begriff erhalten, von . . . von . . . O, meine Gnadenzeit ist aus! — Die Dämonen erfassen mich wieder!" Und mit einem so durchdringenden Ausrufe, daß er durch das ganze Haus schallte und die ganze Familie herbei rief, sank er fast leblos auf die Sophalehne.

„Nein, er darf nicht weggebracht werden! ich will ihn sehen, wenn er erwacht!" sagte Edith mit gesammelter und bestimmter Kraft, da Nilman seinen kranken Herrn in das Zimmer desselben führen wollte.

Man ließ Edith ihren Willen, und Nilman vermochte weiter nichts, als daß alle Andern sich entfernten.

Es dauerte eine volle halbe Stunde, bis die Erstarrung, die den Grafen gefesselt hielt, es ihm erlaubte, die Augen zu öffnen, und er mit einem starren Blicke um sich sah. Doch da fiel sein Auge nicht auf Edith.

„Meine Wächter, meine Wächter!" murmelte er . . . „Der Schreckliche kehrt zurück, ich fühle es an dem Feuer in meinem Blute! . . . Der Engel ging von mir und ließ den Abgrund offen . . . weh, weh! — ich sinke, ich sinke!"

„O nein," rief Edith, welche neben ihm auf den Knieen lag, „sie, die Du Deinen Engel nennst, sie hat Dich nicht verlassen! . . . Hörst Du mich? — ich bin hier!"

„Ich höre und sehe Dich," entgegnete er leise, „doch die Täuschung, die himmlische und liebliche, ist verschwunden ... O, wie wagte ich es auch, ich Elender und Verworfener, zu glauben, daß ein Engel herabsteigen würde! ... Vergib mir," fuhr er fort mit einem unsäglich klagenden Blick auf seine Verlobte, „nicht die Gestalt eines Engels konnte mich retten, sondern die Reinheit, der Edelmuth, die Seelengröße des Wesens, das dem armen Kranken gelobte, sein Leben zu theilen."

„Hermann, Du vernichtest, Du zerreißest meine Seele!"

„Wie?" rief er mit einer plötzlichen Veränderung, welche die Rückkehr der Fieberphantasien ankündigte, „Du wagst es, davon zu reden, Du, die Du ohne Erbarmen meine Seele zerrissen hast? Sieh, diese ist jetzt in Atome aufgelöst und hat nichts mehr, das sie zusammenhält. Und das ist Dein Werk, ganz Dein Werk, Du guter Engel, der sich bald überreden ließ, ein Bündniß zu schließen mit meinem zweiten Ich, dem Teufel, dessen Fesseln die Kraft meines Willens schon gebrochen hatte, die ich aber jetzt unter Todespein wieder annehmen muß, denn gegen Zwei vermag ich nichts ... Ach, falscher, falscher Engel, der Du mit Deiner Sirenenzunge mir meine Seele stahlst, was hast Du daraus gemacht? ... Hörst Du! ich frage, ich rufe! ... Ha, Du schweigst, feiges, liebloses Weib! Meinst Du, ich verstehe nicht, daß Du sie an ihn verkauft hast? ... Und dazu warst Du im Stande — Du? Und doch hattest Du an meiner Brust geruht!"

„Halt ein, Hermann! rufe Deine Vernunft zurück, Du bist nicht wahnsinnig; doch Du gibst einer Erschlaffung nach, die Du besiegen kannst, die Du besiegen mußt! Hefte Deine Blicke auf mich, ich will es, und sieh, wie Deine Anschuldigungen das Blut in meinem ganzen Körper zu Eis verwandeln! Du hast ein Gefühl von Deiner Grausamkeit!"

Er erhob mechanisch seine Augen zu ihr empor, und weil ihre Worte und ihr Blick einen Theil des Nebels verscheuchten, so bemerkte er die unaussprechlichen Qualen, welche sich auf ihrem

Antlitze abspiegelten. Er begriff sogar ihre Absicht und strengte seine ganze letzte, erlöschende Kraft an, um sich der Macht zu entreißen, die ihn zu ergreifen begann. Aber Edith täuschte sich: jetzt beruhte leider nichts mehr auf seinem Willen, das sah man seinem Blicke an, der mit unsäglicher Seelenqual an dem ihrigen hing, bis das Bewußtsein gänzlich schwand und er als ein Raub seinen schreckenvollen Phantasien anheimfiel.

So vergingen einige schwere Stunden.

Er phantasirte unaufhörlich von seinem Plagegeist, dessen Anwesenheit sich endlich zu bekräftigen schien, wenn man nämlich nach der Steifheit und den krampfhaften Zuckungen urtheilen wollte, denen heftige Schauer vorangingen, welche schnell auf das Fieber folgten und dasselbe unterbrachen. Während dieser Zeit von mehreren Minuten redete der Graf kein einziges Wort, aber sein Gesicht war schrecklich blaß und entstellt, und ein starker, kalter Schweiß bedeckte Stirn und Wangen. Die Augen standen beinahe still, aber sie waren verwildert bis zur Unkenntlichkeit.

Was Edith während dieser Zeit litt, das ging nie mehr aus ihrer Erinnerung.

Selbst Nilman, der sonst gegen sie gestählt war, hatte jetzt Mitleiden mit ihren Qualen, und diese spiegelten sich nicht nur ab in den Thränen der Verzweiflung, welche auf den unglücklichen Grafen Hermann fielen, sondern besonders in den hoffnungslosen Blicken, mit denen sie bisweilen Nilman's Augen suchte, um aus ihnen Trost zu erhalten. Als bei dem Kranken endlich ein ruhigerer Zustand eintrat und sie ihn auf die vereinten Vorstellungen ihrer Mutter und Nilman's verließ, geschah dies mit einem Blute, in welchem Fieber brannte.

Die Hofräthin, welche nur bisweilen durch die Thür geblickt, hatte dennoch genug gesehen und gehört, um zu fühlen, wie bei dem Gedanken an das kühne Spiel, das sie gewagt hatte, ihr die Haare auf dem Kopfe zu Berge stiegen.

Ihre Nacht war ebenso schlaflos wie die Edith's.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Ein Sternfall.

Sobald Edith sich am folgenden Morgen umgekleidet hatte — zu Bette war sie nicht gewesen — eilte sie mit zitternder Angst die Treppe hinunter.

Sie klopfte selbst an die Thür des Grafen Hermann und erhielt von Nilman die Versicherung, daß der Graf den Umständen nach weit besser sei, als man hätte hoffen können. Er hatte nach der Rückkehr in seine Zimmer mehrere Stunden hinter einander geschlafen und vor Kurzem, da er erwacht, nach seiner Braut gefragt. Was das Verflossene betraf, so glaubte Nilman, daß er nur eine dunkle Erinnerung davon hätte, doch fügte er hinzu, „nach der forschenden Unruhe des Herrn Grafen zu schließen, muß man auf jeden Fall glauben, daß er einen Verdacht hegt, das gnädige Fräulein habe einen Theil seiner Phantasien gehört."

„Gut!" sagte Edith mit einem Tone kalter Ruhe, welche nach der in der vorigen Nacht gezeigten Verzweiflung Nilman so sehr Wunder nahm, als irgend etwas an der Beherrscherin seines Herrn — „gut, benachrichtigen Sie den Grafen, daß ich selbst hier gewesen bin und mich nach seinem Befinden erkundigt habe, und sagen Sie ihm, wenn seine Kräfte es ihm gestatten, aufzustehen oder sich wenigstens auf die andere Seite zu legen, ich ihm Etwas mitzutheilen habe, das ihm Vergnügen machen wird. Kann er dagegen sein eigenes Zimmer nicht verlassen, so werde ich ihn etwas später heute Vormittag besuchen."

Nilman bückte sich tief und verschwand mit der geheimnißvollen Botschaft, Edith aber setzte mit festen Schritten den Weg in das Zimmer ihrer Mutter fort.

„Wie? Bist Du schon in Ordnung, liebe Edith? Ich habe bei Gott in dieser Nacht kein Auge zugemacht, und wollte eben jetzt noch einen Augenblick schlafen."

„Wenn Du zuerst die Güte haben wolltest, liebe Mutter, zu hören, was ich zu sagen habe . . .“

„Ich ahne es . . . Du wünschest Deine Verbindung zu brechen, und um offenherzig zu sein, muß ich gestehen, daß ich Dich darum nicht verdammen kann. Doch Du hast mit freiem Willen Deine Wahl getroffen, und es ist meine Pflicht, Dich zu bitten, daß Du Dich erst besser besinnst, ehe Du ein so wichtiges Band auflösest, als Du thatest, da Du es knüpftest!“

„Ich bin so weit entfernt von dem Gedanken an eine Auflösung, daß ich im Gegentheil komme, um Dich zu ersuchen, Alles mit dem Probst abzumachen, damit das Aufgebot am nächsten Sonntage stattfinden kann. Am dritten Sonntage ist dann die Trauung, und am Montage über vierzehn Tage reisen wir.“

„Hast Du den Verstand verloren? . . . Die Hofräthin sperrte ein so verwundertes Augenpaar auf, daß Edith ungeduldig ausrief:

„Mutter! Hast Du ihn nicht eigentlich zu diesem Zwecke bei Dir aufgenommen? Wohl, jetzt taugt es nicht länger, daß wir scherzen oder uns bedenken! Wäre Onkel Janne hier, so weiß ich bestimmt, daß er sagen würde: „es gibt nur Eine Stimme, welche hier die Entscheidung haben muß, und das ist die des Gewissens — habt Ihr es so weit getrieben, so vollendet Euer Werk!“

„Edith, mein geliebtes Kind! glaube mir, jetzt irrst Du Dich. Du hast ihm die Hochzeit nicht vor dem ersten Mai versprochen. Laß uns mit dem Aufgebot so lange wie möglich warten. Er hat ja Anfälle, die Dich bis zum Tode erschrecken können.“

„Und ich sage, daß eben diese schrecklichen Anfälle mich bestimmen. Mit vollem Verstande kam er hieher, er kam, um sein Glück zu suchen, nach welchem er sich so lange gesehnt hatte; noch mehr, Mutter: er kam auf Deine eigene Einladung! Soll er von hier abreisen, allein, unglücklich, verlassener als vorher . . . todtkrank in seinem Herzen, vielleicht auch im Kopfe? Könnten wir wohl die Last der Vorwürfe ertragen, welche uns die ganze Umgegend offen und heimlich machen würde — könnten wir wohl vor

allen Dingen die Stimme unserer eigenen Vorwürfe ertragen? Nein, jetzt keine Schwäche, da es zu spät zur Reue ist, doch vielleicht nicht zu spät zur Vergütung! Doch schnell muß es geschehen: ich habe das Bedürfniß, Alles schnell abzumachen."

„Um, nachdem Deine Aufregung Dich verlassen hat, Dich einer Verzweiflung hinzugeben, gegen welche es dann kein Heilmittel gäbe? Ich beschwöre Dich, sei ruhig und laß Dir ein einziges Mal in Deinem Leben Zeit, zu denken, ehe Du handelst! Du willst es nicht glauben, daß dieses, gleich Deinen meisten Handlungen, eine Laune ist, diesmal hervorgerufen von den Schrecknissen, die Du gestern Abend erlebt hast. Jetzt aber höre die warnende Stimme Deiner Mutter, nur dies Mal, dies eine Mal! Sonst, ich schwöre es Dir, bereitest Du Dir eine Reue, die tausend Mal bitterer ist, als die Du jetzt empfindest!"

„Ich kann, ich will, ich darf Nichts hören! . . . Zu unserm beiderseitigen Besten laß mir meinen Willen! Heute habe ich die Kraft, das Opfer zu vollenden, und ich rufe Gott zum Zeugen, daß meinen Lippen keine einzige Klage entfallen soll, wenn es erst vollendet ist, denn es ist eine gerechte Strafe für meinen vorigen Leichtsinn. Noch hoffe ich, durch diese versöhnende Handlung und eine unermüdliche Zärtlichkeit, Hermann wiederherstellen zu können. Sollen aber diese Kämpfe noch zwei oder drei Monate dauern, und breche ich vielleicht endlich das Band, was wird dann aus ihm? Bedenke das Alles, Mutter, da es noch Zeit ist, und sage Ja!"

„Leider hast Du in mancher Hinsicht Recht, und es ist in der That eine schwere Gewissenssache, wie man sie auch wendet! Aber vielleicht, obgleich ich jetzt sowohl gegen meine Ueberzeugung, als auch mit derselben rede, ist es das Beste, dem Streite ein Ende zu machen. Bedenke aber, daß, wie es auch enden mag, ich Dir nicht gerathen habe! Du magst selber entscheiden."

Die Hofräthin sprach diese Art der Zustimmung mit einem zaudernden und niedergeschlagenen Tone aus, aber es war dennoch immer eine Einwilligung; und vielleicht war es besonders

Edith's Erinnerung an den strengen Tadel, der, im Falle eines unglücklichen Bruches, sie treffen würde, was nebst der Erinnerung daran, daß man doch auch ein Gewissen hat, sie vermochte, der Heftigkeit der Tochter nachzugeben, oder mit anderen Worten, vor Edith's Zukunft ein Auge zuzudrücken.

„Es ist also abgemacht!“ entgegnete Edith, ohne daß das geringste Zittern ihrer Stimme verrieth, daß sie vor der unermeßlichen Wichtigkeit des gefaßten Entschlusses bebte. „Ich rede heute Vormittag mit Hermann! . . . Doch noch Eins, Mutter, eine Kleinigkeit! . . . Ich bedarf einiger Zerstreuung — und wenn Du es erlaubst, so will ich während der letzten Zeit, da ich zu Hause bin, das kleine Eckzimmer neben der Bibliothek bewohnen!“

„Was ist das für ein kindischer Einfall mitten in so wichtigen Dingen — und was würde das wohl für eine Wohnung werden? Es ist ja nur eine Polterkammer!“

„Eine sehr gute Wohnung, liebe Mutter! Ich will Zerstreuung haben, und darum gehe ich sogleich an das Werk, und lasse die alten Gemälde und allen alten Plunder hinaus schaffen und auf den Boden bringen. Es soll recht nett werden, das kleine Zimmer! Morgen habe ich Alles in Ordnung.“

Die Hofräthin dachte eigentlich gar Nichts bei dieser Umzugsmanie, die sonst wohl zu keiner sonderbareren Zeit hätte kommen können . . . Edith's vorhergegangener Vorschlag hatte ihrem Nachdenken mehr denn genug Stoff gegeben.

„Guten Morgen, liebe Mutter!“ . . . Edith wollte sich entfernen.

„Bleib noch einen Augenblick, mein Kind! Umarme mich und . . . vergib es mir, daß dieser Mann jemals hieher kam! Gott blickt in diesem Augenblicke in mein Herz und weiß, daß ich Vieles geben wollte, wenn . . . wenn . . .“

„Kein Wort mehr, Mutter! Wir wollen hoffen und warm zu Gott beten für das Glück und den Frieden des armen Hermann . . . Erreiche ich das Ziel — und ich will des stärkenden Glaubens leben — so habe ich Nichts zu beweinen.“

Edith umarmte ihre Mutter. Einen Augenblick später war die Hofräthin allein.

Floh aber Edith jetzt in die Einsamkeit ihres Zimmers, um sich wirklich durch das Gebet zu stärken? Nein, sie eilte mit fieberhaftem Ungestüm und Ungeduld an die Arbeit ihres Umzugs.

Mit aufrichtigem Herzen, mit heiliger und kraftvoller Ueberzeugung wollte sie Buße thun für ihre Sünden, welche in ihren Augen stets wuchsen. Dabei aber hatte sie die fixe Idee, daß ihre Stärke am besten erhalten werden würde, wenn sie in das erwähnte kleine Zimmer zöge, welches nicht allein die Eigenschaft hatte, daß es unmittelbar neben der Bibliothek lag, in welcher Graf Hermann sich am liebsten aufhielt, sondern daneben auch ein Fenster hatte, das einem gewissen Fenster im rechten Flügelgebäude gegenüber und in gleicher Höhe mit demselben lag — wir meinen das Fenster in Helmer's Arbeitszimmer.

Am Montag wurde dieser erwartet. Aber schon am Sonntag sollte das erste Aufgebot stattfinden.

Zwei Stunden nach der Erklärung zwischen Mutter und Tochter saß Graf Hermann in halb liegender Stellung auf einem Ruhesessel. Sein bleiches Gesicht trug sichtbare Spuren des Anfalles, welchen er gestern Abend gehabt hatte, aber seine Lippen umspielte ein schwaches Lächeln, denn es war Edith's Hand, welche die Kissen unter seinem Kopfe ordnete, seine Stirn mit Eau de Luce feuchtete und seine heißen Hände in den ihrigen kühlte.

Endlich nahm sie neben ihm Platz, sah ihn an mit einem Blicke voll tiefer Theilnahme und sagte leise:

„Hast Du Dir die Mühe genommen, darüber nachzudenken, was ich Dir wohl zu sagen haben kann?"

„Ich habe nicht denken können. Und was sollte ich wohl jetzt noch hoffen? Die Hoffnung habe ich mir ganz abgewöhnt."

„Uns ist ja aber die Hoffnung als eine stete Begleiterin gegeben!"

„Ja, aber als eine Begleiterin, die uns auch stets täuscht. Nur Eines macht mir jetzt Vergnügen, nämlich Dich um mich zu

sehen; aber ich fürchte, nach dem Anfall, der gestern über mich kam, flöße ich Dir nur noch mehr Abscheu ein!"

„Du irrst Dich ganz, wenn Du so etwas denkst! ... Abscheu? ... Gott im Himmel! sollte ich Dich verabscheuen wegen dieser Leiden? ... Nein, mein Hermann, Dein Unglück verknüpft uns fester! ... Jetzt rathe!"

Eine flüchtige Röthe stieg auf den Wangen des Grafen Hermann auf. „O, was meinst Du? Aus Barmherzigkeit — rede!"

„Wenn es Dir ein Gefühl des Glückes, einen Trost in Deiner Prüfung bereitet, so bin ich bereit ..."

Sie bemühte sich, Athem zu schöpfen.

„Bereit? wozu?"

„Jetzt gleich Deine Gattin zu werden!"

„Ha, Du treibst Deinen Scherz mit mir!" Er erhob sich heftig, sank aber, erschüttert von der starken Gemüthsbewegung, ebenso schnell wieder zurück.

„Glaubst Du denn, daß ich gar kein Herz habe? Ein Beweis, daß es mir mit meinen Worten Ernst ist, mag der Umstand sein, daß ich schon mit der Mutter geredet habe; Du mußt reisen, denn Du mußt Deinen Wohnort verändern; aber Du sollst nicht reisen ohne die Begleiterin, welche Du Dir erworben hast."

„Gott! Gott!"

Er vermochte nicht mehr als diese Worte hervorzustottern, aber er streckte seine Hände zu einem beredten Dankopfer erst gen Himmel und darauf zu ihr empor.

Es verschwanden einige Augenblicke.

„Und jetzt," flüsterte er, indem er ihre Hand über seine brennenden Augen führte, aus denen die Thränen herabstürzten, „jetzt sollst Du mich nicht täuschen ... denn thust Du das ... so muß ich vergehen ... Hast Du Dich ernstlich besonnen, bist Du gewiß, daß Du nicht bereuen wirst, was Du in dieser feierlichen Stunde gelobt hast?"

„Vollkommen gewiß ... Ich opfere Dir mein Leben!"

„Und ich, ich . . . nein, ich will es nicht versuchen, von Dankbarkeit zu reden . . . was kann dieses matte Wort sagen, was drückt es aus von den Gefühlen, die ich empfinde? . . . O Edith! Gott hat Dich gehört! Meine Seele, mein Wesen ist in Dir: Du bist meine Welt — verwirf mich nicht wieder, laß mich zu Deinen Füßen ruhen und glauben, daß der Engel auf's Neue herabgestiegen ist!"

„Noch wage ich diesen Titel nicht anzunehmen, welchen ich mißbraucht habe — wenn ich aber erst Deine Gattin bin . . ."

„Gattin! — heiliger Gott, laß keinen neuen Wahnsinn über mich kommen! — Wann, wann willst Du es werden?"

„Sobald Du wünschest!"

„Gleich?"

„Sobald die Aufgebote zu Ende sind!"

„Aufgebot? das ist wahr! . . . . Können wir schon am Sonntage?"

„Mache das mit der Mutter ab . . . sie kommt eben . . ."

Und Alles wurde abgemacht, denn bis zum Sonntage hatte man noch drei Tage.

Noch einmal flammte der Lebensfunke auf in der Seele des Kranken. Alle düsteren Phantasien waren verschwunden, seitdem die Sonne sie beschienen hatte. Er wurde sogar körperlich gesund, denn das Glück ist ein großer Arzt, und Graf Hermann war in den Vorsaal des Himmels getreten.

Mit übermenschlicher Anstrengung beherrschte Edith nicht nur ihre Gefühle, welche immer wilder und stürmischer wurden, je näher die Zeit kam, sondern sie beherrschte auch ihre Gesichtszüge, ihre Stimme, ihre Haltung.

Sie ging mit Mamsell Octavie zu Rath über mehrere Sachen ihrer Brauttoilette. Olga erhielt die ernstesten Ermahnungen, keine Blume in der Stickerei des Brautschnupftuches zu verderben, und der Rittmeister, welcher eben jetzt nach einer achttägigen Ab-

wesenheit aus Carlstadt zurückkehrte, erhielt einen freundlichen, aber bestimmten Wink, dem er auch sogleich gehorchte, während dieser kurzen Wochen, da man so große Eile hatte, Dagby zu verlassen: der Graf sollte durch die Anspielungen des Rittmeisters nicht gepeinigt werden. Und in dem Allem sah man das Bild einer Braut, die mit dem besten Willen von der Welt hinging, um ihr freies Mädchenleben gegen das mit größerer Verantwortlichkeit verbundene Leben einer Gattin zu vertauschen.

Olga nannte sie schon Gräfin, und Edith lächelte und versicherte ihren Bräutigam, daß sie sich sehr gerne mit diesem Titel benennen lassen würde, welcher ihr immer als der schönste und stolzeste vorgekommen wäre von allen, die eine Frau führen könnte.

„Und dann," sagte sie, denn sie plauderte in diesen Tagen sehr viel und eifrig, „will ich unser gräfliches Wappen nicht nur an unserm Wagen haben, sondern auch überall, wo es in die Augen fallen kann. Man hat mich immer des Hochmuthes beschuldigt, und ich glaube wirklich, daß ich einen nicht so ganz kleinen Anstrich davon habe; doch Du mußt mich wohl nehmen, wie ich bin, mein bester Hermann!"

Und er war bei einer solchen Rede — die ja einen Beweis ablegte, wie gerne die Braut sich dem Bräutigam anschloß — nicht nur in dem Vorsaale des Himmels, sondern er trat in ein noch anderes Gemach, in welchem die Luft von berauschenden Wohlgerüchen erfüllt war, und in welchem die Seraphim in glänzenden Kleidern die dienstbaren Geister waren, welche mit dem Brauthimmel *) warteten.

„Ich glaube, Gott verzeihe es mir!" sagte die Hofräthin zu Mamsell Octavie, „der Mann wird noch wahnsinnig über sein eigenes Glück!"

*) In Schweden wird, besonders auf dem Lande, bei Bauernhochzeiten, von vier unverheiratheten Personen, während der Trauung eine Art von Thronhimmel (brudpelle) über Braut und Bräutigam gehalten. Anmerk. d. Uebers.

„Dieses scheint aber auch in voller Blüthe zu stehen!" antwortete sie, während sie für vier Personen arbeitete.

Noch niemals hatte Octavie so gerne und so schnell genäht. Noch einige Wochen, und Edith war weg. Man redete eifrig davon, daß Hortense einen neuen Freier erhalten hätte, und die Hofräthin hatte es nicht undeutlich merken lassen, daß sie ihren Bruksverwalter und die Lehrerin ihrer Tochter sehr gerne für immer auf Dagby behalten möchte.

Welche Aussichten auf eine glänzende und liebliche „Fortune"!

Und bei dem Gedanken daran, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, ganz gegen ihre Gewohnheit die Arbeit mit einem Liedchen aus der Lieblingsoper des Rittmeisters zu verkürzen:

Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen Dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Liebesfreude.
Schöner grüner, schöner grüner Jungfernkranz!"

Und auch hiebei lächelte der Graf und nickte seiner Braut entzückt zu; er glaubte, daß Niemand an einen andern Jungfernkranz denken kounte, als an den ihrigen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Sturm.

Es war Nacht, die Nacht zwischen dem Sonnabend und dem Sonntag.

In ihrem neuen Zimmer, das jetzt ganz fertig war, lag Edith auf den Knieen und betete, betete aus inbrünstigem und brennendem Herzen, daß sie im Kampfe bestehen, daß sie die Krone des Sieges unverdunkelt behalten möchte.

Sie wollte ihre Ohren, ihre Seele verschließen vor diesem Wehegeschrei der Verzweiflung, welches aus ihrem Herzen aufstieg,

aus diesem Herzen, das jetzt seine Verirrungen mit seinem innersten Lebensblute bezahlte.

Die stolze Edith war nicht mehr — im Staube lag das zermalmte Weib.

„Gott, mein Erlöser, wie schrecklich habe ich gesündigt, wie zweckwidrig, wie leichtsinnig ist mein Leben gewesen! Wie feige habe ich das Schönste, das Du uns gegeben hast, das Höchste, das Heiligste auf Erden — die Liebe zwischen zwei Seelen — einem elenden weltlichen Stolze geopfert! . . . Wie niedrig, ja sündhaft habe ich gehandelt, da ich diesen ohnehin schon so unglücklichen Mann zu einem Spielballe meiner flüchtigen Eindrücke machte! Ja, ich habe ihn tief, grausam und unwürdig beleidigt; ich habe ihm dafür nur eine Sühne geben können, und er soll sie erhalten — ich habe sie ihm willig, aus eigenem Antriebe zugesichert. Ich habe erklärt, gelobt, daß ich es nicht einmal bereuen will . . . Und ich bereue es nicht, o nein, gewiß nicht! . . . „Und jetzt" — sagte er — „jetzt sollst Du mich nicht täuschen!" — ich höre diese Stimme, ich sehe diesen Blick — „denn thust Du das, so muß ich vergehen!"

Ihr Haupt sank auf die Brust, an welche sie die gefalteten Hände härter preßte.

„Warum," stotterte sie mit immer schwächerer Stimme, welche erkennen ließ, daß die Kraft, welche das Gebet hervorgerufen hatte, wieder zu weichen begann, „warum tödtet nicht der Schmerz? Er ist ja noch nicht vollgehäuft . . . er kann noch weit höher, ja bis zum Wahnsinn steigen! . . . Gibt es aber nichts Schrecklicheres, als Wahnsinn? Wahnsinn ist ja ein Vergessen . . . die Pein des Bewußtseins ist die größte. Das Opfer wird in die Brautkammer geführt . . . bei der Fiebergluth in seinen Blicken erstarrt schon jetzt mein Blut, steht mein Herz stille . . . O möchte es für immer aufhören zu schlagen!"

Während ihre erregten Gedanken so hin- und herschweiften, waren ihre Augen gesenkt gewesen. Jetzt erhob sie dieselben.

War es ein Gesicht der Phantasie oder der Wirklichkeit? Das Fenster gegenüber war erleuchtet . . . eine Gestalt zeichnete sich auf der Gardine ab.

„Er ist es!" rief sie aus — und in diesem einzigen Ausrufe concentrirte sich das ganze Vermögen ihrer Seele, zu fühlen, zu leiden und zu genießen.

Ihre Kräfte waren erschöpft; sie schleppte sich an das Fenster, wo ihr Haupt auf den kalten Rahmen herabsank – zum ersten Male in ihrem Leben fiel sie in Ohnmacht.

Als sie lange nachher wieder zu sich selbst kam, da war es dunkel im Zimmer gegenüber und in ihrem eigenen: die Lichter waren ausgebrannt.

Edith fühlte eine Todeskälte in ihren Gliedern, aber ihr Blut siedete dennoch in heißen Wogen.

Die Morgensonne des Sonntags, des Tages seines ersten Aufgebotes, blickte herein in das Zimmer des Bräutigams.

Der Bräutigam hatte sein Gebet längst vollendet — und wie verschieden war dieses von dem Gebete der Braut gewesen! – es enthielt das brennendste und wahrhafteste Dankopfer des wärmsten Herzens.

Jetzt war Nilman mit geschäftiger Ehrerbietung dabei, seinem Herrn beim Anzuge zu helfen, und der Graf war beinahe schön, denn die erhabenste Begeisterung, welche seine Seele erfüllte, zeichnete sich auf seinem Gesichte ab.

Mit Sorgfalt musterte er jeden Theil seiner Toilette, er, der noch niemals gewußt hatte, was Nilman ihm anzog — Nilman aber hatte einen angeborenen, durch Reisen und eigene Bildung vollendeten Geschmack. Er wußte vollkommen, was seinem Herrn paßte.

„Ich glaube, jetzt ist es gut!" sagte endlich der Graf, indem er mit einer Miene der Herzlichkeit seine Hand darreichte, welche der Kammerdiener mit einer tiefen Verbeugung ergriff.

Er ehrte seinen Herrn nicht nur wegen seiner Geduld und unendlichen Sanftmuth, sondern er liebte ihn auch, und heute schwoll Nilman's Brust vor Stolz, denn er glaubte steif und fest, daß seine Worte auf die künftige Herrin gewirkt hätten.

„Der Anzug und die Haltung des Herrn Grafen sind in vollkommener Uebereinstimmung," sagte er. „Noch dazu haben der Herr Graf eine so gesunde Farbe, daß sich das Ganze noch besser macht."

„Wenn ich aber dieses Glück nur erleben darf — es kommt mir so groß, so überirdisch vor!"

„Es ist nicht größer, als es der Herr Graf sehr wohl verdienen."

„Ja, tausend, tausend mal größer! In zwei Wochen reise ich mit meiner Frau . . . mit meiner Frau . . . O, Du verstehst nicht, Du, wie viel in diesen Worten liegt! Wirf all diesen Plunder weg! Meine kleinen Wächter lassen wir hier, sie werden pensionirt, denn sie haben ihre Dienstzeit überlebt. Jetzt übernimmt die Liebe ganz allein ihre Wache. Reiß diese verdunkelnden Gardinen weg, laß frische Luft, Ströme von frischer Luft herein — hörst Du, mein Freund! Die Liebe verlangt viele Sonne, viele Luft!"

„Ich verstehe, Herr Graf! Wir wollen ganze Revolutionen anstellen, und ich bin überzeugt, daß die Frau Gräfin sich an die Spitze von Allem stellen wird."

Nilman wußte, daß er für die Ohren seines Herrn kein wohlklingenderes Wort äußern konnte, als wenn er auf die neue Veränderung in seiner Lage hindeutete.

„Hörst Du, mein Freund! Du wirst die Gräfin ja eben so sehr lieben, wie mich? Du verstehst wohl, daß meine Gattin der beste Theil meiner Seele wird, und ihren Befehlen müssen wir Beide gehorchen. Ach, sie ist so sanft, so entzückend und so schön, so schön ... ja, ja, allzu schön: sie werden ihr überall, wohin wir kommen, nachlaufen . . . und diese Opern . . . sie hat gesagt, daß sie dieselben gerne sieht, darum wollen wir sie auch besuchen. Aber dort gibt es ja immer vergitterte Logen. Glaubst Du, daß sie aus Liebe gegen mich — denn ich mag es nicht, daß so viele Leute

mich ansehen — daß sie nichts dagegen haben wird, wenn wir solche wählen?"

„Ganz gewiß nicht; sie ist allzu gewohnt, gesehen zu werden, als daß dieses sehr viel Reizendes für sie haben könnte."

„Sehr wahr, sehr wahr! ... Doch nun möchte es wohl Zeit sein, daß ich mich zu meiner Gebieterin begebe! ... Du gehst ja in die Kirche? Du bist so glücklich, diese wichtigen Worte zu hören, welche wohl den ganzen Vormittag in meinen Ohren wiederhallen werden!"

„Wenn ich aber nach Hause komme, so will ich sie dem Herrn Grafen wiederholen!"

„Ja, oft, sehr oft ... Hörst Du, Du weißt ja, daß Du meinen Wagen nehmen sollst: dieser soll offen sein, damit er zierlich aussieht, und es ist mein bestimmter Wille, daß Du meinen gewöhnlichen Platz darin einnimmst!"

„Wie der Herr Graf befehlen!"

„O, wie schön ist es, an Alles dergleichen zu denken! — Aber der Uhrzeiger geht so langsam vorwärts: kann sie wohl schon in Ordnung sein? — Sch! . . . . was ist das? welche Schritte höre ich? O Gott, sie ist's, sie-sie! — ja, sie ist es wirklich: es ist meine Gattin, welche kommt, um mich zu überraschen!"

Er flog zu der Thür, riß dieselbe auf und breitete die Arme aus, um seine Braut, seinen irdischen Himmel zu umarmen. Aber zu seinen Füßen sank ein leichenblasses Weib, deren ungeordnetes Haar, dunkel brennende Augen und wilde Geberde einer verschämten Braut wenig paßten.

Die Hand des Todes griff hart an das unvorbereitete Herz des Grafen Hermann. Sein noch vor einem Augenblick so seelenvolles Antlitz war schrecklich verändert: der Schrecken spiegelte sich in allen Gestalten auf demselben ab.

Er vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Erbarmen!" stotterte Edith. „Erbarmen! ich kann nicht! Gib mir noch Zeit bis zum Mai! .... Wir müssen in die Kirche schicken und absagen lassen!"

Bei diesen Worten zertheilte sich die Lähmung, welche über den Grafen gekommen war, und diese Lähmung ging in eine grenzenlose Wuth über.

„Nein!“ rief er aus, indem er die Widerstrebende mit seinen Armen umschloß, „jetzt bist Du mein, und bei dem Himmel und dem Abgrunde, mein sollst Du werden! Glaubst Du, Weib, daß man so mit Eiden und Treue scherzt? Ha, welche schwarze Verrätherin! Doch fühle nun Deine Unmacht, und versuche es nicht länger, mit mir zu spielen, denn ich schwöre, daß ich's müde bin, und daß es für Dich Zeit ist, mich nicht länger zu reizen!“

„Laß mich, um Gottes Barmherzigkeit willen, laß mich: Du erstickst mich, Du verbrennst mich mit Deinem heißen Athem!“

„Und Du schauderst nicht zurück, Gott anzurufen, den Du doch durch Deine gebrochenen Gelübde gelästert hast? Du wagst an Erbarmen zu denken von dem Manne, welchen Du zu bloßem Zeitvertreibe in einen Abgrund gestürzt hast, der weit, weit tiefer ist, als der, worin er früher war? Was hatte er Dir gethan, dieser Mann, daß Du ihm den Glauben an Tugend und Reinheit vernichten mußtest, welcher auf dem Wege war, ihn zu retten? Schien er Dir nicht schon bedauernswürdig genug zu sein durch das grausame Schicksal, welches Gott selbst ihm auferlegt hat, mußtest Du auch noch seine Ehre in den Staub treten, und ihn nicht nur zu einem Gegenstand des Mitleidens, sondern auch des Spottes machen? . . . Nein, keine Barmherzigkeit! Heute wird unsere eheliche Verbindung abgekündigt, oder — nimm Dich in Acht! — die Folgen fallen schwer auf Dich zurück!“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ jammerte Edith und strebte vergebens aus der Fessel zu kommen, die sie sich selbst geschmiedet hatte.

In diesem Augenblick wurde die Thür von der Hofräthin geöffnet.

Sie hatte nichts gewußt und nichts geahnt, bis Nilman mit versteinertem Gesicht gekommen und sie zu dem Grafen und dem Fräulein gerufen hatte.

Als die sonst so starke Frau jetzt die Braut in der harten Umarmung des Bräutigams fast halb erstickt fand: als sie das funkelnde Feuer sah, das aus seinen Augen sprühte, als sie die letzten Worte vernahm, die von seinen zitternden Lippen gingen, da fühlte sie, daß ihre Kniee zitterten, und nur mit der größten Anstrengung vermochte sie ihre Würde zu behaupten und ihrer Bestürzung Worte zu geben.

Und schon bei dem ersten Laute ihrer klaren und scharfen Stimme sanken die Arme des Grafen schlaff herab. Er ging ihr drei Schritte entgegen, deutlich in der Absicht, seinen Beruf als Kläger fortzusetzen. Ehe er jedoch den Mund geöffnet hatte, wurden seine Lippen und sein ganzes Gesicht blau. Er fiel in Convulsionen zu Boden.

„Schnell!" rief die Hofräthin, indem sie den ganzen Glockenzug herabriß, um Leute zu rufen; „laufe schnell Jemand hinauf, um Herrn Helmer zu holen! — Er ist in dieser Nacht angekommen!"

Und einige Minuten später stand Helmer da.

Wie sah er Edith wieder?

Doch daran war jetzt gar nicht weiter zu denken.

Es war ein schrecklicher Aufstand, ein Schreien, ein Hin- und Herlaufen, ein Chaos, das eine ruhigere und besonnenere Kraft erforderte.

Edith, die ohne Besinnung war, wurde in ihr Zimmer getragen. Der Graf erhielt alle mögliche Pflege, die sich in der Eile nur erdenken ließ, und Boten flogen nach Osten und Westen, um Aerzte herbeizurufen.

Mit großer Mühe brachte Helmer endlich Besinnung in die Hofräthin, welche zum ersten Male in ihrem Leben das Bewußtsein verloren hatte, daß s i e die Regierende war.

Sobald aber dieses Bewußtsein wieder in ihrem Kopf aufdämmerte, war der erste Befehl, den sie ausfertigte, folgender: Helmer sollte augenblicklich ein Paar Zeilen an den Probst schreiben, um ihn im Namen der Hofräthin zu ersuchen, wegen einer heftigen und plötzlichen Krankheit des Grafen das Aufgebot ein-

zustellen. Ein reitender Bote sollte bis dahin bereit sein, um mit dem wichtigen Documente abzufliegen.

„Nein!“ entgegnete Helmer mit Unwillen. „Muß dieser Gegenbefehl abgeschickt werden, so sei er wenigstens von der eigenen Hand der gnädigen Frau, sowie auch auf Ihre eigene Verantwortung ausgefertigt. Ich kann ihn nicht schreiben.“

„So geben Sie denn her!“

Die Hand der Hofräthin zitterte wohl ein wenig, als sie so das Todesurtheil des bewußtlosen Grafen Hermann unterzeichnete, aber dennoch wurden die Worte hingezeichnet. Und erst, als der Bediente zu Pferde gestiegen und weggesprengt war, holte sie Athem und entsann sich der Worte des Grafen von den Folgen.

Doch kam in diesem Augenblick ein anderer heller Gedanke über sie.

„Er weiß nicht, was er gesagt hat ... wenn er zu sich selbst kommt, so weiß er — gar nichts.“

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Folgen des Sturmes.

Alle Verwüstungen, die ein verheerender Sturm hinterläßt, sei es in der Natur oder in dem Leben des Menschen, sind schrecklich anzusehen.

Auf der Erde liegen die großen Bäume, abgemäht von den Aexten der Winde, und die halb umgeworfenen Hütten haben sich den wilden Siegern ergeben, welche auf ihrem luftigen Heerzuge hindurchziehen und die Bewohner aus ihren Hütten verjagen.

Noch ernster geht es auf dem Meere zu.

Wo sind sie geblieben, alle diese schwimmenden Häuser, die Triumphe des menschlichen Verstandes, die noch gestern vor einer muntern und frischen Brise, und geschmückt mit ihrem stolzen Segelgewande, gleichsam beflügelt über das mit Schaum gekrönte

Reich der Meerfrau schwebten? — Ja, wo sind sie geblieben? . . . Frage diese öden Gestade, über welche der unheimliche Meervogel seinen Leichenruf krächzt, frage diese blinden Klippen, diese treulosen Wellen, diese umherfließenden Ueberbleibsel, die sich durch die wolkenhohen Brandungen einen Weg suchen, und Alle werden Dir mit ihrer monotonen Todtenklage antworten: „in der Tiefe!"

Auch in der menschlichen Seele gibt es eine Tiefe, deren Grund noch kein Taucher erreicht hat; düster, unbekannt und unermeßlich wie das Meer, verbirgt sie gleich diesem ihre Geheimnisse, bis eine mächtige Naturkraft dieselben aus ihrem Grabe hervorzwingt.

Ein Sturm, der alle feinen und weichen Gewächse, die sich über die Fläche geschlängelt hatten, und nur auf die Sonne und die Wärme warteten, um zu einer gesegneten Ernte zu reifen, in seiner gewaltigen Fahrt zerrissen hat, übt bisweilen diese Wirkung aus; denn wenn die guten Pflegekinder zerstört und vernichtet sind, so beginnen die vergifteten Gewächse in der Tiefe ohne Hinderniß emporzusteigen, und diese wachsen mit Eile aus den Ruinen des zerstörten Blumenlandes auf.

In dem Herzen des Grafen Hermann hatte es einen kleinen grünen Platz gegeben, woselbst die milden Blumen sproßten, aber ihre jungen und feinen Wurzeln waren schwach, allzu schwach; der Sturm kam, sie wurden vernichtet, zur Erde gebeugt — und erhoben sich nicht mehr. Aber auf der verödeten Stelle, wo so manche Knospe abgemäht worden war, welche die Bestimmung hatte, eine reiche Blumenkrone zu tragen, schlängelte sich bald ein wildes Dickicht von Disteln und Bilsenkraut . . . und sie dufteten ihr Gift nach allen Seiten aus.

Tage und Wochen theilte Helmer mit dem unermüdlichen Nilman treulich die Pflege des Grafen, welcher, beschäftigt mit seinen wilden Visionen, von der körperlichen Krankheit gar nichts wußte.

Die Verstandesverwirrung, welche vor einigen Jahren auf

eine so bedauernswürdige Höhe gestiegen war, schien wiederum, obgleich mit helleren Zwischenstunden, die Herrschaft über seinen Geist nehmen zu wollen. Er sah sich jetzt fast immer in zwei verschiedenen Wesen und vermischte zu seiner ewigen Pein den rechten und falschen Bräutigam.

Bald war es sein wirkliches Ich, das Edith in den Brautstuhl führen sollte, bald war es sein Schatten, dem sie ihre Treue geschworen hatte, und in der Ueberzeugung, daß er mit diesem seinem übermächtigen Feinde nicht kämpfen konnte, weinte und tobte er dann über seine eigene Feigheit, daß er nicht den Muth hatte, die Geliebte diesem seinem zweiten Selbst zu entreißen.

Sein Leiden war um so schrecklicher, als es mit vieler wirklicher Vernunft untermischt war. Sehr oft schätzte er mit voller Klarheit des Verstandes sein Elend, und zu diesem kam jetzt noch die Grübelei über ein neues, schreckenvolles Räthsel, welches er niemals zu lösen vermochte. Hatte sein Körper zwei Seelen, oder hatte die Seele, die in ihm thätig war, die Eigenschaft, sich in zwei Körpern zu verdoppeln? . . . .

Edith's Zustand während dieser Zeit beschreiben zu wollen, wäre um so schwieriger, als wir keinen Namen besitzen für die schrecklichen Eindrücke, welche ihr Herz jetzt empfing. Gewissensbisse und Reue hatte sie schon früher empfunden, jetzt erschien sie sich selber als ein verdammter, an die Erde gebundener Geist, der durch seine Sündenschuld der Ruhe sowohl des Lebens, als auch des Grabes beraubt war. Sie zehrte ab unter der Geißel der Selbstvorwürfe.

Wenn der Graf Hermann in vernünftigen Augenblicken nach ihr fragte, saß sie augenblicklich zu seinen Füßen. Ihre heißen Thränen thauten herab auf seine Hände, und ihre erblichenen Lippen stammelten die Bitte um Verzeihung.

Bisweilen antwortete er nicht — bisweilen aber sagte er mit einer Bemühung, sie zu trösten: „Ich bin zufrieden mit demjenigen, was geschehen ist!“

Zu einer andern Zeit dagegen hatte er vergessen, daß das Aufgebot abbestellt war, und schwärmte von ihrer Hochzeit, ihrer Reise und ihrem häuslichen Leben.

Edith's Herz war zermalmt.

Oft, wenn sie Helmer zufällig begegnete, sah sie in seinen tiefen Augen einen Blick voll zärtlicher Theilnahme blitzen; doch sie scheute denselben ebenso, wie sie ihn selbst scheute. War nicht sein bloßer Anblick eine Beleidigung gegen den, der noch als ihr Verlobter galt?

Bisweilen trotzte Helmer ihrer Scheu und redete zu ihr Worte des Trostes, um ihren Muth zu stärken. Sie lauschte einige Minuten, beherrscht von einer geheimen Macht, aber sie hatte nicht die Worte, sondern nur seine Stimme gehört ... Und wieder floh sie und verbarg sich, wo kein menschliches Auge sie sah. Aber sie konnte sich nicht vor sich selbst verbergen.

Endlich trat eine weniger düstere und unglückliche Zeit ein.

Die Nachtwachen hörten auf, der Arzt weissagte das Beste, und der Graf war des Tages wieder in den Zimmern.

Es war wohl wahr, daß er eher einem Gespenst als einem lebenden Menschen glich, aber er war doch wenigstens da, und man hoffte auf den Frühling und das neue, warme Leben.

Aber jetzt hielt noch der Winter sein weißes Leichentuch über das Antlitz der Erde.

Und um den häuslichen Jammer zu vollenden, war Onkel Janne schon im Januar abgereist. Der Brief der Hofräthin traf ihn so spät, daß schon vor seiner Rückkehr das traurige Drama auf Dagby ausgespielt war.

Die Laune des Grafen hatte in seinem gesunden Zustande sich stets als ruhig und friedvoll ausgezeichnet. Er hatte sich gerne mit mechanischen Arbeiten beschäftigt, um, seitdem er es nicht länger wagte, sich durch Lesen und Nachdenken anzustrengen, dennoch Etwas zu haben, das ihn fesseln konnte. Jetzt war auf die Ruhe eine unheilbare Milzsucht, eine schlaffe Unthätigkeit gefolgt.

Nur die Töne der Musik vermochten noch bisweilen seine müden Lebensgeister in eine leise Erschütterung zu versetzen, und darum spielte nicht nur Edith das Schönste, das sie aus den Tönen hervorzurufen im Stande war, sondern auch Helmer saß bis spät in die Nacht hinein in der Schlafstube des Grafen und schläferte mit den Tönen der Violine seine stechenden Schmerzen in eine wohlthätige Betäubung ein.

Jetzt konnte Helmer spielen ... und er spielte mit jener unnennbaren Kraft der Seele, welche sich dem todten Instrumente mittheilt, so daß auch dieses eine Seele erhält.

Oft stand Edith mit flammenden Wangen und klopfendem Herzen draußen an der Thür; schwieg jedoch die Violine, so fuhr sie zusammen und flog in ihr Zimmer zurück wie ein erschreckter Vogel in sein Nest ...

„Er wurde dennoch mein David!“ pflegte der Graf bisweilen von Helmer zu sagen; und Helmer war wirklich diesem von den Mächten der Finsterniß angefochtenen Saul ein David, der sowohl durch seine milde, unermüdliche Sorgfalt, als auch durch sein Saitenspiel die bösen Mächte in die Flucht jagte.

Aber diese Ruhe war nur eine augenblickliche, und mit einer Art von wilder Genußsucht gab er sich wieder der Milzsucht hin.

Was er da dachte, das wußte Niemand. Er sagte nicht einmal zu Edith ein Wort über das neue, dunkle Räthsel; aber oft äußerte er zu ihr: „Sei ruhig, der Himmel hatte Dich nicht bestimmt, mein rettender Engel zu werden!“

„Ich verdiene es nicht zu sein,“ entgegnete sie eines Tages, „und ich wage es kaum,“ fügte sie hinzu, indem sie auf das mehr delikate und schwere Verhältniß, das, so zu sagen, vorhanden war und auch wieder nicht vorhanden war, zum ersten Mal hindeutete — „ich wage es kaum, Dich zu fragen, ob Du Dich diesem gefallenen Engel jetzt noch anvertrauen willst?“

„Nein, nein!“ antwortete er bestimmt und ohne sich zu bedenken, „um keinen Preis, seitdem Deine Macht gebrochen ist!“

„Gebrochen, wirklich gebrochen!“ wiederholte sie leise — vielleicht mit einem bewußtlosen Mißtrauen — „also hast Du aufgehört, mich zu lieben?“

„Damit kann ich nicht aufhören; aber Du hast aufgehört meine Kraft zu sein: ich lebe nicht mehr in Deiner Seele, Du nicht mehr in meiner ... Du verstehst mich ja? Es war mir, als hätte ich das Gelübde des Himmels, daß der Engel meinen Plagegeist zwingen sollte, mich auf ewig zu verlassen; doch der Engel besaß nicht diese Macht. Ich kann darüber nur weinen und mich unterwerfen in der Hoffnung auf eine andere Erlösung durch einen andern Engel.“

„Welchen?“ stotterte sie.

„Gibt es für mich noch mehr denn Einen, seitdem Du mich verließest? — Den Engel des Todes!“

Es war ein starker Unterschied zwischen dem stillen und traurigen Leben, das jetzt auf Dagby geführt wurde, und demjenigen, das noch vor Kurzem dort wiederhallte, wo Gäste kamen und abfuhren und der Rittmeister täglich neue Zerstreuungen erfand, wenn Bälle und andere Lustpartien nicht ausreichen wollten.

Jetzt kamen keine Gäste — man fürchtete sich, zu „geniren“ — und Dagby hätte nicht öder sein können, wenn es die Pest in seinen Mauern gehabt hätte.

Der Rittmeister hatte es wohl versucht, sich in dieser Zeit der Betrübniß zu einem dauernden Vertrauensposten unter dem Titel eines — Freundes in der Noth empor zu schwingen; aber es wollte ihm nicht gelingen, denn Helmer hatte seit dem unglücklichen Morgen nach seiner Rückkehr auch über die innern Angelegenheiten eine gewisse Macht erhalten. Die Hofräthin befand sich wohl bei seiner festen und besonnenen Ruhe, seiner Art der Anordnung, und nahm von ihm mehrere Rathschläge an, unter andern, die Vertraulichkeit des Rittmeisters nicht aufzumuntern; denn es wäre

auf jeden Fall das Beste, die Geheimnisse der Familie so viel wie möglich innerhalb der Wände zu behalten.

Da der Rittmeister merkte, daß für den Augenblick nichts zu gewinnen sei, zog er sich zurück, doch um der Zukunft willen flossen von seinen Lippen die schönsten Reden über die ausgezeichnete Seelenkraft der Hofräthin, über ihre Würde in der Betrübniß und über ihre musterhafte Geduld mit dem kranken Grafen. Er hielt mit einem Worte gleichsam einen Schild vor das Sternfelt'sche Haus, damit die Verleumdung nicht allzu übel damit verfahren sollte; und klug war der Rittmeister: auf diese Art wirkte er für seine Zukunft mehr, als wenn er sogar den Vertrauensposten Helmer's gehabt hätte. Mamsell Octavie, welche noch mit der Welt in Berührung stand, setzte die Verdienste des Rittmeisters in das klarste Licht — denn der Rittmeister hatte ihre „Protection" zu gewinnen gewußt. . . . .

Man war jetzt zu Ende des Februar.

Der Mond stand im ersten Viertel und beleuchtete mit seinem weißen Glanz die Schneedecke, welche auf dem Hofe zu Dagby ruhte, und die tausend funkelnden Eisperlen, welche auf den entlaubten Zweigen der Pappeln zitterten, und die vielen tausend phantastischen Gestalten, welche der Nebel in den dunkelgrünen Kronen der Fichten gebildet hatte.

In Edith's Zimmer war die Nachtlampe eben erloschen, und da es auch gegenüber finster war, so hatte sie die Gardine aufgezogen, um das schöne Winterstück zu betrachten.

Ihr Blick ruhte auf einer großen weißen Wolke, welche leise und majestätisch über die Veste des Himmels hinschwebte und über die strahlenden Sterne hinglitt und so viele verschiedene Gestalten auf ihrer Reise annahm, daß Edith ihr mit unverwandter Aufmerksamkeit folgte, und in den leichten, dunklen Abwechslungen bald einen Brautzug, bald einen Leichenzug zu sehen meinte.

Doch die weiße Wolke trieb ihren Scherz mit Edith's Einbildung, und wollte weder von einem Braut- noch auch von einem

Leichenzuge etwas wissen ... Endlich schien sie stehen bleiben und sich auf Dagby herabsenken zu wollen: aber in ihrem Sinken wurde sie dunkler: da schieden die strahlenden Sterne, und ein undurchdringlicher Nebelschleier verhüllte sie in düstere Nacht und segelte mit seiner Beute auf die Erde hinab.

„O, wer doch dort wäre!" seufzte Edith, indem sie sich schlaflos auf ihrem Lager wendete. „Wie himmlisch lieblich, nicht mehr zu leiden und sich nicht mehr zu sehnen nach demjenigen, was hier niemals vollendet werden wird!"

Ein sonderbarer Laut in der Bibliothek zog in diesem Augenblicke ihre Aufmerksamkeit von der jetzt in ihrer Nebelhülle pechschwarzen Wolke ab, welche bald das Ende ihrer Reise erreicht zu haben schien.

Der Laut, welchen Edith so plötzlich in der stillen Nacht vernahm, klang so, als ob Jemand draußen umhertappte und etwas nachschleppte.

Sie wollte sich zuerst überreden, daß dies nur eine Einbildung war, aber bald unterschied sie wirkliche Schritte, obgleich dieselben bisweilen inne hielten, und sie konnte sich nicht irren, daß dieselben auf ihre Thür gerichtet waren.

Plötzlich flog ein schrecklicher Gedanke durch ihre geängstigte Seele.

„Er ist es! ... Er hat plötzlich einen Anfall bekommen und sich hinausgeschlichen ... Was will er?"

In dem nächsten Augenblick sprang sie aus dem Bette, warf ein Tuch über die Nachtkleidung und erreichte die Thür, deren Riegel sie in demselben Augenblicke vorschob, wo draußen eine Hand an dem Schlosse umhertappte.

„Ach so!" sagte die Stimme des Grafen, doch sie hatte einen andern Klang, als sie gewöhnlich zu haben pflegte — „sie hat mich nicht erwartet!" Er kehrte um und ging einige Schritte vorwärts ... blieb jedoch bald wieder stehen.

Zitternd blickte Edith durch das Schlüsselloch.

Bei demjenigen, was sie sah, hätte sie laut aufschreien mögen; doch der Schrecken lähmte ihre Zunge.

Ihr Verlobter, nur in das lange Laken gehüllt, welches er nachschleppte und das sich an den im Wege stehenden Stühlen verwickelte, zeigte sich jetzt von der Seite. Der Mond beleuchtete mit außerordentlicher Klarheit sein Antlitz, welches fast eben so weiß war, wie das Laken. Mit der einen Hand hielt er den weiten Mantel zusammen; in der andern, die er unter dem Laken verborgen hielt — denn ihn schien zu frieren — hielt er Etwas, das sich aber nicht unterscheiden ließ.

Nachdem er sich einige Minuten besonnen hatte, trat er wieder an die Thür und klopfte dreimal leise an.

Da aber keine Antwort erfolgte, so begann er mit dumpfem, höhnenden Tone, indem er immer stärker klopfte:

„Graut Liebchen auch? — der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?"

„Jesus Christus!" stotterte Edith in der Todesangst.

„Ha! Du hörst ... Du bist wach? Thu' auf, ich bin's ... Mein Rappe steht gesattelt, ich hebe Dich auf ihn und wir fahren ab ... Doch geschwind, ehe der Hahn ruft ...

Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?

„Hermann!" — sie bemühte sich, ihre erstarrenden Lebenskräfte zurückzurufen — „bist Du es, oder ..."

„Still! kennst Du nicht den Geist Deines Bräutigams? ... Doch, hu, hu, hu — mich friert! ... Laß mich ein in die warme Kammer!"

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen, geh zurück! ... Niemand hört mich ... ich kann nicht rufen ... und habe keinen Ausgang!"

„Nein, keinen andern Ausgang, als in meine Arme; doch beunruhige Dich nicht um seinetwillen, des andern Narren, der

sich einbildete, Du wärest **seine** Braut! Ich will ihn nun nicht länger plagen. Ich habe Etwas bei mir, das sein elendes Leben endigen soll, und im Tode hört der Wetteifer auf: dort gehörst Du mir allein . . . Zaudere nur nicht länger — die Zeit entflieht!"

Jetzt glaubte Edith dasjenige zu unterscheiden, was der in seiner Einbildung todte Mann unter dem Laken verborgen hielt, und sie täuschte sich nicht: es war die Mündung einer Pistole, die in dem nächtlichen Lichte schimmerte.

Edith schleppte sich an das Fenster, schlug die Scheibe entzwei und rief mit Anstrengung aller ihrer Kräfte um Hülfe.

Helmer konnte sie vielleicht hören, kein Anderer — sofern nicht Gott Jemand über den Hof schickte.

Und Helmer, der noch in seinen Grübeleien wachte, hörte gleich den Klang der zerbrochenen Scheibe, den Laut der hülferufenden Stimme, Edith's Stimme, die zu dem Ohre seiner Seele den Weg gefunden, wenn er auch geschlafen hätte oder noch weiter entfernt gewesen wäre.

Schnell, wie der Blitz daherfährt, war er in den Kleidern, die Treppe hinab und über den Hof unter Edith's Fenster.

Sie hatte ihn gesehen.

„Schnell," stotterte sie athemlos, „doch vorsichtig! Er hat Waffen, er ist in der Bibliothek! . . . er dringt herein!"

Helmer war schon verschwunden.

Leute herauszupochen und die Hausthür öffnen zu lassen, war ein Verzug, an den sich nicht denken ließ. Ohne einen Augenblick zu verlieren, schwang er sich daher über das Gitterwerk des Balkons und schlug die eine Glasthüre ein.

Doch in demselben Augenblick rief eine Stimme, die dem Grafen Hermann nicht mehr angehörte, Edith zu: „Treulose! Du hast zu lange verzogen: jetzt kräht der Hahn, ich muß hinweg und habe nicht Zeit zu mehr, als ihn, den Andern, zu befreien, welchen Du ebenfalls betrogen hast . . ."

Und als es eben Helmer gelang, durch die zerschlagene Thür, um welche die Glasscheiben flogen, in den Saal zu dringen, erscholl ein Pistolenschuß durch das Haus, und weckte auf eine schreckliche Weise die Bewohner desselben . . .

Von endlosem Wachen ermüdet, war Nilman einmal so fest eingeschlafen, daß er es nicht hörte, wie der Graf den Koffer öffnete, in welchem die Pistolen lagen, wie er diese lud und hinweg schlich. Der Graf hatte stets einen so tiefen Abscheu vor Selbstmord gezeigt, daß Nilman in dieser Hinsicht niemals eine Furcht gehegt hatte.

Doch jetzt, da er in der düstern Einsamkeit der Nacht dem grausamen Irrthume anheim gefallen war, daß er mit seinem andern Ich das Wesen gewechselt hatte, und über den Gedanken phantasirte, er müßte den Zwist um die Braut dadurch beendigen, daß er, der schon der Schattenwelt Angehörende, mit ihr entflöhe, meinte er doch wieder, es sei feige, den lebenden Grafen Hermann der Pein, sie zu beweinen, Preis zu geben. Eine Pistolenkugel — und auch er hatte die Fesseln des Lebens gebrochen.

Doch sie wurden nicht gebrochen. Der Schuß, welcher bestimmt war, die Stirne zu durchbohren, hatte eine falsche Richtung erhalten.

Er tödtete nicht, aber er vollendete die Zerrüttung des Gehirns.

So endigte diese Episode, für welche die Hofräthin in ihrer kalten Selbstsucht so eifrig gearbeitet hatte. So endete Edith's Verlobung.

Als Onkel Janne in der folgenden Woche Dagby erreichte, welches er mit solch ahnender Furcht verlassen hatte, da lag die Braut als eine gebrochene Lilie auf dem Krankenlager, wohin die Folgen ihres eigenen Leichtsinnes sie geführt hatten.

Der Bräutigam war im Irrenhause.

Flygare-Carlén, Emilie,

Emilie Flygare-Carlén's sämmtliche Romane In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen

Bd.: 2

Stuttgart 1856 - 57